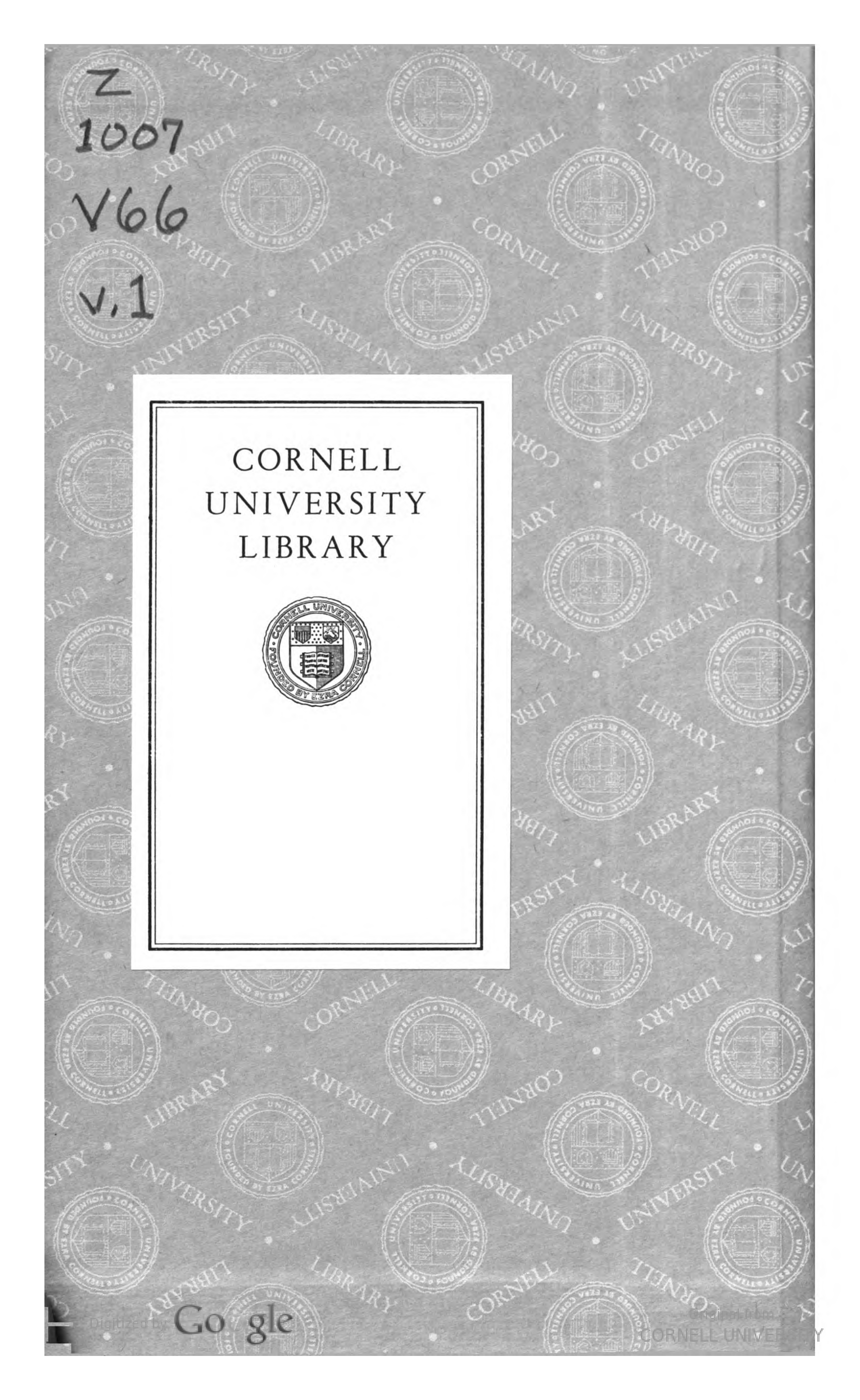
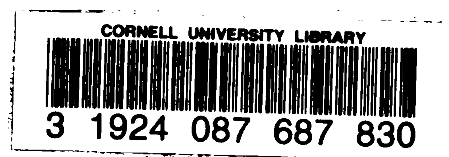



Z
1007
V66
v.1
CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY



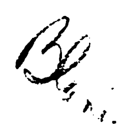
VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON
G. A. E. BOGENG

ERSTER JAHRGANG

1918
MAX HARRWITZ VERLAG
NIKOLASSEE bei BERLIN





*



Inhaltsübersicht

Seite

Anmerkungen zu Büchern:

Anzeigen:

30—41, 74, 81, 121, 135, 164—181.

Mitteilungen und Nachrichten:

Berichtigungen und Ergänzungen:

Anfragen und Antworten:

Poeschel & Trepte · Leipzig



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

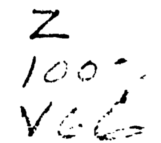
G. A. E. BOGENG

JAHRGANG EINS · HEFT EINS

1918

MAX HARRWITZ VERLAG

NIKOLASSEE bei BERLIN







VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

Herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng
Berlin-Wilmersdorf · Kaiser-Allee 168

BEZUGSPREISE

Jahrgang . . . . Zehn Mark
Einzelheft . . . . Drei Mark

ANZEIGEN-PREISE

Ganze Seite . . . . Dreißig Mark
Halbe Seite . . . . Achtzehn Mark
Viertel Seite . . . . Zehn Mark
Achtel Seite . . . . Sechs Mark

Verlag von
Max Harrwitz · Nikolassee bei Berlin
Postscheckkonto Berlin Nr. 1423
Deutsche Bank Berlin Dep.-Kasse C

ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

Als Friedrich Adolf Ebert im Jahre 1821 die Vorrede seines allgemeinen bibliographischen Lexikons schrieb, stellte er der „reinen" Bibliographie, die allein die Aufgabe habe, zu zeigen, was überhaupt gedruckt und geschrieben worden sei, die „angewendete" gegenüber, die sich erst in späterer Zeit durch die technische Ausbildung eines eigentlichen Bücherwesens entwickeln konnte.

„Mußte bei der allgemeiner gewordenen schriftstellerischen Tätigkeit schon die reine Bibliographie allmählich auf Details eingehen, welche sie früher nicht zu beachten brauchte (wir erinnern hier nur an die Kenntnis der verschiedenen Ausgaben, insofern diese, zumal bei den alten Klassikern, einen Maßstab für den größeren oder geringeren Einfluß oder die verschiedene Behandlungsart gewisser Schriften in einzelnen Zeiten oder Ländern darbieten), so bereitete die täglich anwachsende Büchermenge eine angewendete Bibliographie desto vollständiger vor, je mehr eben sie dem Gelehrten eine strengere Auswahl notwendig, und dem Laien, der unterdessen als sammelnder Dilettant aufgetreten war, bequemer machte. Wenn ersterer jetzt auf korrektere Drucke oder auf vollständige und unverstümmelte Ausgaben aufmerksamer zu werden begann, so ließ sich letzterer bei dieser Auswahl nicht bloß durch den wissenschaftlichen Gehalt oder die Form der Darstellung, sondern zugleich auch in demselben und sehr oft selbst in weit höherm Grade durch Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten bestimmen. Dieser äußere Luxus der Sammler, die durch denselben geweckte Spekulation der Drucker und Verleger und große öffentliche



Bücherverkäufe machten die Bücher zu einer Ware und jene Äußerlichkeiten zu oft sehr klingenden Motiven des Sammelns von der einen und des Preises von der anderen Seite. Der Inbegriff dieser Rücksichten und Grundsätze des Kaufs und Verkaufs, welche in Holland zuerst förmlich ausgebildet und in Frankreich und England zu der jetzigen Vollständigkeit und Verbindlichkeit gesteigert worden sind, ist eben das, was wir hier angewendete Bibliographie nennen. Der reinen Bibliographie an Allgemeinheit ähnlich, unterscheidet sie sich dadurch von derselben, daß ihre höchsten Gesichtspunkte die Neigungen der Sammler, das wirkliche Gesuchtsein und der Handelswert sind. Inwiefern sie dabei zugleich auf das wissenschaftliche oder historische Interesse, wenn gleich nur in untergeordnetem Grade und bloß soweit dasselbe auf den Preis Einfluß hat, Rücksicht nimmt, insofern finden wir den Namen der materiellen Bibliographie, den man ihr bisweilen gegeben, nicht angemessen. Treffender wird man mit letzterer Benennung ihre Methode und Behandlungsart bezeichnen, welche sich dadurch von der bloßen Nomenklatur der reinen Bibliographie wesentlich unterscheidet, daß sie die Gründe, aus welchen, und die Bedingungen, unter welchen ein Buch Wert für den Sammler oder Händler hat, vollständig angibt."

Aus dem besonderen Zweck des Ebertschen Lexikons ergab sich für ihn die vorweggenommene Beschränkung auf das gedruckte Buch und damit auch die zu enge Begriffsbestimmung der angewandten Bibliographie als Buchgeschichte nicht als Werkgeschichte. Die geistige Schöpfung, das Werk, das sich in Buchform verkörpert, darf für die angewandte Bücherkunde nicht unberücksichtigt bleiben, weil seine Buchüberlieferung das ist, was die angewandte Bücherkunde, wie wir sie verstehen möchten, prüft und untersucht, wobei dann das Ergebnis dieser Untersuchungen außer in ihrer wissenschaftlichen Bedeutsamkeit



auch in der Bildung von Liebhaberwerten sich zeigt. Die Neigungen der Sammler, das wirkliche Gesuchtsein und der Handelswert sind daher nicht als solche die höchsten Gesichtspunkte der angewandten Bücherkunde, sondern ihre kennzeichnendsten für das Bedürfnis einer praktischen Bücherkunde. Nicht nur der Sammler wünscht sich die beste Ausgabe, auch der Forscher und der Gelehrte, der Kritiker, der Literaturhistoriker, der Philologe, der sich mit irgendeinem Schrifttumserzeugnis beschäftigt, setzt die beste Überlieferung des Textes voraus oder sucht sie mit Hilfe der angewandten Bücherkunde zu gewinnen. Und auch nicht nur der Sammler sucht eine bestimmte Ausgabe, weil sie die schönste ist. Die gleiche Ausgabe kann aus anderem Grunde als dem einer persönlichen Neigung auch dem Forscher die wertvollste sein.

Die Liebhaberwerte auf dem Büchermarkt, oft nur von individuellem, lokalen, momentanen Interesse, von Zufälligkeiten abhängig, weil etwas gerade nicht gefundenes oder nicht gesuchtes in sie nicht eingeschlossen war, diesen Begriff der angewendeten Bibliographie als einer Theorie des ausschließlich wirklichen oder möglichen Wertes der Bücher für den Büchermarkt hat aber Ebert selbst schon bei der Ausführung seines Lexikons einer höheren Tendenz unterordnen wollen, indem er dessen Gebiet nicht auf ihm bekannte Liebhabereien und Merkwürdigkeiten beschränkte, sondern anders umgrenzte, damit auch der Forscher neben dem Sammler zu seinem Rechte käme.

Ebert nahm noch bei seiner Unterscheidung der reinen und der angewendeten Bibliographie da einen Gegensatz an, wo lediglich die Aufgabe, die die Bücherkunde überhaupt lösen soll, nach ihrem ganzen Umfange und nach der denkbar besten Art der Lösung bestimmt worden war. Die Wissenschaft vom Buche, als Hilfswissenschaft der anderen Wissenschaften, hat eine Ausdehnung gewonnen, die ihre Ver-



fahren in den verschiedensten Richtungen für das Gesamtgebiet der geistigen und künstlerischen Tätigkeiten, des menschlichen Wissens und Schaffens durchbilden, mußte und ihre Einheit lediglich in der allgemeinen Aufgabe des Buchnachweises hat, dessen jeweilige Eigenart sich aus den wissenschaftlichen Bedürfnissen mit besonderer Beziehung auf bestimmte Zweckerfüllung ergibt. Ihrem Grunde nach sind der primitive Literaturnachweis und die methodische Untersuchung einer Textgeschichte nicht verschieden: sie sollen dieses oder jenes Werk nachweisen. Nur in der Art des Nachweises selbst unterscheiden sie sich.

Die moderne Organisation der wissenschaftlichen Arbeit baut die Bibliographie zu ihrer festen Grundlage aus und eine Trennung verschiedener Zweige der Bücherkunde als Hilfswissenschaft läßt sich eher nach praktischen Bedürfnissen als nach systematisierenden Theorien durchführen. Schon Ebert hat das schöne Wort gefunden, es gäbe eine Bibliographie für die Schule und eine für das Leben. Wir möchten uns hier dies Wort aneignen und kurz sagen, was wir, wohl auch in seinem Sinne, als angewandte Bücherkunde betrachten, dabei eine allgemeinere Darlegung einer ausführlichen späteren Arbeit vorbehaltend: die Beschäftigung mit Werk und Buch. Ebensowenig wie die Schrifttumsgeschichte eine Büchergeschichte, sondern eine Geschichte der Ideen und ihrer künstlerischen und wissenschaftlichen Formen ist, ebensowenig ist die Bücherkunde allein eine bibliographische Bildung, die in der Kenntnis von Bücherlisten und Büchertiteln ausschließliches Genügen finden darf. Das heißt die Bücherkunde als Hauptwissenschaft, nicht als Nebenwissenschaft aus Bedürfnissen mit besonderer Beziehung auf einen anderweitigen Zweck, der mit dem Literaturnachweis in jeweilig geringerer oder größerer Richtigkeit und Vollständigkeit erfüllt wird. Die Bücherkunde als solche hat die Bedeutung eines bestimmten Buches nach seinem Verhältnis zu dem Werke, dessen Träger es ist, in ihrem



ganzen Umfange festzustellen, aus ihren Angaben soll die Buchformverkörperung eines jeden Werkes, deren Einzelheiten aus diesem oder jenem Gesichtspunkt wissenswert sein könnten, zu verfolgen sein. Daraus ergibt sich für die bibliographische Praxis ein doppeltes: wird diese Forderung für alle Erzeugnisse des Schrifttums erhoben, so erscheint ihre Erfüllung unmöglich. Soll sie aber nur für bestimmte Werke gelten, so kann die Bibliographie ihre große Aufgabe des Büchernachweises nicht mehr lösen, weil sie dazu als Bibliographie nicht imstande wäre, die keine kritische Sichtung und Wertung der Büchermasse vorzunehmen hat. Tut sie das doch, so geht sie aus der Hilfswissenschaft bereits in anderen Wissenschaften auf. So ist auch die angewandte Bibliographie keine Bibliographie im strengsten Sinne des Wortes mehr, sondern eine Bücherwissenschaft, die aus praktischen Bedürfnissen sich anderen Wissenschaften einzweigt. Und für die bibliographische Praxis ergibt sich ohne weiteres, daß die theoretische höchste Leistungsmöglichkeit der Bibliographie, wie sie deren eben angedeutete Grundforderung verlangt, nicht ganz, sondern nur in geringerem oder größerem Maße ausgenutzt werden kann. Sie kann und soll diese Grundforderung nur insoweit erfüllen, als es für ihren jeweiligen Sonderzweck notwendig ist. Der Bibliothekskatalog, die Bibliographie für den Buchhandel, die allgemeinen, Vollständigkeit wollenden Bibliographien und die besonderen, die auf ein Land, auf eine Sprache, auf eine Person, auf einen Gegenstand und eine Fachwissenschaft beschränkt bleiben, können mehr oder weniger auch die angewandte als die ausreichendste Bücherkunde ihren Bestrebungen dienstbar machen. Aber sie können nicht wie diese in dem Sinne ihrer Bezeichnung, die ihr Ebert zu geben suchte, eine Rangordnung schaffen, Werturteile abgeben, zur bibliographischen Kritik werden wie die angewandte Bücherkunde, ohne aus ihrer Hilfswissenschaft Objektivität

zur subjektiven Wissenschaft zu werden. Das ist bei den Abgrenzungen und Bestimmungen des bibliographischen Gebiets allzuwenig bisher hervorgehoben worden und hat dem Ansehen der Bibliographie vielfach geschadet, weil man ihre Arbeitsleistungen zwar nutzte, aber da, wo sie notwendigerweise auf anscheinend außerbibliographischen Gebieten sich zeigten, nicht anerkannte.

Indem diese kleine Vierteljahrsschrift sich der angewandten Bücherkunde widmet, will sie ihren Arbeitsplan nicht auf Begriffsbestimmungen der Grenzen der Bibliographie festlegen, die streitig sind und wohl noch geraume Zeit streitig bleiben werden. Die eben versuchten Worterklärungen sollen lediglich andeuten, daß die Beschäftigung mit den Büchern (und zwar hier mit den alten Büchern, wie einschränkend hinzugefügt sei) von der Bücherkunde notwendig ausgehend, in ihr den eigentlichen Mittelpunkt hat und darum in der Hauptsache Bibliographie ist. Indem die Vierteljahrsschrift für angewandte Bücherkunde Bücherfreunden und Bücherkennern, den Lesern und Sammlern dient, ohne Kleinigkeitskrämerei und Kuriositätensucht ebenso den Ernst des Forschers wie die Laune des Liebhabers gelten läßt, wird sie besonders oft auch die Buchdruckgeschichte und die Schrifttumsgeschichte, das historische und sonstige Interesse am Buche, das die Bibliophilie zeigt, berücksichtigen müssen, kurz ein Arbeitsfeld haben, das sich über die ganze bunte Welt der Bücher ausdehnt. Um diese einen Zaun zu ziehen, an dessen Türen ein stolzes Was Wir Wollen von vornherein alle Wege nach ihrem Namen bestimmt, auf denen man mit angewandter Bücherkunde das Auffinden des Bücherschatzes in der gewaltigen Büchermasse erhofft, seinen Genuß sucht, das kann nicht die Absicht eines Unternehmens sein, dem wie allen anderen ernsthaft um die Bibliographie sich mühenden Unternehmungen die bibliographische Methodik noch entwicklungsfähig erscheint.



ALTE UND NEUE PRIVATAUSGABEN UND PRIVATDRUCKEI.

Als die Erfindungen Gutenbergs die Verbreitung und Veröffentlichung von Werken durch die Ausbreitung und Entwicklung des Buchgewerbes wie des Büchervertriebes derart ermöglichte, daß die Auflage eines Druckwerkes hergestellt und verkauft werden konnte, entstand ein Buchkennzeichen, das dem Handschriftenhandel, der gewerbsmäßigen Handschriftenherstellung gefehlt hatte. Die Abschriften, in der diese das Buch als Ware verbreitet hatten, brauchten nicht gleichmäßig zu sein, wenn sie auch annähernd gleichmäßig sein konnten. Die Auflage eines Druckwerkes aber mußte gleichmäßig ausfallen, wofern nicht besonders in den früheren Jahrzehnten der Inkunabelnzeit Druckschwierigkeiten Auflagenverschiedenheiten der noch mangelnden Betriebssicherheit wegen bedingten. (Alle Änderungen während des Druckes einer Auflage, die aus nicht im Druckbetriebe selbst liegenden Gründen vorgenommen wurden, brauchen für die Absicht der folgenden Ausführungen nicht beachtet zu werden.) Da also die Auflage eines Druckwerkes aus ganz gleichen Büchern bestand, konnte eine Aussonderung der Bücher nur durch eine besondere Ausstattung vorgenommen werden, durch Abzüge auf bessere Druckstoffe, durch Ausführung von Buchmalereien usw. Die Bücherfreunde und Büchersammler, die sich erst nach und nach dem neuen Buche zuwendeten, verlangten und erhielten eine solche besondere Ausstattung ihrer Bücher. Die Liebhaberausgabe wurde geschaffen, die von denjenigen Abzügen einer Auflage gebildet wurde, die sich durch Ausstattungsvorzüge von den gewöhn-

lichen Abzügen unterschieden und diese Liebhaberausgabe hat sich in jahrhundertelanger Wandlung als Vorzugsausgabe durchgesetzt, bis man, etwa seit dem achtzehnten Jahrhundert, ihren Namen schlechthin auf für die Liebhaber bestimmte ganze Auflagen übertrug. In ihrer frühesten Erscheinungsform war die Liebhaberausgabe zugleich eine Privatausgabe, eine für einen Privatmann durch Abzugsausstattung besonders hergestellte Ausgabe einer Auflage. Aber bald trat hier insofern eine schärfere Trennung ein, als von manchen Verlegern (so von der Aldusoffizin wohl zuerst) besondere Vorzugsausgaben einer Auflage von vornherein mit der Absicht hergestellt wurden, auch bessere Buchware als sie die Auflagenmasse enthielt, für den Handel zu gewinnen. Als Privatausgabe einer Auflage kamen nun nur noch diejenigen Abzüge in Betracht, die aus irgendwelchen Gründen nicht für den Handel bestimmt waren. Soweit indessen diese Gründe lediglich aus bestimmten Bedürfnissen der Buchherstellung und des Buchvertriebes ein paar Abzüge zurückhielten, die sich in nichts von den anderen in den Handel kommenden Abzügen unterschieden, wäre die Bezeichnung Privatausgabe nicht zutreffend. Aus derartigen Gründen ergaben sich indessen nicht nur Änderungen der Abzüge durch Ausstattungsbesonderheiten, sondern auch Veränderungen des gedruckten Werkes für einen bestimmten Zweck, die durch Ersatzblätter oder Ersatzbogen vorgenommen wurden oder durch Hinzufügung von Blättern und Bogen, die den „gewöhnlichen" Abzügen der Auflage fehlten. Die Beispiele dafür sind ebenso verschiedenartig wie zahlreich und lassen die Entwicklung der Privatausgabe bis auf den heutigen Tag deutlich erkennen.

Die Auflage eines Druckwerkes, das nicht als Handelsunternehmen hergestellt wurde, nicht für die Veröffentlichung und den Vertrieb au den Buchhandelswegen bestimmt war, kennzeichnete man folgerichtig (wie es scheint, zuerst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in

England) als Privatdruck, um dann, mehr oder minder willkürlich, da der Begriff des Buchhandels, selbst schwankend, klare Unterscheidungen bis in die neueste Zeit hinein verhinderte, allerlei Druckwerke als Privatdrucke zu betrachten und demgemäß zu bezeichnen. Die Abgrenzung dieses Begriffes, so einfach auch seine Bestimmung durch die Herstellungszweckbestimmung einer Auflage erscheint, bietet für die bibliographische Terminologie erhebliche Schwierigkeiten, die man am besten so überwinden kann, daß man aus einzelnen Hauptfällen des Privatdrucks größere Gruppen zusammenstellt, die sich in einem System verbinden. Einen praktischen Nutzen hat ein solches System allerdings lediglich für Bibliographien von Privatdrucken und diese haben, soweit sie vorhanden sind, meistenteils wiederum aus dem Bedürfnisse der Praxis nur einzelne Erscheinungsformen des Privatdruckes behandelt. Dazu kommt noch, daß einzelne Privatdrucke zwar zweifellos Privatdrucke sind, aber doch, obschon nicht durch den Buchhandel vertrieben, allen, die sie erwerben wollen, ohne weiteres erreichbar bleiben. Der äußere Zwang zum Privatdruck, wie ihn etwa der Selbstverlag zeigt oder der Anlaß des Privatdruckes aus Herstellungs- (Druckausführung) und Vertriebsschwierigkeiten (Inhalt des Werkes) kann allein zu seiner Kennzeichnung nicht maßgebend sein. Und ebensowenig kann das der Privatdruck als Mittel, einen besonderen Rechtsschutz zu gewinnen (Amtliche Drucke, Bühnen-Drucke, die Verbreitung eines Druckes statt der Handschrift). Hier macht man, obschon willkürlich, für den modernen Privatdruck wenigstens, Einschränkungen und will als Hauptkennzeichen des echten Privatdruckes dieses betrachten, daß seine Herausgeber oder Hersteller ihn nur einem engeren, kleineren Kreise zugänglich machen, ihn nur an dessen Mitglieder durch entgeltliche Verbreitung (Gesellschaftsveröffentlichungen) oder unentgeltliche Verteilung gelangen lassen, so daß Außenstehende keine



Möglichkeiten haben, ihn sich zu verschaffen, wenn nicht besondere Umstände, also zumeist die vom Altbuchhandel gebotenen, ihnen dazu eine außergewöhnliche Möglichkeit vermitteln. Aber auch dieses äußere Merkmal versagt vollkommen, wenn die Gelegenheitsdrucke ohne künstlerischen oder literarischen Wert, wie sie die Mode in großer Zahl schafft, nicht als Privatdrucke gelten sollen. Denn auf den Druckumfang kommt es ebensowenig an wie auf den Druckinhalt bei allen denjenigen Feststellungen, die bestimmen sollen, ob ein Druck ein echter Privatdruck ist oder nicht. Und damit ist dann auch gesagt, daß, trotzdem die Unterscheidung der angeblichen und der echten Privatdrucke für die Buchgeschichte immer wesentlich sein wird, in allen denjenigen Fällen, in denen man die Eigenschaft des Privatdruckes zum Kennzeichen eines Liebhaber- oder anderen Wertes machen möchte, diese Eigenschaften stets eine Ergänzung in besonderen Buch- oder Werkwerten finden. Durch Ausstattung oder Inhalt oder durch beides hervorragende Liebhaberausgaben, die echte Privatdrucke sind und mit ihren Eigenschaften des guten und schönen Buches für den Sammler den besonderen Reiz der Seltenheit verbinden, den ihnen ihre Privatdruckeigenschaft verleiht, das sind die Privatausgaben, die Privatdrucke, die auch als solche Beachtung finden und verdienen. Allerdings, die damit verlangte Auswahl ist eine sehr subjektive, immerhin gibt sie bibliographischen Zusammenstellungen eine gewisse Gewähr ihres Nutzens und wird in diesen Blättern ohne die Absicht der Vollständigkeit vorgenommen, wenigstens den Vorteil haben, Büchernachweisungen zu sammeln, die ebenso wie die in ihnen beschriebenen Bücher nur schwer zu erlangen sind.

Die Drucke einer Privatpresse brauchen nicht notwendig Privatdrucke zu sein und sind es auch vielfach nicht gewesen. Die Bezeichnung einer Druckereiwerkstatt als Privatpresse ist am meisten bei Druckereien ange-

wendet worden, die, geringen Umfanges, von Privatleuten eingerichtet und unterhalten wurden, die den Druckereibetrieb als solchen nicht zum Gewerbe machten und ihre eigene Druckerei bald aus Liebhaberei betrieben, bald, weil die vorhandenen Werkstätten ihre Ansprüche aus diesem oder jenem Grunde nicht erfüllen konnten. Hier kam oft das Bedürfnis einer Überwachung der Werkstatt in Betracht und damit das der Verbreitung ihrer Erzeugnisse. Aber die Geheimdruckerei ist keineswegs die Hauptform der Privatpresse, auch die Überwachung der Werkstattsarbeit machte sie nötig. Und wie in den ersten Jahrhunderten des Buchdrucks Ansprüche an die Druckleistung, die von den Druckereien nicht erfüllt werden konnten, zur Begründung von Privatpressen führten, die fast immer wissenschaftlichen Zwecken dienten wie dem Druck von Büchern in den morgenländischen Sprachen, von astronomisch-mathematischen Büchern mit eigenartigem Satz usw., so haben besonders seit dem neunzehnten Jahrhundert, in dem die Einführung der Maschinenarbeit und manche Erfindungen das Buchgewerbe in eine Buchindustrie verwandelten, die Privatpressen ihre Aufgabe in der Aufrechterhaltung eines Werkstattbetriebes gefunden, der einerseits die Kunst im Buchdruck mit aller möglichen Sorgfalt zu pflegen erlaubte, andrerseits dafür von den Bedingungen eines auch auf wirtschaftliche Zweckerfüllung gerichteten Betriebes unabhängig sein mußte. Aus derartigen Privatpressen entwickelten sich nun auch diejenigen, die heutzutage mit mehr oder weniger Recht als solche gelten wollen. Da ihre Erzeugnisse meistenteils in den Buchhandel, also in den regelmäßigen Büchervertrieb gelangen, ist die Bezeichnung Privatpresse hier ganz unrichtig und würde besser durch Künstlerpresse zu ersetzen sein. Daß auch die Arbeit des Künstlers nicht nur bezahlt werden soll, ja gewinnbringend sein soll wie jede andere Arbeit, wenn Arbeit überhaupt bezahlt wird, das ist eine Forderung,



über die man nicht mehr streitet. So gibt der allgemein übliche Privatpressenname dem Privatpressenwerk höchstens noch die Deutung, daß nur der Privatpresse genehme Arbeit von ihr geleistet werde, daß sie nicht jeden beliebigen Druckauftrag ausführe. Eine Deutung, die indessen doch ebenso für andere (der Gegensatz wäre öffentliche) Druckereien zutreffen kann.

Mit der Entwicklung der Liebhaberausgabe, der besonderen Ausgabe für den Bücherliebhaber und Büchersammler, die aus der Auflagenmasse den einzigartigen Abzug eines in zahlreichen Abzügen verbreiteten Druckwerkes hervorzuheben strebte, hat sich der Begriff der geringen Auflagenhöhe mitunter recht willkürlich als Kennzeichen einer Liebaberausgabe mitentwickelt. Das, was gelegentlich eine Notwendigkeit war, die Beschränkung einer Auflage auf wenige Abzüge, weil sich viele in gleicher Güte nicht herstellen ließen oder weil der große Herstellungspreis zur Beschränkung auf einige verkäufliche Abzüge zwang, wurde immer mehr ein Mittel, künstliche Kuriositäts- und Raritätswerke zu schaffen. Die Luxusbücherindustrie, die seit den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von Frankreich ausgehend die Buchkostbarkeit als Buchkostspieligkeit pflegt, wußte ihm allerlei Anreize zu verleihen und die Bezeichnung Privatdruck dahin zu verändern, daß er ohne jeden Grund für Bücher gebraucht wird, die als regelmäßige Verlagsunternehmungen des Buchhandels zu betrachten sind. (Als welche auch die dem Buchhandelsvertriebe sich anschließenden, im Selbstverlage usw. erscheinenden Druckwerke gelten müssen.) Die pornographische Spekulation, die mit der Flagge des Privatdrucknamens ihre Ware gegen Verfolgungen decken wollte, trug ebenfalls erheblich dazu bei, den Begriff des Privatdruckes, wie er jetzt häufig ohne Prüfung hingenommen wird, zu verfälschen und zu verwirren.



Die Zählung der Abzüge ist durch eine irregeleitete Privatdruckmanie häufig zu einer Zwecklosigkeit geworden, desgleichen die Kenntlichmachung der Abzugsgattung durch eine Buchstaben- oder Nummernfolge. Etwas anderes war diese Abzugszählung einer Auflage, die nur zur Kenntnisnahme und Rückgabe von dem Herausgeber verteilt wurde. Denn aus ihr ergab sich die Übersicht der im Umlauf befindlichen Abzüge. Und etwas anderes war es ebenfalls, wenn alle Abzüge mit der Unterschrift des Verfassers versehen wurden, weil dieser damit die Echtheit der Ausgabe kennzeichnete, sei es, um sich gegen Nachschußausgaben des Verlegers zu sichern, sei es, um bei dem noch mangelnden Schutz gegen Nachdruck den erhöhten Rechtschutz seiner eigenhändigen Namensunterschrift zu genießen. Auch bei den Kunstdrucken der Gegenwart bezeichnet ja die durch den Künstler vorgenommene Signierung nicht allein die Anerkennung des gelungenen Abzuges durch ihn, sondern ist auch gleichzeitig ein Schutzmittel gegen Fälschungen oder Verfälschungen — das freilich häufig versagt. Und ebenso wie es von alten begehrten Ausgaben, die in den Handel gelangten, neuere Fälschungen und Verfälschungen gibt, ebenso sind von manchen echten Privatdrucken, die einen großen Liebhaberwert gewonnen haben, Nachbildungen und Nachdrucke unternommen worden, die allein den Zweck haben konnten, die Sammler zu täuschen. Man wird es deshalb nicht mißbilligen, wenn gerade bei alten und kostbaren Privatdrucken, zumal bei denen geringeren Umfanges, eine erhöhte Aufmerksamkeit auch anscheinend überflüssigen Ausgabenkennzeichen gewidmet wird — gerade sie geben für die noch immer recht verbreitete Annahme, ein Privatdruck, der als solcher bekannt sei, bedürfe keiner so sorgfältigen Nachprüfung wie etwa ein Abzug einer gesuchten Originalausgabe, die Gelegenheit der Berichtigung.

ADALBERT VON CHAMISSO: ZUR GESCHICHTE DER CENSUR

Das Gedicht, das wir hier mittheilen [Die Kartenlegerin, nach Beranger], war von dem Herrn Verfasser einem der litterarischen Blätter bestimmt, die in Berlin erscheinen. Der dortige Censor hat unserm Blatte diese poetische Gabe zugewandt und ihm zugleich den anziehenden Stoff zu gegenwärtigem Aufsatz geliefert. Der Leser wird nun neugierig in der Kartenlegerin nach Stellen spähen, von denen er urtheilen könne, ein Censor habe geurtheilt, ihr Erscheinen in den preußischen Landen könne dem Staat und der Monarchie Gefahr bringen. Wir sagen: „ihr Erscheinen in den preußischen Landen“ weil es sich keineswegs [darum] handelte, ihr Erscheinen überhaupt zu unterdrücken, oder nur zu verhindern, daß sie in Preußen gelesen würden. Der geehrte Censor wußte ja selbst, was weltkundig ist, und was hier am unbefangensten mit den Worten eines englischen Tory's oder Illiberalen, mit den Worten Walter Scott's in dem Leben Napoleon's wiederholen: „Deutschland verdankt von jeher die Wohlthat der Preßfreiheit der politischen Eintheilung seines Gebietes.“

Aber noch müht sich der Leser, das in der Kartenlegerin enthaltene Gift zu entdecken, und müht sich umsonst: wir müssen ihm zu Hülfe kommen. Die Stellen, denen das Imprimatur verweigert wurde, sind: die Zeile des Titels: „Nach Beranger“ und die letzte Strophe des Gedichtes:

„Kommt das grämliche Gesicht,
Kommt die Alte da mit Keuchen
Lieb' und Lust mir zu verscheuchen,
Eh' die Jugend mir gebricht? —
Ach die Mutter ist's, die aufwacht
Und den Mund zu schelten aufmacht. —
Nein, die Karten lügen nicht!“

Wir können zur Noth einen Sinn darin finden, daß der volksthümliche Liederdichter Frankreichs, den seine Stellung als Vorfechter der Opposition den Ministern des Königs unbequem und verhaßt macht; daß der übermüthige Liebling der Musen und des Volkes, den neuerdings noch ein Richterspruch straffällig befunden hat, in Preußen überhaupt nicht genannt werden dürfe. Der verehrte Censor mogte befürchten,: jede ihm erwiesene, auch eine litterarische Ehre, könne



von der französischen Regierung mißfällig bemerkt werden und dem Staate [!], wo solches geduldet werde, in verdrießliche Händel verwickeln. Wie aber finden wir in andern gleichzeitigen Berlinischen Zeit- und Flugschriften den Namen Beranger, und andere Lieder von ihm übersetzt und abgedruckt? Nun — es giebt mehrere Censoren und die Einsicht [eines] jeglichen ist das Maaß, nach welchem er die Macht ausübt, womit er vom Staate bekleidet worden ist.

Was die Zeilen des Liedes selbst anbetrifft, wir gestehen, daß die ihnen widerfahrene Ehre uns ein Rätzel ist, zu welchem, nachdem wir uns vergeblich mit litterarischen und illitterarischen, rechtskundigen und gottesgelahrten Freunden darüber berathen haben, wir einen Schlüßel zu finden nicht vermocht haben, und wir legen es unentziffert unsern Lesern vor.

Aber dieses Rätzel ist das einzige nicht in seiner Art, das uns die Berliner Censur zu rahten giebt; wir führen beispielsweise ein anderes an: hört! In einem litterarischen Aufsatz geschah von einer Weinstube Erwähnung, von einer wirklichen Weinstube, die, wie in Berlin alle Weinschenken, sich selbst in ausgehängtem Schilde Weinstube nennt. Der wachsame Censor strich aus eigener Machtvollkommenheit das Staatsbefährdende Wort Weinstube weg. Als ihm darauf die entstandene Lücke beliebig auszufüllen überlassen ward, setzte er: Weinhandlung an die Stelle, und so trat, geläutert und unverfänglich, der Aufsatz an das Licht.

Aber nicht den Franzosen Beranger allein, auch den deutschen Dichterfürsten auch Göthen, trachtete die Berliner Censur seiner Ehren zu berauben. Den Tages- und litterarischen Blättern ward es eine lange Zeit hindurch strenge verwehrt, von den Festen, zu denen der Geburtstag des Altmeisters deutschen Gesanges Veranlaßung zu geben pflegt, irgend eine Erwähnung zu thun. Sein Name sollte, wo nicht ganz unterdrückt, doch möglichst vermieden werden. Und erst als in den öffentlichen Blättern Berlin's gedruckt zu lesen stand: der König Ludwig von Bayern habe Göthen einen Besuch abgestattet, schien der über ihn verhängte Verruf einige Linderung zu erleiden. Aber die Namen Beranger und Göthe sind die einzigen nicht, die auszusprechen die Sicherheit des Staates zu befährden scheint. Ein anderer, ein bedrohligerer Name verschwand eine lange, lange Zeit hindurch aus den Berliner Zeitungen; litterarischen und Unterhaltungsblättern. Dieser Name, wir werden ihn nennen und selbst Berliner Zeitungen nennen ihn jetzt wieder, — dieser Name — — Hört! Hört! — dieser Name heißt: Oberon König der Elfen.

Zu Gunsten des Königstädter Theaters (bekanntlich eine Privat-Unternehmung) besteht eine Censur-Verordnung des Gehaltes: daß von keinem Stücke, das auf den königlichen Bühnen aufgeführt wird, vor der dritten Vorstellung in öffentlichen Blättern die Rede sein darf. — Woher diese gegen die königlichen Schauspiele gerichtete Zwangsmaßregel? Diese Parteilichkeit für die Königstädter Bühne?



Wenn in Frankreich, im Wogendrange aufgeregter Parteien, die Apostolische Faction nach der Gewalt ringt, den Gesetzen des Landes bald stumm, bald offenkundig widersagt, das Reich der Willkühr wiederherzustellen strebt; wenn dort die Faction, meinen wir, den Mund der öfentlichen Meinung stumm, das Auge der Vorsehung (nach dem in England üblichen Bilde) blind zu machen, die Presse zu unterdrücken strebt, und die Censur begehrt, um sie selber auszuüben, so hat dieses allerdings einen Sinn, einen schwer gewichtigen Sinn. Aber in Preußen, unter einer gerechten, väterlichen, in vielfachem Betracht großsinnigen Regierung, die als solche der Regirte allgemein anerkennt, ehrt und liebt, was will noch da die Censur? — Was kann die preußische Regierung vermögen, sich länger für Albernheiten des bezeichneten Schlages verantwortlich zu erklären? — Es preßt sich der fromme vertrauende Ausruf aus unserer tiefsten Brust: si le roi le savoit!

Wenn bald einem unschuldigen Wort, bald einem arglosen Wort das Imprimatur versagt wird, finden diese Rätzel ihre Lösung in der Lust der Willkühr, oder in der Querköpfigkeit der kleinen Tyrannen, denen sie zu üben gestattet wird. Censoren leben von ihrem Amte, und der Beamte in Preußen will sein Amt nicht als Sinecur verwalten, er will thätig sein, darthun, daß er thätig ist. Unter den gegebenen Umständen ist das unerklärliche Rätzel die Fortdauer der Censur selbst. Deutschland genießt die Wohlthat der Preßfreiheit und offenkundig ist das einzige Ergebniß der Censur, die Indudustrie der Inlandes zu Gunsten des Auslandes zu untergraben, Buchdruckerei und Buchhandel mehr und mehr über die Grenzen zu verscheuchen, heimische litterarische Unternehmungen der Fremde zuzuweisen, die in Berlin erscheinenden öffentlichen Blätter ihrer Abonnenten zu berauben, und sie fremden, mehr begehrten Blättern zuzuwenden, und sie selbst entweder zu ertödten, oder endlich zum Auswandern zu zwingen.

Dürfte nicht das Fortbestehen dieses aus abgefloßenen Zeiten ererbten, jetzt nur widersinnigen und verderblichen Instituts in etwas durch den väterlichen Sinn einer Regierung erklärt werden, die überall das Recht schützt, den Besitz ehrt, und Anstand nimmt, Beamte, ohne wider sie erfolgten Urtheil und Spruch, aus den Verhältnißen zu entfernen, denen sie ihren Lebensunterhalt verdanken? Wäre dem also, müßten wir die Gesinnung verehren, die Unersprießliches aufrecht erhält, aber doch ein Abkommen vorschlagen, bei dem die allgemeine Wohlfahrt ohne Beeinträchtigung des Privat-Interesse gefördert würde. Buchhändler, Buchdrucker und Autoren würden sich gerne vereinigen, den außer Thätigkeit tretenden Censoren ein Ruhestands-Gehalt zu sichern, das sie vollkommen entschädigte. Der Preßzwang, der über unsere Nachbaren besteht, verspricht unser Blatt mit schätzbaren Beiträgen zu bereichern, und dessen Absatz auf Kosten des dort erscheinenden zu fördern. Wir reden nicht aus Eigennutz, wenn wir die Censur bekämpfen. Die Macht der Presse ist in der Welt der europäischen Gesittung stärker geworden als aller Zwang; sie dient, wo Rechtligkeit die Herr-

schaft führt, und empört sich nur, wo das Unrecht obwaltet; ihren eigenen Ausschweifungen, die nicht geleugnet werden sollen, vermag nur sie allein Einhalt zu thun. Sie besteht durch sich selbst, wie das Junge Amerika; an der Zeit ist es, sie anzuerkennen. Unseres Erachtens geschieht in Preußen, durch die Art, wie dort die Censur ausgeübt wird, mehr für die Sache der Preßfreiheit, als anderswo durch die Schutzreden, die ihr gehalten werden. So widersinniges kann zu unserer Zeit nicht von Bestand sein.

Der Güte des Herrn Rittergutsbesitzers Gotthold Lessing auf Meseberg bei Gransee verdanken wir den Abdruck der kleinen Abhandlung Adalbert von Chamissos, deren Urhandschrift sich in der C. R. Lessingschen Bücher- und Handschriftensammlung befindet. Im zweiten, Berlin: 1916 erschienenen, Bande des ausgezeichneten Verzeichnisses dieser berühmten Sammlung wird unter Nummer 1335 die Handschrift folgendermaßen beschrieben: Adalbert von Chamisso, Zur Geschichte der Censur. 4 Seiten 4⁰. Undatiert. Eigenhändig. Die Handschrift ist, ungeachtet ihrer Schreibversehen, augenscheinlich eine Reinschrift, die aber, nach ihrer Erhaltung zu urteilen, kaum als Druckvorlage gedient haben dürfte. Ob Chamisso sie überhaupt in einer außerhalb Preußens erscheinenden Zeitschrift oder Zeitung drucken ließ, können wir nicht nachweisen. Vermutlich ist der Druck unterblieben, da der Angriff gegen die Berliner Zensur, obschon seine Fassung nicht den Dichter selbst als Urheber erkennen läßt, doch wohl auf seine Spur geführt und ihn in Unannehmlichkeiten gebracht hätte. Trotz allen Ärgers über den nichtigen Anlaß hat Adalbert von Chamisso ruhige Worte ausgleichender Gerechtigkeit über die Zensurdummheiten gefunden und ihre eigentliche Ursache mit aller Kürze treffender bezeichnet als manche langatmige Auseinandersetzung über die Preßfreiheit. Das Zensoramt hat den Zensurgedanken zerstört. Beanstandete ein Zensor nichts, weil gerade ihm zufällig unverfängliche Schriften vorgelegt wurden, erschien er ungeeignet oder mindestens untätig. Fand er nichts Anstößiges, fing er, Geheimes

ahnend, an zu suchen, weil er in jener Stimmung arbeitete, die eine kleine, von A. W. von Schlegel erzählte Geschichte erläutert. (Berichtigung einiger Mißdeutungen. Berlin, G. Reimer: 1828. Seite 105) „Als Bonaparte die Bücher-Censur verordnen wollte, und einer seiner Staatsräthe ihm vorschlug, sie auf die politischen Zeitschriften und Bücher zu beschränken, weil die übrigen Fächer ja unbedenklich seyen, erwiderte er: On peut faire de la politique sur tout. —"

Für die angewandte Bücherkunde haben die alten Zensurakten eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, weil sie die echte Fassung ursprünglich verstümmelter Werke wenigstens der Nachwelt verwahrten. Beispiele dafür, die aus dem Ort und der Zeit der von Adalbert von Chamisso gerügten Mißstände stammen, sind Fichtes Reden an die deutsche Nation und Hoffmanns Meister Floh. So sind die Zensurakten oft wichtige Quellen einer Buch- und Werkgeschichte, deren Verlust, wie bei vielen Werken Heines, ihr einstiges Vorhandensein jetzt doppelt bedauerlich erscheinen läßt. Und daher mag der Abdruck der Anklage, die ein Berliner Dichter gegen die Berliner Zensur vor hundert Jahren richtete, in diesen Blättern auch als ein Beitrag zur Bücherkunde gelten, indem er die Forscher an die Zensurakten erinnert, die sich bisweilen noch in den Archiven vorfinden werden.

XAVIER DE MAISTRE, VOYAGE AUTOUR DE MA CHAMBRE. SAINT-PÉTERSBOURG: 1812

Xavier de Maistres kleines Phantasiestück: Voyage autour de ma chambre ist zuerst durch eine Ausgabe: Turin 1794 bekannt geworden. Diese Ausgabe ist jedoch von dem Dichter selbst weder besorgt noch veranstaltet worden, sondern von seinem Bruder Joseph. Sainte-Beuve (Portraits littéraires 1839) berichtet darüber: der junge Offizier in sardinischen Diensten habe seinem damals in Lausanne lebenden Bruder dort um 1793 oder 1794 besucht und diesem hier allerlei Aufzeichnungen übergeben, die er sich gelegentlich einer vierwöchentlichen, ihm wegen eines Duells zuerteilten Haftstrafe gemacht habe. Er habe dann nach einiger Zeit die vom Grafen Joseph de Maistre geordneten und zum Druck beförderten Aufzeichnungen in der Gestalt eines gedruckten Duodezbüchleins wieder erhalten. Gewiß wollte Graf Joseph seinen jüngeren Bruder so zu anderen Talentproben ermuntern und jedenfalls ist die Turiner (Lausanner) Ausgabe, wie auch Sainte-Beuve vermerkte, die eigentliche Originalausgabe. Als solche hat sie Jules le Petit (Les éditions originales. Paris: 1888) mit Recht beschrieben Voyage / autour de ma chambre / par / M. Le Chev. Xxxxxxx / O. A. S. D. S. M. S. / Dans maint auteur, de science profonde, / J'ai lu qu'on perd à trop courir le monde. / Gresset / Turin. / 1794. / 12°. 188 gezählte Seiten, das Titelblatt eingeschlossen, dessen Rückseite weiß ist, ein Blatt, auf dessen Vorderseite zwei Zeilen gedruckt sind, Überschrift Errata und darunter Berichtigung eines Druckfehlers und ein zum Bogen H gehöriges weißes Blatt.

Die geheimnisvolle Verfasserangabe auf dem Titel ist zu lesen: Par Monsieur le chevalier de Maistre, Officier au service de Sa Majesté Serenissime, d. h. des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, der im Herbst 1792 Savoyen und Nizza an die Franzosen verloren hatte. Während der piemontesische Senator Joseph Graf von Maistre nach der Vereinigung Savoyens mit Frankreich in Lausanne lebte, später von Karl Emanuel IV. nach Turin berufen, 1799 Großkanzler von Sardinien und 1802 Gesandter Sardiniens in Petersburg geworden war, hatte sein Bruder Xavier nach dem Feldzuge das sardinische Heer verlassen, um 1799 dem Feldmarschall Suworow nach Rußland zu folgen und in russische Dienste zu treten. Der Aufenthalt der beiden Brüder in Rußland ist auch bedeutungsvoll für die Bibliographie der Voyage autour de ma chambre gewesen, was bisher allzuwenig bekannt geworden ist. In Napoléons Schicksalsjahr erschien in diesem Lande nämlich das folgende französische Buch: Voyage / autour de ma chambre, / suivi / du lépreux / de la cité d'Aoste. / Dans maint auteur, de science profonde, / J'ai lu qu'on perd à trop courir le monde / Gresset. / St.-Pétersbourg, / de l'imprimerie de Pluchart et Comp. / 1812. / 12°. 193 gezählte Seiten, das Vortitelblatt (Vorderseite: Voyage autour de ma chambre, Rückseite weiß) und Titelblatt (Rückseite: Druckerlaubnis des Zensors Sohn vom 29. Mai 1811) eingeschlossen. Die nicht gezählte S. 194 ist weiß. Anschließend in besonderem Druck, aber nach Titel und Vorrede zum Bande gehörend folgt dann: Le Lépreux / de la cité / d'Aoste. / (6 zeiliges Motto aus Thompsons Seasons. The winter.) / St.-Pétersbourg, / de l'imprimerie de Pluchart et Comp. / 1811. / 12°. 65 gezählte Seiten, das Vortitelblatt (Vorderseite: Le Lépeux de la cité d'Aoste. Rückseite weiß) und Titelblatt (Rückseite: Druckerlaubnis des Zensors Sohn vom 2. Juni 1811) eingeschlossen. Die nicht gezählte Seite 66 ist weiß.

Aus den Zensurvermerken und dem Titel des Lépreux de la cité d'Aoste ergibt sich zunächst, daß diese Schrift in ihrer Petersburger Originalausgabe 1811 gedruckt worden ist. Ob sie vor der Vereinigung mit dem Druck der Voyage autour de ma chambre ausgegeben wurde, ist nicht zu bestimmen, jedenfalls ist aus der Préface zu diesem Druck (S. 15) zu entnehmen, daß sie erst mit ihm zusammen veröffentlicht wurde. Auch darüber, ob die Ausgabe der beiden in einem Bande vereinigten Schriften in den Handel gelangte, ist mit Sicherheit keine Angabe zu machen. Höchstwahrscheinlich ist die Ausgabe eine Privatausgabe ihres Herausgebers gewesen.

Wer der Herausgeber war, läßt sich aus inneren Gründen unschwer erraten: es war wieder Graf Joseph de Maistre, der diese neue Originalausgabe der Voyage autour de ma chambre und die erste Originalausgabe des Lépreux de la cité d'Aoste besorgt hat. Die anonyme geistreiche Vorrede zur Reise um mein Zimmer läßt nach ihrem Stil auf ihn schließen. In dieser Vorrede wird darauf hingewiesen, daß die Verbreitung des Werkes durch ungenaue Nachdruckausgaben eine neue, die Fehler der vorigen verbessernde Ausgabe nötig gemacht habe und daß auch diese neue Ausgabe nicht vom Verfasser selbst herausgegeben werden konnte. Die Frage nach dem mysteriösen Autor wird ebenfalls berührt: es war zwischen den Herren de Portelance und Augustin Ximenez ein Streit darüber entstanden, wer von ihnen beiden als erster in einem Pariser Theater gepfiffen hätte und Herr Ximenez hatte sich dagegen verwahrt, das X. der Voyage autour de ma chambre zu sein. Er hätte sich den Titel eines Doyen des auteurs dramatiques français gerade deshalb beigelegt, um nicht mit dem Ximenez jenes Machwerkes verwechselt zu werden. Das war nun freilich, wie die Verwahrung der Vorrede betont, keine Erklärung dafür, daß jeder Autor, dessen Namen mit einem X anfängt, Ximenez



heißen müsse und erscheint auch der Vorrede weiterhin nicht Grund genug, den Namen des richtigen Verfassers zu nennen. Sie erklärt nur, weshalb dieser bisher außer seinem Meisterwerke nichts weiter geschrieben habe: weil er nicht an der Scribomanie leide, weil er besseres und wichtigeres zu tun habe, als sein Talent zu versuchen und Bücher zu schreiben. Er müsse wach sein und schlafen, die Freunde besuchen und dazu Kriegsmann sein. Die Feder geniere den Degen, jene geizige Feder, deren kleine neue Schrift (Le lépreux de la cité d'Aoste), dem Herausgeber durch Zufall bekannt geworden, jetzt der alten verbunden werde. Auch in diesen ein wenig ironischen Sätzen der Vorrede zeigt sich wieder Graf Joseph de Maistres Bemühen, den schreibunlustigen Xavier anzuspornen, als dessen Herausgeber er das doppelte Verdienst beanspruchen kann, den Bruder nicht nur für die Literatur entdeckt, sondern auch für sie erhalten zu haben.

Joseph de Maistre hat, wie aus seinem Briefwechsel hervorgeht, die Vorrede am 15./27. Juni 1811 geschrieben. (Chapitre inédit d'histoire littéraire et bibliographique, Xavier de Maistre. Préface par H. Maystre. Notice bibliographique par A. Perrin. Genève, Ch. Eggimann & Cie: 1895. Seite 108, ein Werk, das sich in der Hauptsache mit den späteren, auch nicht von Xavier de Maistre selbst besorgten Ausgaben seiner schönwissenschaftlichen Schriften beschäftigt und dessen Bibliographie anscheinend die Petersburger Ausgabe nicht durch Autopsie kennt.) Dagegen datiert die auf dem Titelblatt mit der Jahreszahl 1812 bekannt gegebene Druckerlaubnis vom 29. Mai 1811 und die für den Druck des Lépreux de la cité d'Aoste vom 2. Juni 1811. Es entsteht hier also eine kleine chronologische Verwirrung, wenn man nicht, allerdings im Widerspruch gegen die Seitenzählung, annehmen will, daß die beiden Schriften Xavier de Maistres gesondert ausgegeben wurden und daß der Graf als Exterritorialer seine Vor-



rede nicht der Zensur unterbreitete, weil er sie nur der außerhalb Rußlands veröffentlichten Zusammenfassung beider Schriften in einem Bande voranstellen wollte. Aber in diesem Zusammenhang darf doch daran erinnert werden, daß die Lausanner Originalausgabe sowohl mit dem Titelblatte: Turin 1794 als auch mit dem: Turin 1795 von den Bibliographen angeführt wird und daß die letztere Jahreszahl jedenfalls die richtige ist, weil Joseph de Maistre in seinem Tagebuche unter dem 20. Februar 1795 vermerkte, daß er die Handschrift seines Bruders in den Druck gegeben habe und unter dem 2. April 1795, daß der erste Abzug in seine Hände gelangt sei. Schließlich sei noch, der Kuriosität wegen, erwähnt, daß Augustin-Marie Ximénez (1726 bis 1817) auf den von ihm beanspruchten Titel eines Doyen der Pariser Schriftsteller unter allen Umständen Wert gelegt zu haben scheint, wenn er auch seine Schrulle den Zeitverhältnissen anzupassen verstand. Denn 1793 nannte er sich den Doyen des poëtes sans culottes.

GEORG BÜCHNER: DANTONS TOD — LESARTEN

Eduard Grisebachs Weltliteratur-Katalog (Zweite Auflage. Berlin: 1905) verzeichnet (Nummer 2121): „Dantons Tod. Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft von Georg Büchner. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1835 (in kl. 8⁰; 152 pp.)" und gibt dazu die Anmerkung: Erste Ausgabe — Exemplar aus der Bibliothek August Stöbers (gest. 1884), welcher auf dem Vorblatt bemerkt hat: „Vom Verfasser. B. starb zu Zürich, zu Anfang 1837. Die Korrekturen mit Bleistift sind von Büchners Hand." Die zahlreichen Korrekturen des Dichters stellen den von Eduard Duller und Gutzkow für den Druck zurechtgeschnittenen, interpolierten und kastrierten Urtext wieder her — . . ." Nach einer vollständigen Reinschrift von Büchners Hand ist dann das Drama zum erstenmal in der Fassung des Dichters abgedruckt worden in: Georg Büchners Sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesamt-Ausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Frankfurt a. M.: Sauerländer 1879 (2. billige [Titel] Ausgabe. Berlin: Concordia. 1902.) CLXXX, 472 S. 8⁰, wobei die schwere Lesbarkeit der Büchnerschen Handschrift große Schwierigkeiten bereitet hatte. Daß sein Exemplar an einer Anzahl von Stellen den besseren Teil biete, hat Eduard Grisebach zwar ausdrücklich hervorgehoben, indessen die Lesarten nicht mitgeteilt Dank der Liebenswürdigkeit des jetzigen Besitzers der Grisebach-Sammlung, Herrn Landrat Dr. W. v. Brüning, darf das hier nachgeholt werden.

Die Bleistiftbemerkungen Büchners wollten augenscheinlich den Druck nicht durcharbeiten. Ihm fehlte dazu die Handschrift und er kenn-



zeichnete ihm nicht genau gegenwärtige Abweichungen von seiner Fassung durch An- und Unterstreichungen, wobei seine Randbemerkungen: anständig!, einfältig!, gemein!, honett!, die Stimmung des über die Verunstaltungen Ärgerlichen verraten. Weiterhin hat er eine Anzahl von Auslassungen ergänzt, die der von Franzos besorgte Druck nach der Handschrift richtig wiedergeben konnte. Aber eine Reihe von Verbesserungen ändern auch den Abdruck der Handschrift glücklich, sie sind vielleicht teilweise erst nach der endgültigen Niederschrift von Büchner vorgenommen worden. Inwieweit die Abweichungen der Büchnerschen Korrekturen vom Abdruck der Handschrift als eigentliche Verbesserungen des Werkes anzusehen sind, ist deutlich erkennbar. Mitunter stellen sie erst den richtigen Sinn wieder her. Die folgende Wiedergabe der Büchnerschen Korrekturen nimmt auf Seiten und Zeilenzahl der Ausgabe der Werke von 1879 bezug.

S. 9, Z. 2: und von melodischen Lippen: ach, die gliederlösende, böse Liebe!

S. 11, Z. 8: verhülle dein kahl Haupt

S. 11, Z. 29: Ha, sie bekennt!

S. 13, Z. 4: und unsere Suppen mit schmelzen

S. 14, Z. 26: Seine Augen sind die Augen der Wahl, seine Hände sind die Hände des Gerichts.

S. 26, Z. 16: wo jeder eine Sublimattaufe bekömmt, der die Linie passiert.

S. 35, Z. 9: die schon ein halbes Dutzend Männer hatte und sie alle begraben half.

S. 36, Z. 12: Danton (kleidet sich an):

S. 36, Z. 22: Du sprichst in einem ganz kindlichen Ton.

S. 38, Z. 10: aber wir werden es einander nicht aus den Eingeweiden herauswühlen

S. 44, Z. 14: Fiedelt einer eine Oper, welche das Schweben und Senken im menschlichen Gemüth wi(e)dergibt



S. 44, Z. 19: Von der Schöpfung, die glühend, brausend und leuchtend in und um ihnen

S. 44, Z. 25: Pygmalions Statue sei wohl lebendig geworden

S. 50, Z. 6: lügt, hurt, stiehlt und mordet.

S. 56, Z. 4: weder ein Einzelner, noch eine geringere oder größere Klasse von Individuen.

S. 66, Z. 11: zu den Füßen elender Despoten gekrochen zu haben.

S. 66, Z. 21: Das Schicksal führt uns den Arm

S. 68, Z. 12: ihr müßt mir was geben, das sie wieder feurig macht.

S. 68, Z. 17: Das Volk drängte sich um den Justizpallast und stand bis zu den Brücken.

S. 71, Z. 6: Solche Stirnen sind ärger,

S. 74, Z. 4: wir werden dir helfen, den Donnerkeil auf die Häupter der Feiglinge zu schleudern.

S. 75, Z. 20: Komm, bi, bi, bi, da ist Futter

S. 79, Z. 30: die Heerstraßen, auf welchen die Fremden

S. 84, Z. 8: es ist so elend, sterben müssen.

S. 87, Z. 14: Meine Kinder sind auch Würmer, und die wollen auch ihr Teil davon.

S. 88, Z. 14: Es stehn zwei Sternlein an dem Himmel,

S. 90, Z. 15: Was sie an dem Wahnsinn ein reizendes Kind geboren hat.

S. 90, Z. 29: überall nur den einen uralten, zahnlosen, unverwüstlichen Schafskopf.

S. 91, Z. 13: Schneidet nur keine so tugendhafte und so witzige und so heroische und so geniale Grimassen

S. 92, Z. 25: unter welcher alle Herzen ausschlagen.

S. 96, Z. 21: Kerl, wo bleibst so lang? — bei die Menscher.

S. 97, Z. 8: Viel hunderttausend ungezählt,



ANMERKUNGEN ZU BÜCHERN

Tyll Eulenspiegel. Komödie von Friedrich Radewell. „De Welt heft sik omgekehrt; Drum hebb ik armer Esel pipen lehrt.“ Hamburg: Hoffmann & Campe 1840. 8°. (VIII und 288 Seiten.) Die Ankündigung und ein Auszug dieses Buches stehen im „Jahrbuch der Literatur. Erster Jahrgang 1839. Hamburg: Hoffmann & Campe 1839,“ dessen VIII. Beitrag (Seite 311 ff.): „Die theologischen Wirren. Dramatische Scene von Friedrich Kyau“ von der folgenden Vorbemerkung eingeleitet wird: „Dies Bruchstück ist einer größeren dramatischen Dichtung: Tyll Eulenspiegel entnommen, die binnem kurzen erschienen sein wird. Schon an dieser Scene wird man die Menge von literarischen Anspielungen ermessen können, die sich in jener Dichtung finden.“ Eine geistreiche Literaturkomödie ist das versprochene Werk in seiner Buchgestalt auch geworden, ohne daß es, damals wenigstens, eine weitreichende Wirkung gehabt zu haben scheint. Über seinen mutmaßlichen Verfasser könnten zwei den Überresten des Hoffmann & Campe'schen Verlagsarchivs entstammende Quittungen aufklären. In ihnen bestätigt L(udolf) Wienbarg am 16. Juni 1839 eine à conto-Zahlung von 2 Louisd'or auf das Honorar des ‚Til Eulenspiegel‘ und am 20. Juni 1841 die Restzahlnng von 10 Louisd'or. Allerdings ist das Datum der beiden Quittungen so undeutlich geblieben, daß es sich auch als 1851 oder 1857 lesen ließe. Andrerseits ist sonst eine Eulenspiegel-Veröffentlichung des Verlages aus diesem Zeitraum und überhaupt nicht weiter bekannt. Jedenfalls geben die beiden Quittungen mancherlei möglichen Mutmaßungen einen weiten



Spielraum. Es ließe sich etwa an eine schließlich doch nicht gedruckte Fortsetzung oder Neubearbeitung der Komödie von 1839/1840 denken, wenn das Datum 1851 oder 1857 richtig wäre. Als ein Werk des Ästhetikers des jungen Deutschlands würde der „Tyll Eulenspiegel", der durchaus nicht ausschließlich eine Parodie der Goetheschen Faustdichtung ist, jedenfalls die bisher ihm versagte Aufmerksamkeit finden. Das, vielleicht in Anlehnung an das Wort Radebrechen gewählte Pseudonym Friedrich Radewell dürfte ironisch gemeint gewesen sein. Das „Deutsche Pseudonymen-Lexikon" von Holzmann-Bohatta, Wien und Leipzig: 1906 kennt es ebensowenig wie das andere Friedrich Kyau.

Mademoiselle de Maupin. Double amour. Par Théophile Gautier, auteur de Jeunes-France. Paris: Renduel 1835. 8°. 2 Bände (Erster Band: 351 Seiten einschließlich des Titels und Vortitels. Zweiter Band, 1836 datiert, 356 Seiten einschließlich des Titels und Vortitels). Erste Ausgabe. Auch in den späteren Ausgaben blieb der Text unverändert, bis auf die berühmte Vorrede, die ein Hauptgrund dafür war, daß die Akademie den Dichter nicht aufnahm. Die Abweichungen sind teils Änderungen, die einzelne Wendungen heilen oder veraltete Adressen beseitigen, teils aber auch Milderungen. Die Lesarten der ersten Fassung der Vorrede und ihrer späteren Fassung in den verbreiteten Editions Charpentier sind zusammengestellt in: La Curiosité littéraire et bibliographique. Première Série. Paris: Liseux 1880. Seite 159 ff.

Scènes de la Bohème, par Henri Murger. Paris: Michel Lévy frères 1851. 12°. (2 Blatt Titel und Vortitel, XIII Seiten Vorrede und 406 Seiten Text einschließlich der Table des matières.) Erste Ausgabe, die allein den Titel Scènes de la Bohème hat, während er in den späteren „Scènes de la vie de Bohème" heißt. Sie ist gut gedruckt, aber auf schlechtem Papier. Im Jahre 1851 erschienen min-

destens vier Ausgaben. Murger hat später seinem Werk ein neues Kapitel hinzugefügt, das als XVII gezählte: La toilette des Grâces und das XXI der ersten Ausgabe: Son Excellence Gustave Colline unterdrückt.

Les Diaboliques, par J. Barbey d'Aurevilly. Paris: Dentu 1874. 12⁰. (5 Blatt, von denen das erste mit dem Vortitel ungezählt bleibt, während die folgenden Seiten, die Titel, Widmung und Vorrede enthalten, bis VIII gezählt sind, 348 Seiten, gezählt von 7 bis 354 und 1 Blatt mit der Inhaltsübersicht.) Die Auflage wurde bei ihrem Erscheinen beschlagnahmt, gelangte dann aber wieder in den Handel, mit einem neuen Umschlag versehen, der die Aufschrift „Deuxième édition" trägt. Allein in diesem Umschlage unterscheidet sich die erste Ausgabe von der zweiten, im übrigen gehören die Abzüge beider Ausgaben zur ersten Auflage. Die irrtümliche Seitenzählung erklärt sich ungezwungen wohl daraus, daß J. Barbey d'Aurevilly die Vorrede zum Druck gab, nachdem die ersten Bogen des Buches schon ausgedruckt waren, jedenfalls ist über eine unterdrückte oder veränderte Vorrede nichts bekannt.

Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. Braunschweig: Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn 1856 8⁰. (2 Blatt und 523 Seiten.) Während die in den Jahren 1854 und 1855 erschienene Erstausgabe des „Grünen Heinrich" ihrer ursprünglichen Fassung wegen von den Sammlern sehr begehrt wird, ist das aus dem gleichen Grunde für die Erstausgabe der „Leute von Seldwyla" weit weniger der Fall. Auch sie enthält in ihrem Hauptstücke, der Erzählung von „Romeo und Julia auf dem Dorfe", einen bei den folgenden Ausgaben fortgelassenen Abschnitt, den gegen die Sittlichkeitsheuchelei gerichteten Schluß.

ANZEIGEN

(Henri Beyle: Oeuvres complètes. Publiées sous la direction d'Edouard Champion.) Bibliographie Stendhalienne. Par Henri Cordier. Paris: Champion 1914. XIV, 416 S. 8⁰. ● Die Arbeit, als ein Band der eben erscheinenden endgültigen Ausgabe der Werke Stendhals herausgegeben, gibt in ihrem ersten Teile auf Grund der eigenen und fremden Vorarbeiten ein ausführliches beschreibendes Verzeichnis der Ausgaben von Beyles Schriften, wobei Nachbildungen der Titelblätter der von Beyle selbst besorgten Ausgaben die Beschreibungen deutlicher machen und stellt in ihrem zweiten Teile die Beyleliteratur zusammen. Abschließend darf man sie insofern nennen, als sie die Ausgaben der bisher gedruckten Schriften Beyles verzeichnet; ihre Ergänzung und Weiterführung, besonders im zweiten Teile, ergibt sich aus dem Anwachsen der Beyleliteratur, deren grundlegendes bibliographisches Quellenwerk sie ist. ● Beyle selbst hat eine Gesamtausgabe seiner Werke bei Lebzeiten nicht veröffentlicht. Von den nach seinem Tode herausgegebenen ist die vom Pariser Verlage Michel Lévy begonnene, sich aus Einzelausgaben zusammensetzende, bisher am meisten gesucht worden, da sie auch Erstdrucke brachte. Sie ist indessen weder schön noch zuverlässig, als Gesamtausgabe dabei sehr unvollständig. Der ganze, nicht leicht zu bearbeitende handschriftliche Nachlaß Beyles findet erst Aufnahme und großenteils erste Veröffentlichung in der 1913 begonnenen Édition Champion, deren Vollendung die Reihe der Beyle-Originalausgaben abschließen wird. ● Das erste Buch, das Beyle unter dem Namen Bombet herausgab, waren die

„Lettres ... sur ... Haydn". Auf seine Kosten gedruckt, erschien der Oktavband „Paris, De l'imprimerie de P. Didot l'ainé: 1814", in neuer Titelauflage als „Vies de Haydn, de Mozart et de Métastase" ohne Verfasserangabe ebenda 1817 und dann in dritter und letzter Titelauflage: „Vies de Haydn, de Mozard (!) et de Métastase, par M. de Stendhal. Deuxième édition. Paris: Levavasseur 1831". (Die Abweichungen dieser drei Ausgaben des gleichen Druckes bestehen lediglich in den Veränderungen von Vorstücken, ihre ausführliche Beschreibung und die genaue Buchgeschichte gibt Cordier in gleich gründlicher Weise auch für die im folgenden aufgezählten Originalausgaben, für die Neudrucke und Übersetzungen.) ● Auch das zweite seiner Bücher ließ Beyle wie viele der von ihm veröffentlichten Werke auf eigene Kosten drucken und durch einen Verlag vertreiben, die „Histoire de la Peinture en Italie. Par M. B. A. A. ... Paris: P. Didot l'aînè, Imprimeur du Roi 1817", zwei Oktavbände, auf deren für die Freunde bestimmten Abzügen, wenigstens denen des ersten Bandes, er seinen Namen richtig angegeben hatte. Überhaupt gibt es in diesem Drucke manche bemerkenswerten Kartons und auch seine Auflage wurde zur Veranstaltung einer zweiten Titelauflage (Histore de la peinture en Italie, par M. de Stendhal. ⟨Paris⟩: Sautelet et Cie. 1825) und einer dritten Titelauflage (... Deuxième édition. Paris: Levavasseur 1831) benutzt. ● Im gleichen Jahre wie die Geschichte der italiänischen Malerei erschien noch „Rome, Naples et Florence, en 1817. Par M. de Stendhal. Paris: Delaunay, Pelicier 1817". Auch die zweite Auflage dieses Buches ist anscheinend eine gering veränderte Titelauflage gewesen und die englische (London: Colburn 1818 erschienene) Übersetzung ebenfalls wohl als zweite Auflage angesehen worden. Die als dritte bezeichnete, Paris: Delaunay 1826 in zwei Oktav-



bänden erschienene blieb die Ausgabe letzter Hand. ● In zwei Duodezbänden zeigte sich zum erstenmale das Werk „De l'Amour, par l'auteur de l'Histoire de la Peinture en Italie. Paris: Mongie 1822". Beim Abdruck hatte Beyle eine Ausgabe für die Freunde vor bestimmten Veränderungen der in den Handel gegebenen Auflage vorgesehen. Titelauflage, aber jetzt mit dem Namen Stendhal, ist Paris: Bohaire. 1833. ● „Racine et Shakespeare. Par M. de Stendhal. Paris: Bossange, Delaunay, Mongie 1823" und „Racine et Shakespeare, No. II.... Par M. de Stendhal. Paris: Dupont et Roret 1825" lassen sich als zwei zueinandergehörende Teile einer Buchausgabe ansehen, die freilich, wie die meisten Beyleausgaben, von nicht geringer Seltenheit ist. ● Auf eine Ausgabe einer Auflage scheint die „Vie de Rossini, par M. de Stendhal. Paris: Boulland et Cie. 1824" in zwei Oktavbänden beschränkt geblieben zu sein. ● Ihr folgte eine Flugschrift: „D'un nouveau complot contre les industriels. Par M. de Stendhal. Paris: Sautelet et Cie. 1825". Für die Seltenheit dieses Oktavheftes von 24 Seiten ist es wohl auch bezeichnend, daß Cordier ein Faksimile des Titels nicht gibt. Im übrigen sind die Beylebroschüren wohl das aussichtsreichste Feld für bibliographische Entdeckungen, sie verbergen sich, wenn überhaupt vorhanden, in gleicher Weise den Kennern wie den Sammlern. ● Das nächste von Beyle veröffentlichte Werk leitet die Reihe derjenigen seiner Schriften ein, die ihm den literarischen Ruhm, oder besser Nachruhm, begründeten: „Armance, ou quelques scènes d'un salon de Paris en 1827. Paris: Canel 1827". Die drei Duodezbände sollten in neuer Auflage erscheinen, die aber jedenfalls nicht zustande gebracht wurde. ● Dann kamen die „Promenades dans Rome, par M. de Stendhal. Paris: Delaunay 1829" in zwei Oktavbänden heraus. Ihre Ausstattung, obschon für jeden Band ein ge-

stochenes Frontispice vorgesehen war und der zweite Band dazu noch einen ebenfalls gestochenen Plan enthält, ist für die beiden im gleichen Jahre erschienenen Bände merkwürdigerweise nicht ganz einheitlich. ● Für die folgenden Originalausgaben der Beyleschriften muß man sorgfältiger die éditions pré-originales trennen, die Vorveröffentlichungen in Zeitschriften, die von einzelnen Teilen eines Werkes gegeben wurden. In Buchform und vollständig erschienen zum erstenmale „Le Rouge et le Noir. Chronique du XIXe siècle, par M. de Stendhal. Paris: Levavasseur 1831" in zwei Oktavbänden mit illustrierenden Titelvignetten von Henry Monnier, den ersten eigentlichen Illustrationen zu einer Dichtung Beyles. Die deuxième édition. Paris: Levavasseur, Canel 1836 verteilte das Werk auf sechs Bändchen in Sedez. ● Als Autor dieses Romans bezeichnete sich Beyle auf den Titeln seiner folgenden Bücher „Mémoires d'un Touriste, par l'auteur de Rouge et Noir. Paris: Dupont 1838", zwei Bände in Oktav, wie auch „La Chartreuse de Parme, par l'auteur de Rouge et Noir. Paris: Dupont 1839". ● Die „L'Abesse de Castro par M. de Stendhal, Auteur de Rouge et Noir, de la Chartreuse de Parme, etc. etc. Paris: Dumont 1839" (Oktav) ist die letzte Originalausgabe eines Beyleschen Werkes, sofern man als solche nur die zu seinen Lebzeiten erschienenen Bücher gelten lassen will. ● Die ersten Ausgaben und die ersten Ausgaben in Buchform der nach Beyles Tod veröffentlichten Schriften (Chroniques italiennes 1855, Romans et Nouvelles 1854, Nouvelles inédites 1855, Mélanges d'Art et de Littérature 1867, Vie de Napoléon 1876, Journal 1888, Lamiel 1889, Vie de Henri Brulard 1890, Souvenirs d'Egotisme 1892, Journal d'Italie 1911, Leuwen 1901) und die Briefausgaben haben als Sammlerstücke nicht die Bedeutung der eigentlichen Originalausgaben und sind für die Feststellung des Textes von sehr verschiedenem Wert.



Dagegen ist Beyle als Mitarbeiter an englischen, französischen (vielleicht auch italiänischen) Zeitschriften dem Bibliophilen, der ein édition originale Enthusiast ist, wieder sehr interessant, vor allem aber als Bücherleser durch die Randschriften, mit denen er die von ihm benutzten Bücher versehen hat. Für die Einzelheiten sei auf die Bibliographie Stendhalienne verwiesen. Gerade für derartige Erstdrucke, für die Liebhaberausgaben und für die zahlreichen Schriften über Beyle, die häufig auch erste Veröffentlichungen von ihm herrührender schriftlicher Aufzeichnungen enthalten, ist ja auf Jahre hinaus eine abschließende Zusammenstellung noch nicht möglich. ● Aus der reichen Beyleliteratur darf als bibliographisches Kuriosum das Büchlein Mérimée's hervorgehoben werden mit dem lapidaren Titel: H. B. Die erste, angeblich nur in siebzehn, größtenteils vom Verfasser vernichteten Abzügen hergestellte Ausgabe dieser mitunter merkwürdigen biographischen Nachrichten trägt allein jene beiden Buchstaben auf der ersten seiner sechzehn Seiten und auf der letzten: Paris—Typographie de Firmin—Didot frères, rue Jacob, 56. Einige Jahre nach ihrer Drucklegung (1856) ließ sie Poulet-Malassis in 36 Abzügen nachdrucken (in 16⁰, 38 Seiten, 2 ungezählte Blatt am Anfang, ein ungezähltes am Ende). Den Nachdruck druckte wieder ein anderer nach, wahrscheinlich Briard in Brüssel, unter dem Titel H. B. Par un des Quarante. Eleutheropolis 1864 und verzierte seine Ausgabe, die ihrerseits wieder eine Contrefaçon, vielleicht auch nur eine Nachschußausgabe Briards hervorrief (bei der auf dem Titel die Jahresangabe in MLCCCLXIV verdruckt ist) mit einem Frontispiz von Félicien Rops. ●

Herr Cordier, als zuverlässiger Führer durch das Labyrinth der Beyle-Bibliographie ist vielleicht doch noch an dem einen oder anderen Schlupfwinkel des Proteus Henry Beyle vorübergegangen, ohne ihn zu entdecken. Die Hinweise und Vermutungen in seinen sehr sorgfäl-





tigen Zusamtmensellungen bezeichnen noch mancherlei Möglichkeiten die neue Entdeckungen nicht ausschließen. Denn auch Beyle gehörte zu den Dichtern, die es liebten, Voranzeigen von geplanten Werken zu geben, die Versprechungen blieben, man weiß oft nicht, ob des Verfassers oder des Verlegers, Titeländerungen vorzunehmen, je nachdem die Gestaltung eines Werkes ihnen reifte und auf bibliographischen Kreuz- und Querwegen sich der allzu genauen Beobachtung ihrer Buchgeheimnisse zu entziehen. Dem Sammler von Beyles Schriften aber ist die angezeigte Bibliographie Cordier, auch wenn sie auf alle Fragen eine ganz bestimmte Antwort noch nicht geben kann, ein umso besseres Handbuch, als sie Vermutungen niemals als Wahrheiten hinstellt und durch solche Vorsicht am besten auch für ihn ihren Zweck erfüllt. •

Niccolò Machiavelli. Die Handschriften, Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke im 16. und 17. Jahrhundert. Mit 147 Faksimiles und zahlreichen Auszügen. Eine kritisch-bibliographische Untersuchung von Adolph Gerber. Im Selbstverlage des Verfassers. (1913.) 4⁰. (Auslieferung durch Harassowitz, Leipzig.) •

Die Arbeit des Herrn Gerber bietet bis zum Erscheinen einer Sammlung der Schriften des Florentiners, die allen Ansprüchen einer Ausgabe genügt, in der die vom Verfasser selbst seinen Werken gegebene Fassung genau wiedergegeben wird, die einzige Möglichkeit, sich genau über die Schicksale dieser Schriften zu unterrichten. Sie legt nicht allein die Grundlagen einer solchen zu erhoffenden Ausgabe fest, sondern bietet, wie ihr Titel angibt, auch eine Liste der älteren Machiavelliausgaben, deren geringerer oder größerer Wert sich mit diesem ausgezeichneten bibliographischen Handbuche leicht feststellen läßt. Daß die Übersetzungen nicht vergessen worden sind, ist gerade für die viel umstrittenen Lehren Machiavellis wichtig, die Ausbreitung und der

Einfluß des Machiavellismus in seiner eigenen Form und unter fremden Veränderungen wird am bequemsten bei den Übersetzungen beobachtet. ● Die Ergebnisse der Gerberschen Untersuchungen für die frühesten Ausgaben der Hauptwerke Machiavellis lassen sich nicht leicht in einer kurzen Zusammenstellung übersehen, weil die meistenteils posthumen ersten Ausgaben bereits in ihren handschriftlichen Grundlagen oft unsicher sind. Im allgemeinen darf das gegenseitige Verhältnis dieser Ausgaben durch die Behauptung gekennzeichnet werden, daß sie in ihrer Reihenfolge eine fortschreitende Textverschlechterung zeigen.

Robert Louis Stevenson, a bibliography of his complete works by J. Herbert Slater. London: Bell 1914. VII, 45 S. 8°. ● Der erste Band einer geplanten Reihe von „Bibliographers' Handbooks" bezeichnet mit seinem Titel nicht richtig Absicht und Inhalt eines nützlichen Werkes, das keineswegs eine Bibliographie der Schriften Robert Louis Stevensons sein will. (Eine solche hat Colonel W. F. Prideaux, Bibliography of the works of Robert Louis Stevenson 1903 im Anschluß an die 1894—98 in 28 Oktavbänden erschienene Edinburgh Edition von Stevensons Works geliefert.) Herr J. Herbert Slater gibt eine Zusammenstellung bibliographischer Notizen, die sich mit den Erst- und Frühausgaben der Schriften Stevensons beschäftigen, in alphabetischer, nicht chronologischer Titelanordnung, die das Nachschlagen in besonderen Inhaltsverzeichnissen ersparen soll. Sein Zweck ist, ausreichend und rasch den Sammler über Eigenschaften und Liebhaberwert gesuchter Seltenheiten zu unterrichten, einen Überblick der „Originalausgaben" zu vermitteln. Also ein praktisches Handbuch, dessen Angaben, Kollationen usw. aber auch für die Buch- und Textgeschichte wertvoll sind. Das Durcheinander von Ausgaben für England und für Amerika, von als neue Auflagen erschienenen Stereotypabzügen, von Privatausgaben, Ausgaben, die ohne Mitwirkung des Verfassers er-

schienen, Ausgabenfälschungen und Raubausgaben, Vorausgaben für besondere Zwecke, die nicht in den Handel kamen, ist gerade bei berühmten englischen Schriftstellern neuerer Zeit besonders groß. Ganz abgesehen von den eigentlichen ersten Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen, die Herr J. Herbert Slater gelegentlich, nicht grundsätzlich mit berücksichtigt. Dazu kommen dann noch Ausgabeneigenheiten und Ausgabenverschiedenheiten, die den Liebhaberwert des Sammlerstückes beeinflussen, so daß die kleine Stevensonbibliographie ein brauchbares Hülfsmittel für den Sammler sein wird.

Die Doppeldrucke in ihrer Bedeutung für die Textgeschichte von Wielands Werken. Von Professor Dr. W[illiam] Kurrelmeyer in Baltimore. Berlin: Akademie der Wissenschaften; G. Reimer in Kommission. 1913. 45 S. 4°. (Abhandlungen der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Jg. 1913. Philosophisch-historische Klasse Nr. 7.) ● Wer die Bezeichnung „Doppeldruck“ in die bibliographische Terminologie brachte, ist ungewiß. Sie ist in derjenigen Bedeutung, in der sie allgemein gebraucht wird, um den Begriff der Contrefaçon einschließlich, ja besonders der Nachschußausgaben, die ein Verleger berechtigt oder unberechtigt von Originalausgaben seines Verlages veranstaltet hat, zu bestimmen, weder kennzeichnend noch umfassend genug. (Ausführlich wird das ein demnächst in diesen Blättern veröffentlichter Aufsatz über Druckverschiedenheiten zeigen.) Um die Auffindung und Untersuchung derartiger Doppeldrucke, zumal von Werken der deutschen Klassiker, hat sich Gustav Milchsack bedeutende Verdienste erworben, der in der „Instruktion für die Bearbeitung des Alphabetischen Zettelkatalog in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Nebst Erläuterungen und Beispielen. Wolfenbüttel: 1893“ nachdrücklich auf diese Ausgabenfälschungen hinwies und mit seinem grundlegenden Aufsatze im Zentral-



blatt für Bibliothekswesen, 13. Jahrgang, 1896, S. 537—567 eine Doppeldruckforschung ins Leben rief, die bemerkenswerte Aufklärungen brachte, die Anschauungen über die „Originalausgaben" der deutschen Klassiker mit großem Gewinn für die Textgeschichte veränderte und noch verändert. Die Aufschlüsse, die W. Kurrelmeyer und andere durch ihre Doppeldruckuntersuchungen geben konnten, sind allerdings von den Sammlern noch allzuwenig gewürdigt worden. Aber ein Beispiel wie dieses, daß von einer angeblich 1802 bei Unger in Berlin erschienenen, Ausgabe der Jungfrau von Orleans Schillers acht verschiedene in der Ungerschen Buchdruckerei hergestellte Auflagen mit gleichem Originaltitel und gleicher Originalaustattung vorhanden sind, sollte auch die Liebhaber der ersten Ausgaben zu achtsamerer bibliographischer Kritik ermuntern. ● Die Abhandlung des Herrn Kurrelmeyer ist ein Beitrag zur Akademieausgabe von Wielands Werken. Ihr Nutzen und Wert bleibt indessen über ihrem Hauptzweck, die Grundlagen der Textkritik jener Gesamtausgabe sichern zu helfen, hinaus auch der eines brauchbaren Hülfsmittels für den Bücherforscher und Büchersammler. Herr Kurrelmeyer weist nach, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, daß von folgenden „ersten" Einzelausgaben, die mit Ausnahme der von Orell, Geßner & Co. verlegten poetischen Schriften des Jahres 1770, im Leipziger Verlage von Weidmanns Erben und Reich erschienen, die Zahl der von ihm festgestellten Doppeldrucke (jedenfalls sind noch erheblich mehr vorhanden) anzugeben ist: für „Iris Leipzig 1768" mit 3, für „Musarion, Leipzig 1769" mit 5, für „*ΣΩΚΡΑΤΗΣ ΜΑΙΝΟΜΕΝΟΣ*, Leipzig 1770" mit 7, für „Beyträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, Leipzig 1770" mit 4, für „Combabus, Leipzig 1770" mit 4, für die „Poetischen Schriften des Herrn Wieland 1770" mit 3, für die „Grazien, Leipzig 1770" mit 5 (Milchsack: mit 8), für „Der neue Amadis, Leipzig 1771" mit 3, für

die „Gedanken über eine alte Aufschrift, Leipzig 1772" mit 2, für „Die Abentheuer des Don Sylvio von Rosalva, Leipzig 1772" mit 3, für „Der Goldne Spiegel, Leipzig 1772" mit 4, für „Alceste, Ein Singspiel, Leipzig 1773" mit 3, für „Agathon, Leipzig 1773" mit 4, für die „Geschichte der Abderiten, Leipzig 1781" mit 2 (mit 3). Sogar von der berühmten Göschenschen Ausgabe letzter Hand, die in vier verschiedenen Ausstattungen und Formaten herauskam, werden Doppeldrucke der Oktavausgabe für die einzelnen Bände von Herrn Kurrelmeyer in überraschender Menge nachgewiesen. Diese Zahlen zeigen deutlich genug, wie das Doppeldruckunwesen, das die lebenden Autoren schädigte und die Überlieferung ihrer Werke fälschte, auch dem Sammler eine Vorsicht auferlegt, die er sehr sorgsam üben muß wenn er die echten, ersten Ausgaben der Schriften Wielands erwerben will. Die Ausführungen des Herrn Verfassers zur Doppeldruckfrage überhaupt und die in ihrem Zusammenhange angeführten Beispiele bringen ebenfalls noch bemerkenswerte bibliographische Hinweise.

Erster Abdruck der Bearbeitung von Goethes Egmond durch Schiller in ihrer am 25. April 1796 zuerst aufgeführten Urform: im zwölften Bande der von Conrad Höfer besorgten Horenausgabe von Schillers Sämtlichen Werken (Georg Müller Verlag: München und Leipzig 1914), daraus auch in einem vermehrten Sonderabdruck, nach der Urhandschrift des Goethe- und Schiller-Archivs Weimar: Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung. Nach dem Original-Manuskript im Goethe- und Schiller-Archiv herausgegeben von Conrad Höfer. München und Leipzig: G. Müller. 1914. 153 S. 8⁰.

Ein bisher unveröffentlichtes Werk Wilhelm Waiblingers: Liebe und Haß. Ungedrucktes Trauerspiel von Wilhelm Waiblinger. Nach dem Manuskript herausgegeben von André Faucounet. Berlin-



Leipzig: Behr 1914. 189 S. 8°. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 148. Folge 3, No. 28.)

Heinrich Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen. Faksimile-Druck nach der Handschrift des Dichters nebst 4 Blättern des Brouillons aus dem Nachlasse der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Mit einem Nachworte herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Hirth. Berlin: Felix Lehmann 1915. 61 Blatt, 51 Seiten. 4°.

E[rnst] T[heodor] A[madeus] Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe. Mit Erläuterungen und ausführlichen Verzeichnissen herausgegeben von Hans v. Müller. Band 1. Berlin: Gebrüder Paetel 1915. 8°.

Conrad Ferdinand Meyers Unvollendete Prosadichtungen. Eingeleitet und herausgegeben von Adolf Frey. Teil 1. und 2. Leipzig: Haessel 1916. 4°. 1. Erläuterungen und Fragmente 2. Die faksimilierten Handschriften.

Die Literaturarchiv-Gesellschaft während der fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens 1891—1916. Ein Überblick von Heinrich Meisner. Berlin: Literaturarchiv-Gesellschaft 1916. 29 Seiten. 8°.

Aus dem Goethekreise. Erinnerungsheft an das 25jährige Bestehen des Literaturarchivs in Berlin. Herausgegeben von Heinrich Meisner und Fritz Behrend. Berlin: Literaturarchiv-Gesellschaft. 1917. 82 Seiten. 8°. (Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin. N. F. 13.)

Oeuvres inédites de André Chénier publiées d'après les manuscrits originaux par Abel Lefranc. Paris: Champion 1914. XL, 292 S. 8°. (Les Lettres et les idées depuis la Renaissance t. 3.) Hierin das berühmte, bisher unveröffentlichte Werk: La Per-



fection des Arts. Weiterhin allerlei Entwürfe, Pläne, Vorarbeiten, darunter auch solche, die sich mit chinesischer und persischer Literatur beschäftigen.

Rambles in autograph land. By Adrian H[offman] Jolline Illustrated with many portraits and facsimiles. New York and London: Putnam 1913. XV, 334 S. 8⁰. Inhalt: Unread books Facsimiles and Forgeries. The autograph in literature. Autographs and extra illustration. The authograph market. Private vendors and their ways. Collectors and their methods. My own collection. Diaries. Some nineteenth-century writers. A group of english statesmen. Colonial notables. American authors. Two New-England philosophers. —. Enthält auch manches bisher ungedruckte, darunter Briefe Carlyles an seine Gattin und Thackerays an seinen Verleger.

L'Autografo del ‚Cinque Maggio' di Alessandro Manzoni, Riproduzione integra con il testo definitivo a fronte rivisto dall'autore. Introduzione e note di Lamberto Bravi. Appendice: Der fünfte Mai von Goethe. Roma: Vinci 1916. 38 S. 8⁰.

Shakespeare's Handwriting. A study by Sir Edward Maunde Thompson. Oxford: Clarendon Press... 1916. XII, 63 S. 8⁰.

Autograph Prices Current [published annually]. Being a complete alphacetical and chroonlogical record of all autograph letters . . . sold by auction in London . . . Together with a comprehensive reference index. Compiled and edited by E. H. Courville. Volume. 1. London: Courville (1916). 8⁰.

Handschrift und Charakter. Gemeinverständlicher Abriß der graphologischen Technik. Mit 127 Figuren und 16 Tabellen [u. d. T.:] Handschriftenproben . . . von Dr. Ludwig Klages. Leipzig: I. A. Barth 1917. IX, 157 S. 8⁰.



MITTEILUNGEN UND NACHRICHTEN

Restifs de la Bretonne Roman: L'Enclos et les Oiseaux. ● Untersuchungen über den Verbleib eines Werkes Restifs, von Herrn Pierre Louys in der „Revue des livres anciens" — B. I, S. 87 — veröffentlicht, bringen dieses Ergebnis: Als am 3. Februar 1806 Restif de la Bretonne im Hause seiner Tochter Marion starb, hinterließ er mehrere vollendete Werke, deren Drucklegung ihm nicht mehr möglich gewesen war und deren Handschriften später zerstreut wurden. Darunter befand sich auch eine bereits 1797 abgeschlossene Arbeit, die, ebenso von Restif selbst eingeschätzt, als Hauptstück des literarischen Nachlasses anzusehen ist: L'Enclos et les Oiseaux, eine aus Revies und sechzig Novellen bestehende Sammlung im Rahmen eines Romans, ein merkwürdiges Werk des seltsamen Mannes, seine Autobiographie. Restif de la Bretonne hat seine Lebensgeschichte in den verschiedensten Formen aufgezeichnet, zuerst in allerlei Erzählungen von großer Länge, wie dem Paysan perverti u. a., dann in dem Bekenntnisbuche Monsieur Nicolas, endlich in der Drame de la vie. Ja, sein ganzes literarisches Oeuvre ist ein einziges autobiographisches Dokument, dem lediglich die betonte Absicht eines solchen fehlt, die Absicht, eine comédie privée zu sein. (Freilich, der Ehrgeiz Restifs war, eine comédie humaine zu schreiben). Ohne alle Verkleidungen erscheinen Restif und die Personen, die ihm auf seinem Lebenswege begegneten, in dem verlorenen Roman. Aber wenn er sich selbst und die Charaktere der Persönlichkeiten, mit denen er sich in diesem Roman zusammentreffen läßt, auch mit autobiographischer Wahrheit beschrieb, die Erfindung

der Handlung hat mit den Tatsachen seines Lebens nur einen Berührungspunkt. Er beschreibt sein Leben, wie es hätte verlaufen müssen, wenn er glücklich geworden wäre. Nicht aus Erinnerungsstimmungen an die entschwundenen Jahre mit einem: so hätte es kommen müssen oder so hätte es kommen sollen, sondern indem er seine erwünschte Lebensentwickluug unter der Bedingung sich vollziehen läßt, daß die ebenso wie in seinem verflossenen wirklichen Leben aufgetretenen Personen ihrem Charakter gemäß handeln müssen. ● Als Herr Pierre Louys eines Tages das Angebot eines Pariser Handschriftenhändlers las, „une page d'un manuscrit de Restif", und sich dann von diesem das angezeigte Blatt vorlegen ließ, entzifferte er mit Erstaunen IXe Revie. Da er wußte, daß Restif 2 Revies (Mme Hennebenne und Jeannette Rousseau) 1802 als Anhang seiner Posthumes (Eugen Dühren, Rétif-Bibliothek. Berlin, M. Harrwitz 1906. Nummer 46) in deren viertem Bande mit dem Endvermerke hatte drucken lassen: La suite de cette Revie se trouvera dans L'Enclos, so wußte er, daß er ein Blatt der von Restif hinterlassenen Handschrift entdeckt hatte. Der Handschriftenhändler besaß einige zwanzig ähnliche Blätter, die Herr Louys erwarb und ordnete. Außerdem konnte er feststellen, daß eine Anzahl anderer Blätter der gleichen Handschrift bereits nach Deutschland verkauft waren. Nachrichten und Nachweisungen über den Verbleib werden erbeten. Vielleicht, daß sich dann teilweise wenigstens das Werk wieder herstellen läßt. Bei der eigenartigen Form des Romans können ja auch Bruchstücke sich vielleicht zu einer vollständigen Novelle oder Revie zusammenfügen und auch eine solche teilweise Zusammentragung der zerstreuten Blätter könnte die Grundlage für die Veröffentlichung bisher unbekannter Dichtungen Restifs liefern. ●

Lessingiana. Alte anonyme Auktionskataloge, die den Besitzer der zur Versteigerung gebrachten Bibliothek nicht nennen, bleiben in der

Regel von den Sammlern unbeachtet, die gern ein Bücherverzeichnis, auf dem ein berühmter Name steht, anderen Bänden, die den gleichen Namen tragen, anreihen. Aber auch unter diesen Gelegenheitsdrucken ohne Namen und Rang gibt es manche, die erst einmal aufgefunden, bestimmt, beschrieben, sich aus der nichtbeachteten Unscheinbarkeit in die außerordentliche Seltenheit und große Kostbarkeit verwandeln werden, wie die Auktionskataloge der Bibliothek Gotthold Ephraim Lessings, deren Autor der Dichter war, weil er bei ihrer Herstellung leitend mitarbeitete, wie sein Briefwechsel zeigt. Aus Otto Denekes Untersuchung (Lessing als Büchersammler. Göttingen: Februar 1907) ist sowohl genaueres über den Inhalt dieser Sammlung „von 6000 Stück" als auch über Ort und Zeit ihrer Versteigerung (Berlin, Sommer 1768; Hamburg, Februar 1769 und 14 Mai 1770, bekannt geworden, immerhin ist der Nachweis der, Lessings Namen wahrscheinlich nicht anführenden, drei gedruckten Verzeichnisse bisher nicht geglückt. Auffällig für das erste und letzte sind einige größere Reihen (Journal des Savans bis 1764, Mercure de France bis 1758). ● Auch in der nahezu alle Urdrucke Lessingscher Schriften bewahrenden Sammlung seines Großneffen Carl Robert Lessing fehlen die Auktionskataloge. Das ausgezeichnete, beschreibende Verzeichnis dieser berühmten Sammlung ist soeben im Druck vollendet worden und wird an anderer Stelle in unseren Blättern, gelegentlich eines Berichtes über deutsche Kataloge von Privatbibliotheken, noch ausführlicher besprochen werden. Aber bereits jetzt sei auf die drei stattlichen Bände nachdrücklich aufmerksam gemacht, von denen die Freigebigkeit ihres Herausgebers einige wenige Abzüge zu einem beispiellos billigem Preise in den Handel gelangen ließ als ein Geschenk an unsere Buchfreunde: „Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung herausgegeben von ihrem jetzigen Eigentümer Gotthold Lessing, Rittergutsbesitzer. Band 1—3. Berlin, v. Holten: 1914—16. ●

Franz Muncker hat seinen letzten Nachrichten über „Neue Lessing-Funde“ (in den „Sitzungsberichten der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-philologische und historische Klasse. Jahrgang 1915, Abhandlung 12) und in der von ihm für das Goedekesche Sammelwerk (3. Auflage. Band 4. Buch VI. § 221) bearbeiteten vortrefflichen Lessing-Bibliographie den Abschluß der von ihm besorgten endgültigen Gesamtausgabe von Lessings Werken folgen lassen und damit der Lessing-Forschuug, deren hervorragendster Vertreter er selbst ist, ihren festen Grundbau geschaffen. • Ein bibliographisches Rätsel, das bisher ein von Lessing veranstalteter Privatdruck absonderlicher Art bot, löste Hans von Müller in zwei Untersuchungen, deren Ergebnisse man aus ihrer ausführlichen Beweisführung kennen lernen muß. („Lessings ‚Critik über das Jöcherische Gelehrtenlexikon‘. Mit zwei Faksimiles.“ Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge. Achter Jahrgang. 1916. Seite 33 ff. und „Lessings unterdrückte Schrift gegen Jöcher. Die Geschichte eines Problems von 1753 bis 1915“. Deutsche Rundschau. 1916. Seite 272 ff.) • Erich Ebsteins letzterschienene (Archiv für Geschichte der Medizin. Band X. 1917. Seite 200 ff.) Abhandlung zur literarhistorischen Patographie: „Über Gotthold Ephraim Lessings Krankheit und Tod, zugleich Mitteilung des Obduktionsprotokolles“ erneuert den Abdruck dieser wichtigen Urkunde aus Lichtenbergs Göttingischem Magazin 2, I, 146, und erläutert ihn durch eigene Untersuchungen, die wichtige Aufschlüsse über das Lebensende Lessings geben. •

BERICHTIGUNGEN UND ERGANZUNGEN

Kurze Verbesserungen zu den vorhandenen bibliographischen Handbüchern und Nachschlagewerken aus dem Arbeitsbereiche unserer Zeitschrift werden unter dieser Überschrift regelmäßig gesammelt werden. Wir erhoffen dazu die fördernde Beteiligung unserer Leser. Da derartige Werke nach ihrer Bearbeitung und als buchhändlerische Unternehmungen meist, wenn überhaupt, nur in langen Zwischenräumen verbesserte Neuauflagen erlauben, da weiterhin die Autopsie bei umfassenden bibliographischen Wörterbüchern auch den fleißigsten und sorgfältigsten Herausgebern nicht überall möglich ist, müssen sie notgedrungen ihre Handbücher mit Fehlern und Unvollkommenheiten in die Welt treten lassen. An der Beseitigung derartiger kleinerer Mängel haben alle Benutzer der meistgebrauchten neuesten Bibliographien ein gleichgroßes Interesse, um ihre Handexemplare möglichst zu vervollkommnen. Und auch geringere Irrtümer können mitunter die Ursache größerer Mißverständnisse werden. — Weiterhin sollen auch Berichtigungen und Ergänzungen zu den großen kritischen Gesamtausgaben hier gesammelt werden, da derartige gelegentliche Nachträge und Verbesserungen in ihrer vielfachen Zerstreuung selbst achtsameren und unterrichteten Lesern sich vielfach entziehen. Ohne den Ehrgeiz zu haben, an dieser Stelle den Mittelpunkt für dergleichen „Addenda et Corrigenda" zu errichten, wollen wir bemüht sein, eine brauchbare Sammelstelle des Materials zu schaffen, die allein die Kleinarbeit Vieler brauchbar und nützlich machen kann.

(1.) Friedrich Hebbel. Werke. Herausgegeben von Richard Maria Werner. Briefe. Vierter Band. Berlin 1906. Nr. 237. An Elise Lensing in Hamburg. 17. Mai 1847. Seite 24 Zeile 11: „Eine Anweisung auf 6 L lege ich bei."

Die Beilage dieses letzten Briefes Hebbels an Elise Lensing hat, nach der Urhandschrift in der Sammlung des Herausgebers, den folgenden Wortlaut: Ich ersuche Sie, lieber Campe, gegen diese Anweisung dem Fräul E. Lensing in Hamburg noch weitere sechs Fdors auf meine Rechnung auszuzahlen. Ihre Quittung gilt mir für die meinige.

Wien den 17. May 1847. Dr. Friedrich Hebbel
(Empfangen Elise Lensing.)

Auch um ein paar Ex. Diamant bitte ich durch Fräul. Lensing

ANFRAGEN UND ANTWORTEN

Anfragen und Antworten aus dem Gebiete unserer Vierteljahrsschrift werden, wofern sie nicht ihre Beantwortung schon in den bekannten Handbüchern und Nachschlagewerken finden, sondern von allgemeinerer Bedeutung sind, in fortlaufender Reihe veröffentlicht. Die Namen der Anfragenden werden nur auf ihren besonderen Wunsch bekannt gegeben.

1°. Büchereizeichen Goethes? Die Angabe „Ex Libris Goethe's" ist ungenau. Der Dichter hat zwar um 1767 ein Ex Libris für Käthchen Schönkopf in Leipzig radiert, selbst aber ein solches für seine Bücher nicht im Gebrauch gehabt. Dagegen sind nach seinem Tode, gelegentlich der Verhandlungen über den Verkauf der Goetheschen Sammlungen, zwei kleine Herkunftsvermerkzettel mit Randleisten gedruckt worden: „Aus der Bibliothek Johann Wolfgang von Goethe's", „Aus dem Nachlasse des Staatsministers Dr. Johann Wolfgang von Goethe", von denen das erstangeführte das eigentliche Ex Libris ist. (K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg, Deutsche und Österreichische Bibliothekzeichen. Stuttgart: 1901. S. 361.) Aus dem Besitze Goethes stammende Bücher sind allerdings in den Handel gelangt, sei es, daß sie schon bei Lebzeiten von ihm fortgegeben wurden, sei es, daß sie aus seiner Bücherei, die jetzt neugeordnet im Goethe-Hause in Weimar aufgestellt ist und deren Verzeichnis aus dem Nachlasse Carl Schüddekopfs veröffentlicht werden wird, unter die Bücher seiner Familienangehörigen gekommen sind und mit diesen Büchern veräußert wurden. B.

2°. Verlag des Einzeldruckes von H. v. Kleists Ode: Germania (Goedeke VI, 103,9)? In dem bekannten, leider zu nicht geringem Sammlerschmerz sehr veralteten „Gesamt-Verlags-Katalog des Deutschen Buchhandels" (Zweiter Band, Erste Abteilung, Münster i. W.: 1881, Adolph Russel's Verlag.) findet sich in dem Verlagsverzeichnisse von Ferdinand Dümmler-Berlin, allerdings als vergriffen, aufgeführt: „Heinrich von Kleist: Germania an ihre Kinder. 1813. 4°. 15 Pf." Ferd. Dümmler hatte 1814 die Bestände des 1808 von Julius Eduard Hitzig begründeten Verlagsgeschäftes übernommen und mit ihnen auch diesen ersten und einzigen Flugblattdruck der Kleistschen Ode. Die Vermutung Erich Schmidts (in seiner Ausgabe der Werke H. v. Kleists. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Vierter Band, Seite 386): „Posthumer Druck (auch in meinem Besitz) [jetzt in der Bibliothek Mosse-Berlin], gewiß von 1813, den Typen nach sehr wahrscheinlich aus der Reimerischen Realschulbuchhandlung . . ." wäre damit für die Druckerei nicht ohne weiteres widerlegt und die Frage, ob v. Pfuel als der Veranstalter des Druckes, über dessen Herausgabe er eine Erklärung in der Nummer 31 vom 13. März 1813 der ‚Spener'schen Zeitung' veröffentlichte,



das Blatt in den Hitzig'schen Verlag oder nur in den Hitzig'schen Kommissionsverlag gegeben hat, dürfte auch den gewissenhaftesten Bibliographen ziemlich gleichgültig lassen. Denn dem äußeren, das heißt dem hohen Liebhaberwert, den der Druck als eine „Seltenheit allerersten Ranges" genießt, entspricht nicht sein innerer Wert. Die posthume Veröffentlichung des 1809 entstandenen Gedichtes gibt keine besonders gute Vorlage wieder. (Weitere Literaturangaben: Bibliothek Weißstein. Katalog der Bücher des verstorbenen Bibliophilen Gotthilf Weißstein. Herausgegeben von Fedor v. Zobeltitz. Gesellschaft der Bibliophilen. 1913. Erster Band. Nummer 3200, Anmerkung.)

BÜCHERTAFEL

Die Aufnahme in die Büchertafel, die Buchfreunden und Büchersammlern eine kurze Übersicht besonders hervorragender Neuerscheinungen vermitteln will, soweit diese nicht zu den unter den „Anzeigen" angeführten oder besprochenen Werken, die die Wissenschaft vom Buche behandeln, gehören, erfolgt unabhängig von unverlangten Einsendungen zur Besprechung an die Schriftleitung, was zur Vermeidung jeden Mißverständnisses ausdrücklich hervorgehoben wird. Andererseits darf aus dem Fehlen hier nicht verzeichneter Werke nicht auf deren Unwert geschlossen werden, da die Büchertafel Anregungen für Bücherfreunde, jedoch keine vollständige Liste aller mehr oder minder ‚bibliophilen' Neuerscheinungen geben soll.

Die Faustillustrationen des Peter Cornelius in ihrer Beziehung zur deutschen Nationalbewegung der Romantik. Als Einleitung zu dem durch den Verlag Dietrich Reimer veranstalteten Neudruck der Originalstiche aus dem Jahre 1816. Von Dr. Kuhn. Berlin: D. Reimer, 1916. 8°. (Nebst Mappe quer-2°. Der Mappeninhalt: „Die Faustillustrationen des Peter Cornelius in Stichen von [F.] Ruscheweyh und [Julius] Thaeter", zwölf Stiche.)

Christian Reuters Werke. Herausgegeben von Georg Witkowski. Band 1, 2. Leipzig, Insel-Verlag. 1916. 8°.

Lebens-Ansichten des Katers Murr. Nach E. T. A. Hoffmanns Ausgabe neu herausgegeben von Hans von Müller. Leipzig: Insel-Verlag 1916. 320 S. 8°.

[Daniel] Chodowiecki in Dresden und Leipzig. Das Reisetagebuch des Künstlers vom 27. Oktober bis 15. November 1773. Herausgegeben von Moritz Stübel. Dresden: Burdach 1916. 102 S. 8°,

Friedrich Gerstäcker, Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Eine Erzählung. München: v. Weber 1917. 173 S. 8°. (Dreiangeldrucke. 5.)



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

G. A. E. BOGENG

JAHRGANG EINS · HEFT ZWEI

INHALT: Die Erstdrucke von Goethes Egmont, Tasso, Faust und ihre versteckten Vorzugsausgaben / Bemerkungen zur Buchgeschichte von Heines Werken / Sir R. F. Burtons Kasîdah / Druckerstlinge (Beiträge zur Buchdruckerentwicklungsgeschichte) / Anzeigen / Mitteilungen und Nachrichten / Anfragen und Antworten

1918

MAX HARRWITZ VERLAG

NIKOLASSEE bei BERLIN



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

Herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng

Berlin-Wilmersdorf · Kaiser-Allee 168

BEZUGSPREISE

Jahrgang	M 12.50
Einzelheft	M 3.75

ANZEIGEN-PREISE

Ganze Seite	M 37.50
Halbe Seite	M 22.50
Viertel Seite	M 12.50
Achtel Seite	M 7.50



Verlag von

Max Harrwitz · Nikolassee bei Berlin

Postscheckkonto Berlin Nr. 1423

Deutsche Bank Berlin Dep.-Kasse C

DIE ERSTDRUCKE VON GOETHES EGMONT, TASSO, FAUST UND IHRE VERSTECKTEN VORZUGSAUSGABEN.

Otto Deneke hat in seinen fünf „Göttinger Beiträgen zur Goethe-Bibliographie" nicht allein der Textkritik genützt, er hat mit ihnen auch ein schönes Beispiel gegeben, wie die Beschäftigung des Sammlers mit seinem Besitz, wenn sie wirklich angewandte Bücherkunde ist und sich nicht mit den ‚feststehenden' Behauptungen der Bibliographie und deren Verwertung in den Buchhändlerverzeichnissen ein für allemal zufrieden geben will, wissenschaftlich im besten Sinne dieses Wortes sein kann. So sind auch Denekes Untersuchungen über die erste berechtigte, bei G. J. Göschen in Leipzig erschienene Ausgabe von Goethes Schriften und die mit dieser Ausgabe zusammenhängenden Einzeldrucke Goethescher Werke für die „ächten" Bibliophilen recht wertvoll und könnten für die „echten" Bibliophilen noch sehr viel wertvoller sein. (Goethes Schriften bei Göschen 1787—1790. Der Göttinger Beiträge zur Goethe-Bibliographie Vierter. Von Otto Deneke, 28. August 1909; Die Einzeldrucke Goethescher Werke bei Göschen 1787—1790. Der Göttinger Beiträge zur Goethe-Bibliographie Fünfter [letzter]. Von Otto Deneke. 31. Dezember 1909.)

Auf Denekes Untersuchungen beziehen sich auch die folgenden Mitteilungen ausdrücklich, um sich die bereits in ihnen gegebene umfassendere Beweisführung zu ersparen, um so mehr, als sie nur einen bisher weniger beachteten Sonderfall der Einzeldrucke erörtern sollen, der die Teilnahme der Bücherfreunde und Büchersammler verdient.



Als Goethe und Göschen ihre vertraglichen Vereinbarungen über die Veranstaltung der ‚Schriften'-Ausgabe trafen, stellte der Dichter dem Verleger anheim, eine Vorzugsausgabe in Groß-Oktav, die leicht vom gleichen Satz zu gewinnen war, für die Freunde schöner Bücher neben der gewöhnlichen Ausgabe herauszugeben. Indessen wollte damals Göschen — wie ganz anders das heutzuge sein würde, lehrte uns der „Urmeister" — von seinem Rechte auf eine Vorzugsausgabe keinen Gebrauch machen. Wahrscheinlich wurde von der allgemeinen Auflage, deren gewöhnliches Papier in der Tat gewöhnlich war, nur eine geringe Anzahl von Abzügen auf erheblich besserem holländischen Papier genommen, insbesondere wohl die 20 Goethe zustehenden Abzüge des Verfassers. In den Handel kamen Abzüge auf holländischem Papier überhaupt nicht und es ist auch nicht zu vermuten, daß mehr als diese 20 Abzüge auf holländischem oder doch wenigstens besserem Papier als dem der Brotauflage hergestellt worden sind. Georg Witkowski hat neuerdings (in der ‚Zeitschrift für Bücherfreunde'. Neue Folge. Neunter Jahrgang. Erster Band, Seite 70 ff.) eingehendere Betrachtungen den Autorexemplaren der Goetheschen „Schriften" gewidmet, Betrachtungen, die höchstwahrscheinlich durch weitere Vergleiche ihre Bestätigung finden dürften.

Die Nachfrage nach der von Göschen unterlassenen Vorzugsausgabe war freilich vorhanden. Er selbst schrieb am 21. August 1787 an Bertuch: „Aber doch frägt man häufig nach Exemplaren auf holländischem Papier". Damals waren die vier ersten Bände der ‚Schriften' bereits erschienen, ihr Satz schon abgelegt und die Überlegungen Göschens, die einer nachträglichen Veranstaltung der Vorzugsausgabe galten, mußten sich deshalb mit dem Neudruck dieser ersten vier Bände beschäftigen. Der Briefwechsel Goethe-Göschen und Göschen-Bertuch erörterte darum noch weiterhin die Frage einer Nach-

druckausgabe der ersten vier Bände auf holländischem Papier. Sie scheint indessen ungelöst geblieben zu sein, wenigstens sind bibliographisch bisher Abzüge einer derartigen Ausgabe nicht festgestellt worden, obschon der Neudruck dieser Bände später erfolgte. Dagegen hat Göschen 1788 in seiner Ankündigung des erscheinenden fünften Bandes etwaigen Vorauszeichnern Abzüge auf starkem holländischen Papier angeboten und die geplante Liebhaberausgabe noch in seiner Bekanntmachung von 1790 über die Vollendung der „Schriften" erwähnt, allerdings mit dem Vorbehalt, daß diese Liebhaberausgabe erst nach Jahresfrist mit neugestochenen Kupfern erscheinen würde.

Danach ist anzunehmen, daß Göschen von den vier letzten Bänden der „Schriften" bei ihrem Abdruck auch vermutlich 500 Abzüge auf holländischem Papier nehmen ließ, daß er die Absicht hatte, die vier ersten Bände neu setzen zu lassen, um damit die Liebhaberausgabe vollständig zusammenzustellen, daß er jedoch schließlich, aus geschäftlichen und persönlichen Gründen, den Plan fallen ließ.

Konnten deshalb die Abzüge auf holländischem Papier, die von Band V bis VIII vorhanden waren, auch für die Reihe der Schriften nicht verwertet werden, so blieb doch ihre Ausnutzung durch Göschen selbst oder seine Rechtsnachfolger in einer anderen Form möglich, in der von Einzelausgaben der unveränderten Bogen mit hinzugefügtem Titelblatt. Dafür standen zur Verfügung der V. Band (1788: Egmont, Claudine von Villa Bella, Erwin und Elmire), der VI. Band (1790: Tasso, Lila), der VII. Band (1790: Faust, Jery und Bätely, Scherz, List und Rache), der VIII Band (1789: Puppenspiel, Prolog zu Bahrdt, Vermischte Gedichte, Künstlers Erdewallen, Die Geheimnisse) in je 500 Abzügen auf holländischem Papier, die in Ausschnitten die Anfertigung von Einzelausgaben gestatteten. Weil aber bereits die Bogen mit fortlaufender Seitenzählung ausgedruckt waren, kamen für derartige Sonder-



ausgaben nur diejenigen Werke in Betracht, die die einzelnen Bände eröffneten, also Egmont, Tasso, Faust und das Puppenspiel. Nachgewiesen wurden sie bisher für Egmont, Tasso, Faust und sie sind insofern die besten Ausgaben der echten Erstdrucke dieser drei Hauptwerke, wie auch die Faustsonderausgabe auf holländischem Papier beweist, als sie deren einzige auf gutem Papier vorhandenen Ausgaben sind. Ein Vorzug, dem gegenüber die unbedeutende Tatsache, daß ihre Titelblätter später mit unrichtigem Datum hinzugefügt wurden, für einen ernsthaften Sammler kaum in Betracht kommen wird. Im übrigen sind auch die Titelblätter zum Teil die ersten für die Vorzugsausgaben selbst hergestellten, denn für die früher geplante Verwendung der Bogen zu den „Schriften" sind wahrscheinlich Titelblätter überhaupt noch nicht gedruckt gewesen. Man sieht, auch ein in belanglosen Äußerlichkeiten befangener Büchersammler kann an den Vorzugsausgaben der Erstdrucke des Egmont, Tasso und Faust, die in nur je 500 Abzügen beim Verleger vorhanden waren, eine fast ungemischte Freude haben. Allerdings, wen auch hier die Frage des Originaltitelblattes nicht ruhen läßt, dem wird kaum eine befriedigende Antwort gegeben werden können. Denn wir wissen über das Schicksal der holländischen Bogen nichts Genaues. An den Cottaschen Verlag, der die 1838 erworbenen Einzelausgaben seit 1839 verkaufte, sind wohl die Egmont-, Tasso-, Faust-Erstdrucke in den Ausgaben auf holländischem Papier nicht übergegangen und ihre Bogen sind, ohne Titelblatt, im 19. Jahrhundert noch später im Altbuchhandel gewesen. Andererseits sind Ausgaben mit den „falschen" Titelblättern bereits zu Goethes Lebzeiten verkauft worden. So finden sich zum Beispiel die beiden von Deneke für den Tassodruck angeführten Titelblätter vor den Bogen auf holländischem Papier und ein Abzug auf diesem Papier mit dem von Deneke nur für die Bogen auf gewöhnlichem Papier gekannten Titel: „Tor-

quato Tasso. Ein Schauspiel von Goethe. Leipzig, bei Georg Joachim Göschen 1790" ,in meinem Besitz, erweist die Ausgabe durch einen kleinen handschriftlichen Titelblattvermerk, der 1820 datiert ist, als spätestens aus diesem Jahre stammend. Inwieweit man bei der bibliographischen Sachlage schon von einer Titelblattfälschung reden kann, scheint zweifelhaft, da es sich ja um den Originaldruck des Buches selbst handelt und die Angaben des Titels nur insoweit falsch sind, als sie für die Zeitangabe des Titelblattdruckes und vielleicht auch für den dessen Herstellung veranlassenden Verleger nicht mehr zutreffen. Auch ein neuer Verleger wird indessen die Bogen rechtmäßig von Göschen erworben haben. Etwas anderes gilt natürlich für die Reihe jener Titelblätter, die um 1900 eine Anzahl bisher unbekannter Frühdrucke des Faust schufen, indem sie bewußt den Anschein erwecken wollten, es handele sich um Erst!-Erst!-Ausgaben. Daß die Erstdrucke des Egmont, Tasso, Faust auf holländischem Papier keine Nachdruckausgaben sind, braucht nicht noch besonders bewiesen zu werden, sie sind aber ihrer bibliographischen Natur nach, wenn man sie ganz genau bezeichnen will, auch keine Sonderausgaben, sondern Ausschnitte und der Sammler, der die bibliographische Reinlichkeit liebt, kann sich für sie eigene Titelblätter drucken lassen, ohne damit ihre Ursprünglichkeit irgendwie zu verletzen. Denn Originalausgaben, die ohne „Originaltitelblatt" hergestellt wurden, kann auch der vom Glück begünstigste Sammler nicht mit einem solchen finden. Wer jedoch nicht den Hauptwert auf das älteste Titelblatt legt und deshalb abwarten will, ob nicht doch noch eine genauere Bestimmung aller Titelblätter, die vor den „ächten" Bogen stehen, vorgenommen werden sollte, wird sich gern mit den versteckten Vorzugsausgaben begnügen, mag auch das Titelblatt seines Abzuges nur der Nachdruck eines etwas früheren und sogar etwas rechtmäßigeren Titelblattes sein.



BEMERKUNGEN ZUR BUCHGESCHICHTE VON HEINES WERKEN.

Die Anteilnahme eines Verfassers an der Buchgestaltung seines Werkes kann sehr verschiedenartig sein. Er kann, mit oder ohne Druckanordnung, die Druckvorlage liefern und er kann dann die Drucklegung überwachen oder sich nicht weiter um sie kümmern. Aus diesen hauptsächlichen Möglichkeiten ergeben und erklären sich im Zusammenhange mit den buchgewerblichen und buchpolizeilichen Einflüssen, die auf den Buchdrucker, den Buchverleger sowie andere bei der Herstellung und dem Vertriebe der Buchware Beteiligte einwirken können, alle jene bibliographische Verschiedenheiten, fertiger Abzüge einer Auflage nebst deren Ausgabenverschiedenheiten[1]), die bei der Betrachtung einer Buchform als der endgültigen Verkörperung eines Werkes, oft auch von Bedeutung für die Textkritik sind, besonders dann, wenn die Urhandschriften verloren oder vernichtet wurden.

Übersieht man die Druckgeschichte von Heines Schriften, so muß man das Überwiegen der in dem eben bezeichneten textkritischen Sinne ungünstigen Einflüsse auf die Drucklegung und Veröffentlichung seiner Werke feststellen. Die Anteilnahme des Dichters an der Druckausführung beschränkte sich vielfach auf die Übermittlung der Druckvorlage an den Verleger (oder, bei späteren Auflagen, auf Angaben allgemeinster Art). Die Drucküberwachung blieb anderen überlassen, wobei Eigenheiten Heines, seine Zeichensetzung zum Beispiel, keine ausreichende Berücksichtigung finden konnten. Dazu kamen die Hemmungen, die die Zensurrücksichten bereits bei der Niederschrift verursachten. Klagte



doch Heine selbst Campen seine „Literaturschmerzen", die ihn nötigten, jeden Gedanken gleich im Kopfe zu zensieren. Und solche Hemmungen vervielfältigten sich noch, wenn die der Veröffentlichung entgegenwirkenden Widerstände durch Auslassungen, Kürzungen und Veränderungen der vom Dichter anerkannten Druckvorlage beseitigt werden mußten, damit das Buch überhaupt erscheinen konnte. Aber auch ohne dergleichen äußeren Zwang ist der Verleger Campe den Anordnungen seines berühmtesten Autors durchaus nicht immer gefolgt und das bei Heines Lebzeiten Vernachlässigte oder Versäumte holte auch die nach seinem Tode veranstaltete erste Gesamtausgabe seiner Werke, für die die Benutzung einer größeren Anzahl von Urhandschriften dem Herausgeber Strodtmann und dem Verleger freistand, durchaus nicht in der erforderlichen Weise nach. Die Handschriften Heines sind heute zerstreut und, da die für die Textfeststellung in Betracht kommenden Drucke häufig nicht ausreichen, konnte eine endgültige Ausgabe von Heines Werken bisher nicht zustande kommen. Die beiden besten vorhandenen Ausgaben, die von Elster und die von Walzel herausgegebenen, haben hier viel, aber noch nicht alles leisten können, eine von Hirth angekündigte verspricht, nach den dazu bekannt gemachten Vorarbeiten zu schließen, zwar neue reiche Ausbeute. Aber den Abschluß der Heine-Textforschung wird auch sie wohl nicht bringen, wenn ihr nicht alle noch erhaltenen Heine-Handschriften erreichbar werden sollten. —

Hatten im achtzehnten Jahrhundert die Geschäftsgewohnheiten einiger Verleger unter dem äußeren Schein der echten ersten Auflage Doppeldrucke entstehen lassen, Nachschußauflagen, deren bibliographische Entdeckung für die Textgeschichte wertvoll wurde (wie die Seite 37 dieser Blätter angezeigte Arbeit Kurrelmeyers über Doppeldrucke der Werke Wielands), so hatte Heines Verleger augenscheinlich nicht die gleichen Gründe wie seine Vorgänger, wenn er bisweilen Doppel-



auflagen veranstaltete. Denn die Doppelauflagen einiger Heinescher Bücher erschienen gleichzeitig als Erstausgaben[3]), waren also keineswegs teilweise Nachschußausgaben und verheimlichten auch nicht ihre Herstellung in verschiedenen Druckereien. Auch die Urheberrechte der Verfasser verletzten sie wohl kaum, da Campe die Auflagenberechnung nach Auflagenhöhen oder nach dem Auflagenverkauf innerhalb eines bestimmten Zeitraumes durchzuführen pflegte. Ganz abgesehen davon, daß gleichzeitig in zwei Druckereien hergestellte Doppelauflagen, wie die Erstveröffentlichungen des Heineschen „Faust", der ein Krebs war, und des „Romanzero", als betrügerische Nachschußausgaben äußerst unwirtschaftlich gewesen sein würden. Hier bleibt wohl die Vermutung erlaubt, daß, wenn Campe ein neues Heine-Buch gleichzeitig in Cassel und in Hamburg herstellen ließ, ihn dabei die Rücksichten auf etwaige Maßnahmen der Zensurbehörden bestimmten. Wurde die eine Auflage beschlagnahmt, blieb ihm noch die andere, mit deren Verkauf er etwaigen Nachdrucken zuvorkommen konnte. Weiterhin mögen die in einzelnen Bundesstaaten bestehenden Verkaufsverbote, die Rücksichten auf die Zollgrenzen für die Campesche Gewohnheit der Doppelauflagen maßgebend gewesen sein. Die rasche Versorgung des Buchhandels mit den Neuerscheinungen seines Verlages war leichter, wenn sie nicht ausschließlich von dem Sitze seines Verlagsgeschäftes, von Hamburg aus vorgenommen wurde. Das beste bibliographische Beispiel dafür geben aus dem Gesamtbereiche Campescher Verlagstätigkeit Börnes ‚Pariser Briefe'.

Mit der Campeschen Gewohnheit, Doppelauflagen herstellen zu lassen, von denen doch wohl immer nur die eine auf die authentische Druckvorlage zurückging, während die andere wahrscheinlich nach den Korrekturbogen der ersteren gesetzt wurde, hätte sich leicht die andere verbinden können, die ausgedruckten Bogen später in Mischauflagen

zu vereinigen. Dazu hätte natürlich die der erstgedruckten Auflage folgende andere nach jener Männchen auf Männchen gesetzt gewesen sein müssen, wie bei den Doppeldrucken, den Nachschußauflagen des achtzehnten Jahrhunderts. Aber auf eine derartige äußere Übereinstimmung seiner Doppelauflagen scheint Campe keinen Wert gelegt zu haben. Das mag ebenfalls der Behauptung zum Beweise dienen, daß seine Doppelauflagen anderen Zwecken dienen sollten als die Nachschußauflagen des achtzehnten Jahrhunderts. Womit indessen selbstverständlich noch nicht bewiesen sein würde, daß überhaupt nicht derartige Mischauflagen von Büchern Heines durch Campe debitiert worden sind. Hierüber könnte erst eine genauere bibliographische Sonderforschung, die anscheinend bisher noch nicht unternommen wurde, Aufschlüsse geben. Daß im übrigen Campe das buchhändlerische Auskunftsmittel der Titelauflage (richtiger Titelausgabe) nicht allein benutzte, um einem beträchtlichen Auflagenrest das Aussehen einer neuen Auflage zu geben (was z. B. für die dritte [1839] und die vierte [1841] Auflage des „Buches der Lieder" geschah, wie der für beide Auflagen gleiche Druckfehler in der letztgezählten Seite [262 statt 362] zeigt), sondern es auch brauchte, um ältere Auflagenreste mit einem neuen Titelblatt einer bereits neugedruckten Auflage gleich zu stellen, dafür legt der unter den noch zu erörternden Verhältnissen besonders merkwürdige Umstand Zeugnis ab, daß die irrtümlich wohl auch als Doppelauflagendruck erwähnte Ausgabe der „Neuen Gedichte". Zweite Auflage (Hamburg, bei Hoffmann & Campe. 1844. Paris, chez I. I. Dubochet & Cie., rue de Seine 33), die 421 Seiten zählt, eine Titelausgabe der ersten Auflage dieser Gedichte vom gleichen Jahre ist[3]).

Bekanntlich ist aber die ‚echte' zweite Auflage der Neuen Gedichte (Neue Gedichte von H. Heine. Zweite Auflage. Hamburg, bei Hoffmann & Campe. 1844. Paris, chez I. I. Dubochet & Cie., rue de Seine 33.



[4], XII, 343 [344] Seiten 8⁰) der Gegenstand eines kleinen, bisher noch nicht gelösten bibliographisch-literarhistorischen Problems.

Strodtmann, der die Campeschen Geschäftsgeheimnisse eben so gut wahrte oder wahren mußte wie er die Familiengeheimnisse von Heines Verwandten hütete, gibt an, daß das („Geschrieben zu Paris, den 18. Oktober 1844" datierte) Vorwort zu spät in Hamburg eingetroffen sei, so daß es der zweiten Auflage nicht mehr beigefügt werden konnte. Aber abgesehen davon, daß Abzüge der zweiten Auflage mit dem (wie der Vergleich eines in seinem Umschlage erhaltenen unaufgeschnittenen Abzuges zeigt, nachträglich dem bereits gehefteten Bande vorgeklebten) Vorwort von XII Seiten = 6 Blatt, das im übrigen auch: „Geschrieben zu Paris im Oktober 1844" datiert ist, versehen und verausgabt wurden (oder vielleicht damals nicht verausgabt wurden, sondern nur später versehentlich von Hoffmann & Campes Lager in den Handel kamen), dürfte der Brief Heines an Campe mit dem versprochenen Vorwort (Paris, 18. Oktober 1844) auch bei etwas verspätetem Eintreffen keine Verzögerung einer sehr eiligen Drucklegung verschuldet haben, da Heine erst am 9. Oktober aus Hamburg abreiste, also die Vorrede, wenn Campe so beeilt war, ihm leicht hätte zurücklassen können. Die in einer Niederschrift von Schreiberhand erhaltene Vorrede der ‚Deutschland'-Sonderausgabe, die noch in Hamburg entstand (Briefe Heines an Detmold vom 20. September 1844 und an Marx vom 21. September 1844) ist datiert: „Hamburg, den 17. September 1844". Sie findet sich sowohl in der eigentlichen, nach den Bestimmungen der Hamburger Zensur gegenüber dem Druck in den „Neuen Gedichten" verkürzten Sonderausgabe (Deutschland, Ein Wintermärchen. Von Heinrich Heine. Hamburg, bei Hoffmann & Campe 1844. XII. 143 Seiten 8⁰) als auch in der Ausschnittausgabe aus den „Neuen Gedichten", deren Titel der gleiche ist. (XII. Seiten 277—421. 8⁰).

Die Vorrede der zweiten Auflage der ‚Neuen Gedichte' entspricht im wesentlichen der Deutschland-Vorrede, aus der sie im Auszuge auf den Seiten IV bis XII abgedruckt ist. Das neue in ihr ist eine ironische Auseinandersetzung Heines mit seinem enthusiastischen Verleger, der in verdoppelter Anzahl eine zweite Auflage der „Neuen Gedichte" veranstaltet habe. Leider habe der Dichter, jetzt wieder vom Druckort entfernt, den Druck nicht so streng wie bei der ersten Auflage überwachen können, nachträgliche Veränderungen habe er sich, wie er ausdrücklich hervorheben wolle, nirgends „erlaubt". Der Dank des Verfassers für das „ehrenvollste" ihm vom Verleger bewiesene Vertrauen, wie er sich auf den drei ersten Seiten der Vorrede äußert, beginnt mit dem Hinweise darauf, daß vier Wochen nach der ersten bereits die zweite Auflage der „Neuen Gedichte" nötig geworden sei und die drei ersten Seiten des neuen Vorwortes paraphrasieren die erstaunliche Tatsache: Heinrich Heines letztes Gedichtbuch ist in einer großen Auflage, kaum auf dem Markte erschienen, auch sogleich vergriffen worden! Eine Tatsache, die jedenfalls zu dem damaligen Absatz der anderen Schriften Heines in keinem rechten Verhältnis steht.

Hatte Heine einen solchen Hinweis nötig? Die Frage war ihm seit den fatalen Folgen seines Börne-Buches schon wiederholt von seinem Verleger beantwortet worden, die Heineschen Honorare hatten abgenommen, weil der Absatz der Heineschen Schriften sich vermindert hatte, ja, als mittelbare Folge der an das Börne-Buch geknüpften Preßpolemik war eine erhebliche Absatzgebietbeschränkung durch das Preußische Verbot des Hoffmann & Campeschen Verlages 1841 eingetreten. Von den „Neuen Gedichten", die er Campen als Gegenstück zum ‚Buch der Lieder' gepriesen hatte, erhoffte Heine eine Erneuerung seines gesunkenen Ansehens und die Hauptwirkung von dem „Wintermärchen", das er nicht allein aus Zensurrücksichten anstelle des ur-

sprünglich dafür bestimmten „Atta Troll“ den ‚Neuen Gedichten‘ eingefügt hatte. Aber das „Wintermärchen“ wurde größtenteils von den deutschen Zeitblättern abgelehnt oder totgeschwiegen, was freilich vier Wochen nach der Ausgabe der ‚Neuen Gedichte‘ und des Sonderdrucks dem Dichter und seinem Verleger noch nicht bekannt sein konnte. Um so mehr wird der „rasendgroße“ Absatz die Erwartungen des letzteren befriedigt haben müssen, denn seiner Meinung von der Verbreitung des Heineschen Werkes wird er doch als gewandter Geschäftsmann auch dadurch Ausdruck gegeben haben, daß er von vornherein eine hohe Auflage drucken ließ und womöglich auch dadurch, daß er das Ablegen des Satzes sogleich verhinderte, wenn ihm der ganz ungewöhnliche Anfangserfolg der ‚Neuen Gedichte‘ zu einer fast mit der ersten gleichzeitigen Veranstaltung der zweiten Auflage zwang.

Aus dem Hoffmann & Campeschen Verlagsarchiv, das angeblich durch den großen Hamburger Brand vernichtet sein soll, in Wirklichkeit aber wohl auch in den älteren Beständen, wenigstens in denen geldwerter Geschäftspapiere, erheblich später verloren gegangen oder doch zerstreut sein dürfte, befinden sich in meinem Besitz einige Quittungen des Buchbinders C. C. F. Micolci, nach denen er am 7. September 1844 tausend Abzüge (der 5. Auflage) des „Buches der Lieder“, am 19. September tausend Abzüge der „Neuen Gedichte“ und am 30. September tausend Abzüge des Wintermärchens „Deutschland“ broschiert geliefert hat. Da die erste Auflage der „Neuen Gedichte“ in der zweiten Hälfte des September erschienen ist, wird sich die Quittung auf diese Auflage beziehen. Eine Quittung für die zweite Auflage ist in den letzten Resten des Verlagsarchivs nicht vorhanden. Bei dem angeblich ungewöhnlich guten Absatz der ‚Neuen Gedichte‘ mußte die zweite Auflage nicht allzu klein gewesen sein, wenn sie bis zur dritten Auflage, die erst im Herbst 1851 nötig wurde, vorhalten konnte, zumal

das erste Tausend, wofern die erste Auflage überhaupt nur so stark war, ja in vier Wochen vergriffen gewesen sein soll. Gerade das aber scheint nicht der Fall gewesen zu sein, wie die Abzüge der ersten Auflage, die zur zweiten Titelauflage gemacht wurden, zeigen. Daher hat die Vermutung einiges für sich, daß Campe auch die erste Auflage der ‚Neuen Gedichte' als Doppelauflage herstellen ließ, und daß er dann, gerade weil der Absatz der ersten Auflage den Erwartungen nicht entsprach, die andere Doppelauflagenhälfte benutzte, um mit ihr durch das neue Vorwort eine etwas marktschreierische Anpreisung des Buches zu verbinden. Ob er dabei im Einverständnis mit Heine gehandelt hat oder ob er den Dichter sowohl über das Vorhandensein der Doppelauflage wie über den mit dem neuen Vorwort erstrebten Zweck täuschte, läßt sich nicht feststellen. Indessen könnte das Einfügen des Vorworts in die zweite Auflage, die ja ebenfalls das ‚Wintermärchen' in seiner gegenüber dem zensurierten Sonderdruck unverkürzten Gestalt enthielt, auch noch einer anderen Absicht entsprungen sein, nämlich der, den Band auf 21 Bogen und damit außerhalb des Zensurbereiches zu bringen.

[1]) Als Auflagen im bibliographischen Sinne, der häufig der weiterreichenden Auflagenbezeichnung im buchhändlerischen, urheber- und verlagsrechtlichen Sinne nicht entspricht, dürfen lediglich die Abzüge eines Neusatzes gelten und allenfalls auch noch die Abzüge von den alten Platten stereotypierter Bücher, wenn größere Änderungen der Platten vorgenommen wurden. Die sonstigen neuen Abzüge der alten Platten, bei denen man sich nur auf Druckfehlerverbesserungen beschränkte, die Titel- und Umschlagausgaben, die unter Verwendung der Bogen einer alten Auflage durch Einschaltung von Ergänzungs- oder Ersatzblättern gewonnenen sogenannten Neu-Auflagen gehören lediglich zu den Ausgabenverschiedenheiten einer Auflage. Da eine begründete bibliographische Terminologie hier ebenso für die bibliographische Methodik wie für die bibliographische Systematik von Wert ist, wird eine in diesen Blättern erscheinende Aufsatzreihe über das Verhältnis von Werk und Buch versuchen, als notwendigen Ausgangspunkt buchgeschichtlicher Untersuchungen die Druckgeschichte zu erweisen, deren Bedeutung auch bei textkritischen Untersuchungen nicht immer ausreichend genug gewürdigt wird.

[2]) In den Hoffmann & Campeschen Verlagsanzeigen werden sie demgemäß

auch nicht weiter unterschieden. Bei dieser Gelegenheit sei auf die Nützlichkeit der Verlagsanzeigen, wie sie sich regelmäßig in den Büchern des Hoffmann & Campeschen Verlages vorfinden, für bibliographische Forschungen verwiesen. Es lassen sich nach den Verlagsanzeigen nicht nur ziemlich genaue Tabellen des Absatzes und der Ladenpreise von Heines Schriften aufstellen, sondern auch für den Büchersammler wissenswerte Aufklärungen gewinnen, z. B. über die von Campe veranstalteten Vorzugsausgaben auf besserem Papier.

[8]) Die bibliographische Inkonsequenz oder buchhändlerische Sorglosigkeit oder wie man es sonst nennen will, die Campe in den Auflagenbezeichnungen zeigte, bewies er auch darin, daß er gelegentlich, so bei der zweiten Auflage des „Romanzero" (1852), die Auflagenzählung fortließ oder vergaß. Bekanntlich besteht die erste Auflage des ‚Romanzero' in einer Doppelauflage, deren zweiter Druck von Voigts Buchdruckerei in Wandsbeck herrührt, während der erste von H. Hotop-Cassel, die eigentliche von Heine besorgte Erstausgabe, die auf Seite 128 zwei Druckfehler (Zeile 15: ‚Ins', letzte Zeilen ‚kneiben') hatte, ein auf Seite 313 angezeigtes Ergänzungsblatt enthält, auf dem die beiden Seiten mit den verbesserten Druckfehlern wiederholt wurden. Außerdem gibt es jedoch noch einen (vollständig neugesetzten?) Druck desselben Jahres, der ebenfalls bei Hotop hergestellt wurde, bei dem auf Seite 128 Zeile 15, ‚In's' verbessert wurde, indessen der Druckfehler der letzten Zeile ‚kneiben' stehen blieb. Auch er enthält Seite 313 den Hinweis auf das Ergänzungsblatt mit den beiden verbesserten Druckfehlern.



SIR R. F. BURTONS KASÎDAH

The Kasîdah / (couplets) / of Hâjî Abdû El-Yezdî / A Lay of the Higher Law / Translated and Annotated / by / His Friend and Pupil / F. B. / London / Bernard Quaritch, 15 Piccadilly. / 1880. (IV, 34 S. 4⁰. Gelber Umschlag.)

Sir Richard Francis Burton ist am 19. März 1821 zu Barhamhouse in Hertshire geboren und am 20. Oktober 1890 in Triest gestorben. Ein Abenteurer vom Stamme der Raleigh und Drake hat er, Forschungsreisender und Konsul, ruhelos die Erde umwandert. Im Abendlande ein berühmter Gelehrter und im Morgenlande ein angesehener Schriftkundiger. Heimisch in der islamischen Welt, ihr als Hâdschi, als Mekkapilger, auch äußerlich verbunden, mit ihren Sitten und Sprachen aufs innigste vertraut, blieb er doch ein Europäer als Weltbürger. Kein entwurzelter Fremdling in anderen Kulturen, sondern deren Gast, hat der vielerfahrene, vieleswissende Mann das Ebenmaß seiner Lebensarbeit aus der Gemessenheit und Geschlossenheit seiner Persönlichkeit gewonnen, für die er sich selbst ein Motto schrieb:

„Do what thy manhood bids thee do, from none but self expect applause;
He noblest lives and noblest dies who makes and keeps his self-made laws."

„All other Live is living Death, a world where none but Phantoms dwell,
A breath, a wind, a sound, a voice, a tinkling of the camel-bell."

Burton hat in einer Anzahl von Büchern die Forschungsergebnisse seiner Reisen veröffentlicht. Diese Reisewerke haben noch heute den Vorzug, außer den Entdeckungen für die Landkarten und den Erleb-



nissen für die Neugierigen eine Fülle von anthropologischen Bemerkungen und Beobachtungen mitzuteilen. Der allgemeine Begriff der Anthropologie als Menschenkunde im weitesten Wortsinne, als ein engere Fachwissenschaften einigender und erweiternder Begriff, ist bei Burton auch für jene Gebiete seiner schriftstellerischen Tätigkeit wegweisend gewesen, auf denen sein literarischer Ruf zum Ruhm wurde. Aber Burtons Meisterwerke der Übersetzungskunst (die zu den wenigen wirklichen Meisterwerken dieser Kunst gehören) waren ihm selbst nur ein Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst. Anthropologische, nicht ästhetische oder literaturhistorische Motive bestimmten schon den Plan seiner ersten Arbeit dieser Art, die in ihrer frühesten Buchform ein fertig und doch nicht fertig gedrucktes Werk wurde.

> [Káma-Shástra; or, the Hindoo Art of Love
> (Ars Amoris Indica). Translated from the
> Sanscrit, and Annotated By A. F. F. & B. F. R.
>
> If but one thought, by men deemed worthy, gain
> Its wished success, our labour is not in vain.
>
> Uhland.
>
> Hoc opus exegi, quod nec nova turba malorum
> Nec noceant critici tristes, nec Scommata Momi.
>
> R. Saunders.
>
> For private use of the Translators only, in connection
> with a work on the Hindoo religion, and on the manners
> and customs of the Hindoos.]

F. F. Arbuthnot und R. F. Burton haben 1873—74 in London diesen Druck herstellen lassen. Der Drucker, den Inhalt des Werkes kennenlernend, verweigerte aber das Ausdrucken und nur vier Abzüge in



Aushängebogen [8°. XII, 83 S.] blieben den Übersetzern, die sie mit handschriftlichen Verbesserungen verwahrten. Allerdings erfolgte später ein Neudruck des Kama-Shastra, dem sich ähnliche andere Übersetzungen Burtons anreihten, mit ihnen auch die Tausendundeinenacht-Übertragung, während deren Gegenstück (The Scented Garden) von der Witwe in der unveröffentlichten Handschrift, für die sie 25000 £ ausgeschlagen hatte, vernichtet wurde. Nachdrucke und Neuausgaben verstümmelten weiterhin wieder diese Vorlagen, teils aus Bedenken der Moral, teils aus Gründen der Spekulation. Denn wenn Burton, abendländische Anstandsbegriffe außer acht lassend, morgenländische Werke wortgetreu durch seine Aneignungen den Englischsprechenden erschloß, so galt ihm das nur als unerläßliche Vorarbeit für die Aufgabe, deren Lösung er suchte, für die Erklärung der von ihm übersetzten Werke, für die Erläuterung besonders des islamischen Wesens nach Lebensgewohnheiten und Weltanschauungen. Die Anmerkungen sollten den durch das übersetzte Werk in einen fremden Gedankenkreis eingeführten europäischen Leser weiterführen zur Anthropologie des Orientalen. •

Burton der Dichter ist Burton dem Gelehrten hier überlegen und mußte ihm hier überlegen sein. Die Sammlung des Stoffes, in allen Einzelheiten aufschlußreich, blieb als Ganzes in den gelehrten Werken ohne den Zusammenhang der festgewordenen Form, weil sie eine solche nur ausprägen konnte, wenn sie auf das wissenschaftliche Ziel verzichtend die Einheit der künstlerischen Schöpfung gesucht hätte. Der Irländer, dem die Metamorphose in den Orientalen bei seinem Mekkazuge so vollkommen geglückt war, hat die kurze, ihm nach dem gelungenen Wagnis vergönnt gewesene Muße nun in den frischesten Eindrücken monatelangen Aufgehens im morgenländischen Fühlen und Denken zu einer literarischen Metamorphose genützt und damals (1853) neben den Reiseberichten ein Buch Verse geschrieben, das er „The Kasîdah" oder



„The Lay of the Higher-Law“ nannte und mit einem seiner östlichen Namen als Hâjî-Abdû-El-Yezdî unterzeichnete. Allerdings — reimspielende Tändeleien sind diese gedankenwuchtigen Verse nicht. Ihr Geleitwort, die ihnen angeschlossenen langen „Notes“ lassen erkennen, daß sie sich in einem einheitlichen Gefüge zusammenflechten, ein Werk sind. Ein Werk, das nur jemand schaffen konnte, der, wie Burton, aus dem Morgenlande ins Abendland zurückkehrend, an der Grenze Halt machte, um eine diesem wie jenem verdankte Lebensbetrachtung nach der Vorstellungsweise einer angenommenen Persönlichkeit sich formen zu lassen. Nur so konnte auch als Ganzes dieses Gedichtbuch etwas anderes werden als etwa die damals gerade in Europa gefeierten Lieder des Mirza Schaffy, bei denen der geschickte Klingklang orientalischer Wörter landläufigen europäischen Gedanken eine neue Pikanterie gab. Aber Burtons Maskenspiel hatte einen höheren Sinn als den des kokettierenden Pseudonyms oder den der literarischen Mystifikation. ❧ Drucken ließ Sir R. F. Burton seine Verse erst siebenundzwanzig Jahre nach ihrer Vollendung in der beschriebenen Ausgabe. Eine Anzahl Abzüge von den etwa 250 Abzügen der Auflage hatte der Dichter sich zur Verteilung an seine Freunde vorbehalten, sie haben den Titel: London. Privately Printed, ohne Jahres- und Verlagsangabe. Von den in den Handel gekommenen Abzügen wurden in sechs bis sieben Jahren nur ungefähr sechzig Stück verkauft, die übriggebliebenen dann von Burton vernichtet. Dieses Buchschicksal hat eine merkwürdige Ähnlichkeit mit einem anderen, dessen Schauplatz ebenfalls der Laden des Napoléons der Buchhändler gewesen war, eine Ähnlichkeit, die noch merkwürdiger dadurch wird, daß von Sir R. F. Burtons Witwe eine nähere Beziehung zwischen dem Kasîdah und jenem anderen Schicksalsgenossen zwar behauptet, aber nicht bewiesen wurde, der 1859 erstmals bei Quaritch erschienenen Omar Khayyáym-Übertragung

Edward Fitzgeralds, die 1880 ihren Literatur- und Raritäts-Ruhm allgemein anerkannt fand, der den Burtonschen Versen noch versagt wurde. Das gehütete Geheimnis des Verfassernamens verhinderte die Sensation, und die starken, stolzen Verse erschienen den nicht näher zublickenden nur wie die Arbeit eines Gelehrten, der dem engen Kreise der Fachgenossen Untersuchungen über irgendeinen kleinen orientalischen Poeten mitteilte. Der berühmte Sir R. F. Burton wollte in dem kurzen, im November 1880 geschriebenen, Vorwort die Arbeit eines Übersetzers nicht legitimieren, die beiden Buchstaben, mit denen er unterschrieb, F. B., als Francis Baker nach seinem zweiten Vornamen und dem Familiennamen seiner Mutter gelesen wissen, so daß der große Kenner des Orients äußerlich diesem seinem Hauptwerk selbst in dem langen Anhang fernblieb. Vielleicht, daß die Gelehrsamkeit dieses Anhanges, in dem über den Hâjî Abdû-El-Yezdî berichtet wird und Erläuterungen des geistigen Gehaltes seines vorgeblichen Werkes gegeben werden, ähnlich wie der gelehrte Apparat, mit dem Goethe seinen Westöstlichen Divan ausstattete, das Erkennen der Dichtung erschwert, und nicht gefördert hat. •

Bei Lebzeiten und auf Veranlassung der Witwe Sir R. F. Burtons sind die Burtonschen Verse noch dreimal gedruckt worden, in einer zweiten Auflage, die den Verfasser zum erstenmale nennt und El-Yezdî ohne Angabe des Anlasses dazu in El-Yazdî verändert: The Kasidah / (couplets) / of Hâjî Abdû Al Yazdî / A Lay of the Higher Law / Translated and Annotated by his Friend and Pupil, F. B. / By / Captain Sir Richard F. Burton / K. C. M., G., F. R. G. S. &., &., &. / London / H. S. Nichols and Co. / 3 Soho Square London W. / MDCCCXCIIII. XVI, 43 S. 4⁰. (100 gezählte Abzüge in Leinenband, unbeschnitten.) Dieser Liebhaberausgabe folgte eine ihr ähnliche dritte unter gleichem Titel bei

einem anderen Verleger: London / H. J. Cook / 21 Golden Square W. / MDCCCC. XVI, 42 S. 4°. (250 gezählte Abzüge in Leinenband, unbeschnitten.) Vorangegangen war den beiden Ausgaben ein Abdruck in Lady Burtons zwei Oktavbände starkem „Life of Sir Richard F. Burton". London: 1893. Ein eigenes Verdienst haben diese posthumen Originalausgaben nicht. Viel höher ist die Arbeit einzuschätzen, die Mr. Thomas B. Mosher, Portland, Maine, U. S. A., auch auf dieses Meisterwerk englischer Dichtung wendete. Die billigen, ebenso schönen wie zuverlässigen Ausgaben, die er mit der des öfteren wiederholten Oktavausgabe begann und 1905 noch in einer prachtvollen Quartausgabe fortsetzte, über deren Seiten sich die ungebrochenen Verszeilen ausdehnen konnten, haben Sir Richard F. Burtons Dichtung wenigstens in den englisch sprechenden Ländern bekannter werden lassen.

DRUCKERSTLINGE.

BEITRÄGE ZUR BUCHDRUCKENTWICKLUNGSGESCHICHTE.

Die Ausbreitung des Buchdrucks haben Forscher und Sammler von jeher gewürdigt, indem sie die Erzeugnisse der Prototypographen, zumal derjenigen der Wiegendruckzeit, eifrig suchten und untersuchten, die ältesten Proben frühester Druckorte aufbewahrten und beschrieben. Dagegen hat man, merkwürdig genug, der Ausbildung der Druckereiverfahren in den folgenden Jahrhunderten und den ersten Zeugnissen neuer oder verbesserter Druckleistungen eine weit geringere Teilnahme bewiesen. Vielleicht auch deshalb, weil es sich hierbei oft um sehr schwierige, verwickelte, mitunter gar nicht sicher zu ermittelnde Feststellungen handelte, über die sogar die umfangreichen Buchdruckereigeschichten keine oder doch nicht richtige Angaben enthielten. Da aber die Berücksichtigung einer bestimmten Druckwerkgeschichte in recht vielen Fällen für die Aufklärung einer besonderen Werkgeschichte unerläßlich wird, darf die angewandte Bücherkunde die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung der Druckereiverfahren durchaus nicht entbehren. In dem eben angedeuteten Zusammenhange sind die Druckerstlinge, die ersten Ergebnisse neuer oder verbesserter Verfahren, nach den allersten Probe- und Versuchsdrucken, wichtig. Sie bezeichnen das Datum, an dem zum erstenmale ein anders als vorher gedrucktes Buch veröffentlicht wurde. Und deshalb dürfen auch in diesen, den Freunden, Kennern, Sammlern alter Bücher gewidmeten Blättern, in denen buchgewerbliche Fragen lediglich in ihren Beziehungen zur an-



gewandten Bücherkunde erörtert werden, Berichte und Betrachtungen über Druckerstlinge einen wohl berechtigten Platz finden.

[1] The institutions of physiology by I. Fred. Blumenbach, translated from the Latin of the third edition by Elliotson, M. D. Second edition. London, Bensley: 1818 gr. 8⁰. 426 S. „Erstes durch eine Maschine gedrucktes Buch, welche in einer Stunde 900 Bogen auf beiden Seiten druckt. Siehe von ihr das Konversations-Lexikon unter dem Worte Dampfbuchdruckermaschine." So lautet der 2494. Artikel im ersten, 1820 erschienenen, Bande von F. A. Eberts „Bibliographischen Lexikon", in dem ganz unerwartet inmitten der Bücherweisheit vergangener Jahrhunderte der Verkünder und Vorbote einer neuen buchgewerblichen Epoche, der des Maschinenzeitalters, auftaucht. Es sind gerade hundert Jahre her, daß der Ahnherr der „modernen Presse" in der Welt erschien, die er in seinem Jubiläumsjahre, nicht zum wenigsten durch ihre Macht, in einen Krieg verwickelt findet, in dem das Land des deutschen Erfinders gegen dasjenige Land kämpft, das ihm die erste Anwendung seiner Erfindung im großen ermöglichte und das ihn — um seinen Erfinderruhm betrügen wollte. Weshalb die grundlegende Arbeit über sein Leben und Schaffen auch eine notgedrungene Ehrenrettung ist: „Friedrich Koenig und die Erfindung der Schnellpresse. Ein biographisches Denkmal von Theodor Goebel. Stuttgart. Druck von Gebrüder Kröner, 1883." In diesem ausgezeichneten Werke findet man auch einige nähere Angaben über die früheren Probe- und Versuchsdrucke der ersten Schnellpresse, zu denen hauptsächlich ein 1816 entstandener kleiner Gelegenheitsdruck von Schillers Eleusischem Fest gehört, der als die erste abgeschlossene Druckschrift gelten kann, die auf der neuen, noch nicht in allen Einzelheiten ganz vollendeten, Komplettmaschine entstanden ist. („Das Eleusische Fest von Schiller. Erster Versuch mit der Druckmaschine nach dem letzten verbesserten

Plane, in Gegenwart Ihrer Kayserlichen Hoheiten Erzherzogs Johann und Erzherzogs Ludwig. London: Gedruckt mit Bensley & Sohn's Schriften, Febr. 28, 1816." 16 Seiten 4°.)

Friedrich Koenig selbst hat seinen Freund und Mitarbeiter, Andreas Friedrich Bauer, als Miterfinder gerühmt und wir werden deshalb die beiden als die Erfinder der Schnellpresse zu nennen und zu verehren haben, ohne deshalb den Anteil, den englischer Geschäftsgeist an ihren Maschinen hatte, verkleinern zu wollen. In den Times vom 8. Dezember 1814 berichtete Koenig über das erste Erzeugnis der fertig gewordenen Maschine: „Der Bogen (H) von dem neuen Annual-Régister für das Jahr 1810 war ohne Zweifel der erste Teil eines Buches, der je mit einer Maschine gedruckt worden ist." Die Auflage der Times und damit auch die einer Zeitungsauflage wurde zum erstenmale in der Nacht vom 28. zum 29. November 1814 auf den beiden mit Dampf betriebenen Koenigschen Maschinen gedruckt. Doch druckte auch diese verbesserte Doppelmaschine nur einseitig. Erst im Februar 1816 wurde in der Buchdruckerei der Herren Bensley & Son in London die von Koenig entworfene und unter Bauers Beihilfe vollendete Komplettmaschine als erste Schön- und Widerdruck-Schnellpresse aufgestellt und in Betrieb genommen, die von 1817 an auch zum Bücherdruck diente. Das erste von ihr gelieferte Buch ist die zweite Auflage der englischen Übersetzung von Blumenthals Physiologie, das erste ganz aus einer Schnellpresse hervorgegangene und veröffentlichte „Buch", das nach deren damaliger Leistungsfähigkeit von Anfang bis zu Ende rein mechanisch zustande gekommen war. (Immerhin aber wird man auch die bereits erwähnten Buchdrucke, die auf frühere Entwicklungsstufen der Schnellpresse zurückgehen, als deren Druckerstlinge betrachten müssen.)

Der Autorität der „Bibliomania", Th. Fr. Dibdin, hatte die Verbindung des Dampfes mit der ehrwürdigen schwarzen Kunst einen



nicht geringen Schrecken verursacht. Im „Bibliographical Decameron" (London: 1817 Band II, Seite 400) heißt es: „Ich muß jetzt noch eine mit der Bensley'schen Druckerei zusammenhängende Tatsache erwähnen, die ich fast als ein Phänomen bezeichnen möchte. Nach vieler Arbeit und Beschwerde, verbunden mit verhältnismäßig hohen Ausgaben (!), ist Herrn Bensley die Aufstellung einer selbsttätigen Maschine gelungen, die beide Bogenseiten gleichzeitig in einer Zahl von 900 Abzügen in der Stunde druckt. Man könnte fast glauben, es ginge nicht mit rechten Dinge zu. Auf alle Fälle ist es etwas Noch-nicht-dagewesenes." So bereitwillig der auch sonst an Irrtümern nicht arme Bibliograph der Romantik sich darin zeigte, einen fremden Erfinderruhm für England zu annektieren und das exorbitante Kuriosum den anderen von ihm anerkannten englischen Sammlerstücken anzufügen, so wenig konnte er die Bedeutung der Schnellpresse erkennen, die er als eine Gefahr für den britischen Wohlstand betrachtete. „Wie soll man vom nationalen Standpunkt aus die immer mehr zunehmende Verwendung von Dampfmaschinen beurteilen?" fragt er ängstlich und antwortet: „Wir werden mit der Zeit ein Bettlervolk werden, wenn auch erstaunlich gescheit und klug. Man sagt, daß Rom durch die Eigenart seiner gewaltigen Größe zerdrückt wurde, das gegenwärtige Europa wird durch seine aufs höchste getriebenen Ersparnisse in der Handarbeit zusammenbrechen. Alles ist in Gefahr, verdampft zu werden." Ein Urteil, das aus den damaligen Verhältnissen immerhin erklärlich scheint — hatte doch Koenig selbst nicht den geschichtlichen Weitblick, um den vollen Wert der Anwendungsmöglichkeiten seiner Schnellpresse zu verstehen — und als Prophezeiung gerade für das Buchgewerbe eine Wahrheit enthielt, die ebenso in künstlerischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht, obschon anders, als sie Dibdin verstanden hatte, in den folgenden Jahrzehnten offenbar wurde.

Dibdins Unkenntnis der richtigen Sachlage wurde auf der dritten Seite der Vorrede des englischen Übersetzers der Blumenbachschen Physiologie in einer Nachschrift zu einer bewußten Unrichtigkeit. Dort lautete ein „P.: S. The volume may be considered a typographical curiosity, being the first book ever printed by machinery. It is executed by Messrs. BENSLEY and SON'S patent machine, which prints both sides of the sheet by one operation, at the rate of 900 on hour, and is the only one of the kind ever constructed". In dem Abzuge, den Andreas Friedrich Bauer 1845 dem bekannten Sammler Senator Culemann schenkte und der sich jetzt in der Stadtbibliothek in Hannover befindet, hat jener, indem er neben dem Wort „machine" ein Sternchen setzte und ein „sic!" hinzuschrieb, die falsche Angabe folgendermaßen berichtigt: „d. h. die Maschine war das Eigentum dieser Druckerei geworden, wie jede andere Maschine des Käufers Eigentum wird. Sie war übrigens, wie oben gesagt, die erste Schön- und Widerdruckmaschine, die wir bauten und überhaupt die erste Maschine, auf welcher ein ganzes Buch gedruckt wurde. Anmerkung von A. F. Bauer". (Die beiden Seiten sind in Nachbildung wiedergegeben im „Archiv für Buchgewerbe", 44. Band, Jahrgang 1907, Seite 147.)

Auf dem europäischen Festlande wurden 1822, und zwar in Berlin, die ersten vier Schnellpressen der 1818 von Bauer und Koenig in Oberzell bei Würzburg gegründeten Maschinenfabrik betriebsfertig, zwei in der Deckerschen Hofbuchdruckerei und zwei in der Haude & Spenerschen Zeitungsdruckerei.

ANZEIGEN

Luthers Schriften nach der Reihenfolge der Jahre verzeichnet, mit Nachweis ihres Fundortes in den jetzt gebräuchlichen Ausgaben. Von Gustav Kawerau. Leipzig: Verein für Reformationsgeschichte 1917. 64 S. 8°. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 129 [Jahrg. 35./3].)

Briefe von und an J. M. R. Lenz. Gesammelt und herausgegeben von Karl Freye und Wolfgang Stammler. Kurt Wolff Verlag, Leipzig: 1918. II. XVI, 332, 312 S. 8°. ● Auf Vorarbeiten Erich Schmidts weiterbauend haben die beiden Herausgeber des Lenzschen Briefwechsels ein Urkundenwerk zur Geschichte der deutschen Genieperiode geschaffen, das von bleibendem wissenschaftlichen Wert sein wird. Dr. Freye, der 1915 ein Opfer des Weltkrieges wurde und dem wir unter anderem auch die schöne Ausgabe der Lenzschen Schrift ‚Über die Soldatenehen' verdanken, die uns wie keine andere Kundgebung des Sturmes und Dranges zeigt, daß die Absichten der so bezeichneten geistigen Bewegung sich durchaus nicht nur auf die ästhetische Literaturrevolution beschränkten, hat den Handschriftenschatz der Rigaer Stadtbibliothek verglichen. Und was sonst noch, in Paris, Zürich und anderswo an handschriftlichen Vorlagen für die Ausgabe des Lenz-Briefwechsels nutzbar gemacht werden konnte, ist den Herausgebern ebensowenig entgangen wie das in Drucken zerstreute Material. So haben sie, davon kein besonderes Aufheben machend, weil sie es für selbstverständlich hielten, eine saubere philologische Arbeit geleistet, der die Anmerkungen entsprechen, die ohne Überlastung mit Unnötigem das für die Benutzung des Briefwechsels

Wesentliche zusammenstellen. (Zwei Vorzüge, die in unserer Neudruck-freudigen Zeit besonders hervorzuheben nicht ganz überflüssig ist.) Kann daher die Leistung der beiden Herausgeber gebührendermaßen gerühmt werden, wird man das mit um so größerer Genugtuung tun dürfen, als ihre Arbeit eine der langentbehrten Grundlagen geschaffen hat, von denen aus sich erst ein sichererer Gesichtspunkt für die Beurteilung des Sturmes und Dranges als der Genesis-Epoche der deutschen Klassiker- und Romantiker-Zeit finden läßt. Die beiden stattlichen Bände des Lenz-Briefwechsels, zu denen vielleicht noch glückliche Funde manchen Nachtrag liefern werden, der aber doch wohl schon jetzt die Hauptmasse eines Briefverkehrs enthält, in dessen Mittelpunkt einer der interessantesten Persönlichkeiten aus der Freundschaft des jungen Goethe und der von ihm berührten Kreise steht, gewähren ebenso den kultur- und literarhistorisch wie den psychologisch interessierten Lesern reichen Genuß und Gewinn. Sie gehören ebenso zum dauernden Besitz der deutschen Literatur wie zu dem der Literaturwissenschaft. — Es wäre Unrecht, wenn wir bei der Veröffentlichung eines solchen Standwerkes, das auch nach seiner Ausstattung und nach seiner überlegten Druckanordnung den ihm zukommenden Platz in der Klassikerreihe verdient, des Verlags vergessen wollten, der es unternahm. Der Verlag hat sich ein ideales Monopol aus der Herausgabe der von den Stürmern und Drängern hinterlassenen Schriften gemacht. Er erfüllt damit eine bisher etwas vernachlässigt gewesene wissenschaftliche Ehrenpflicht. Wenn daher hier dem preiswerten Buche — es kostet geheftet M 18, gebunden M 24 — auch zahlreiche Käufer gewünscht werden sollen, geschieht das deshalb, damit er in einer ausreichenden Unterstützung den Antrieb und die unentbehrliche Förderung zu andern ähnlichen Aufgaben, die noch ihrer Lösung harren, finden möge. Die Sammler aber sollten sich ver-

gegenwärtigen, daß das Verdienst der Sturm- und Drangzeit nicht allein in der Erzeugung jetzt selten gewordener Erstausgaben liegt, sondern ein erheblich größeres ist. Und das gerade für einen Zeitraum, in dem das Unvollendete oder das Werdende überwiegt, Lebensurkunden, wie sie der angezeigte Briefwechsel verwahrt, in weit höherem Maße als bei den zur glücklichen Reife gediehenen Denkern und Dichtern auch inhaltlich dem Schrifttum angehören, das sich nicht allein nach den in abgeschlossener Buchform bekannt gemachten literarischen Werken beurteilen läßt. Wenn der gestaltungskräftige Zeitgeist seine Verkörperung in fertigen Werken findet, dann erscheint der Briefwechsel, den die Urheber solcher Werke führten, vorwiegend von biographischem Interesse, als ein Kommentar zum Leben und zu den Schöpfungen jener. In Übergangszeiten, in denen nicht selten selbst den Begabtesten Leben und Schaffen zerrinnt, wird er zum Mittelpunkt, von dem aus erst sich das Wollen und Vollbringen dessen begreifen läßt, der ihn einst führte. Das gilt auch für den Briefwechsel Lenzens, der die Verbindungen zwischen den Werken nicht allein des Dichters, sondern vor allem auch des nach menschlicher Wirksamkeit suchenden Neuerers Lenz herstellt.

A new Shakespeare Quarto. The tragedy of King Richard II. Printed for the third time by Valentine Simmes in 1598. Reproduced in facsimile from the unique copy in the library of William Augustus White. With an introduction by Alfred W[illiam] Pollard. London: Quaritch 1916. 104 S., 36 Bl. 8°.

A Census of Shakespeare's plays in quarto 1594—1709. By Henrietta C. Bartlett and Alfred W[illiam] Pollard. (Published under the auspices of the Elizabethan Club, Yale University.) New Haven: Yale University Press 1916. XLI, 153 S. 4°.

A Bibliography of Samuel Johnson. By William Prideaux Courtney. Revised and seen through the press by David Nichol Smith. Oxford: Clarendon Press 1915. VIII, 186 S. 8°. (Oxford historical and literary Studies. Vol. 4.)

The first Editions of the writings of Thomas Hardy and their values. A bibliogr. handbook for collectors ... by Henry Danielson. London: Allen & Unwin 1916. 39 S. 8°.

A Bibliography of the works of Thomas Hardy 1865—1915. By A. P. Webb. London: Hollings 1916. XIII, 127 S. 8°.

John Milton. Topical bibliography. By Elbert N[evius] S. Thompson. New Haven: Yale University Press. 1916. XI, 104 S. 8°.

A Bibliography of unfinished books in the English language. With annotations by Albert R. Corns and Archibald Sparke. London: Quaritch 1915. XVI, 255. S. 8°.

Die romanischen Bibelausgaben im XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert. Von Karl J. Lüthi-Tschanz. Bern 1917: Büchler. 47 S. 8°.

Svensk anonym- och pseudonym-lexikon. Bibliograf. förteckning öfver uppdagade anonymer och psendonymer i den svenska litteraturen af Leonard Brygdén. 1. 2. Med Suppl. Upsala 1898—1915: Berling. 8°. ● 1. A—L. 1898—1905. 2. L—Ö. 1906—15 (Skrifter utg. af Svenska Literatursällskapet 17, 1—18).

Beskrivande och illustrerad förteckning över de upplagor av Sveriges landskapslagar, landslagar och stadslagar, som av trycket blivit utgivna intill dess Sveriges rikes lag blev gillad och antagen på riksdagen år 1734. Bibliografi av Johannes Rudbeck. Stockholm: Lagerström 1915. 84 S. 4°.

Bibliografiska Studier tillägnade Frih. Johannes Rudbeck



på hans femtioårsdag den 7. Mars 1917. Stockholm 1917: Almquist & Wiksell, Uppsala. 92 S. 4⁰.

Bibliografia. Terza edizione interamente rifatta e ampliata del'Manuale di bibliografia' di Giuseppe Ottino a cura di Giuseppe Fumagalli. Con 87 figure. Milano: Hoepli 1916. XX, 340 S. 8⁰.

Die wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Bibliographie ihrer Veröffentlichungen seit ihrer Begründung bis auf die Gegenwart von (Professor) Dr. Johannes Müller (Geh. Regierungs-Rat, ehemaligem Direktor der Bibliothek des Reichstages). Band (1) 2. Berlin, Asher (2. Behrend) 1883—1917. 8⁰. ● [1. 1883—87. 2. (Fortgeführt bis 1914.) (Hälfte 1 Aachen-Frankfurt a. M.) (Hälfte 2. Frankfurt a. M.-Zwickau.) 1917.]

Die deutschen Drucker des fünfzehnten Jahrhunderts. Kurzgefaßte Einführung in die Monumenta Germaniae et Italiae Typographica von Prof. Dr. E[rnst] Voulliéme, Oberbibliothekar. Berlin 1916: Reichsdruckerei: Leipzig, Harrassowitz in Kommission. XV., 123 S. 4⁰ (8⁰). ● Der Textband der „Monumenta Germaniae et Italiae Typographica" bietet keine Einführung in die Geschichte der Wiegendruckzeit und ihre mannigfachen Probleme, sondern eine kurze Zusammenfassung der bekannt gewordenen lebensgeschichtlichen Nachrichten über alle in Deutschland, Österreich und der Schweiz im fünfzehnten Jahrhundert tätig gewesenen Typographen. Die im Auslande die neue Kunst verbreitenden deutschen Wanderdrucker der Wiegendruckzeit haben keine Berücksichtigung gefunden. Der Herr Verfasser ist eine Autorität auf dem Gebiete der Inkunabelnkunde und beherrscht seinen schwierigen Stoff in umfassender Weise. Das kommt den Benutzern seines Buches in

den Hinweisen auf die Bestimmung von Erzeugnissen unbekannterer Werkstätten usw. vielfach zugute. Wenn trotzdem sein Werk nicht überall abschließend und vollständig sein kann, so liegt das in der Natur der von ihm geleisteten Arbeit, die einstweilen die beste ist, die wir über ihren Gegenstand haben.

Checklist of prin'ters in the United States. From Stephen Daye to the close of the War of Independence, with a list of places in which printing was done. Compiled by Chas. Fred. Heartman. New York (1915). 53 S. 8⁰. ● (Heartman's Historical Series No. 9.)

De Amsterdamsche boekdrukkers en uitgevers in de zestiende eeuw. Door E[rnst] W[ilhelm] Mœs. (D. 2ff: voortgezet door Dr. C[ombertus] P[ieter] Burger Jr.) Deel 1—4. Amsterdam: Langenhuysen (D. 4: 's Gravenhage: Nijhoff) (1896—) 1915. 8⁰. ● (1. [1896—] 1900. 2. 1907. 3. 1910. 4. 19[12—] 15.)

Le Musée Plantin-Moretus (Contenant la vie et l'œuvre de Christophe Plantin et de ses successeurs les Moretus ainsi que la description du musèe et des collections qu'il renferme). Par Max Rooses. La Haye: Nijhoff 19(13—)14. 407 S. 2⁰.

Sequentz von vnser lieben frowen des munches von salczburg. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Hermann Degering. Berlin: Königliche Bibliothek (1917). 15 S. 4 Bl. 8⁰. ● (Jahresgabe für den Verein der Freunde der Königl. Bibliothek 3.)

Das älteste deutsche Fischbüchlein vom Jahre 1498 und dessen Bedeutung für die spätere Literatur. Von Rudolph Zaunick in Dresden. Mit Bildnis von E. Uhles und 7 Tafeln. Berlin: Parey 1916. X, 50 S. 8⁰. ● (Festgabe für Emil Uhles zu seinem 75. Geburtstage 11. März 1916. [Archiv für Fischereigeschichte. Darstellungen und Quellen. Heft 7, Beilage.])



Tokens of the eigteen th century connected with booksellers & bookmakers (Authors, printers, ...) By W. Longman. With illustrations. London ..., Longmans, Green & Co. 1916. 90 S. 8°.

Die persisch-islamische Miniaturmalerei. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Irans von Ph. Walter Schulz. Bd. 1. 2. Leipzig: Hiersemann 1914. 4°. ● (1. Text. 2. Tafeln.)

Paolo d'Ancona. La miniatura fiorentina. (Secoli XI—XVI.) Vol. 1, 2. Firenze: Olschki 1914. 2° ● (1. Testo e tavole. 2. Catalogo descrittivo.)

Vorkarolingische Miniaturen. Herausgegeben von E. Heinrich Zimmermann. 4 Mappen mit 341 Lichtdrucktafeln und 1 Band Text mit 25 Abbildungen. Berlin: Deutscher Verein für Kunstwissenschaft 1916. 4°. (Tafeln 2°.)

Untersuchungen über die französischen illuminierten Handschriften der Jenaer Universitätsbibliothek vom Ende des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Von Walther Oexel. Mit 10 Lichtdrucktafeln. Straßburg: Heitz 1917. V, 48 S. 4°. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft 115.)

Studien zur Geschichte der niederländischen Miniaturmalerei des 15. und 16. Jahrhunderts. Von Friedrich Winkler. Mit 21 Tafeln und 56 Textabbildungen. Wien: Tempsky; Leipzig: Freytag 1915. S. 280—342. 2° (8°). (Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Bd. 32, H. 3.)

Die Miniaturen in den Basler Bibliotheken, Museen und Archiven, mit Unterstützung der Universitätsbibliothek, der Öffentlichen Kunstsammlung und der Jacob Burckhardt-Stiftung herausgegeben von Konrad Escher, Privatdozent, Basel. Basel: Kober 1917. XI, 278 S. 82 Tafeln. 4°.

Die illuminierten Handschriften in Dalmatien. Beschrieben



von Hans Folnesics. 4 Tafeln und 150 Abbildungen im Texte. Leipzig: Hiersemann 1917. VIII, 175 S. 2°. ● (Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich. Band 6. Publikationen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung.)

Die illuminierten Handschriften im österreichischen Küstenlande in Istrien und der Stadt Triest. Beschrieben von Hans Folnesics. 66 Abbild. Leipzig: Hiersemann 1917. VIII, 107 S. 2°. ● (Beschreibendes Verzeichnis der illuminierten Handschriften in Österreich. Bd. 7. Publikationen d. Instituts f. Österreichische Geschichtsforschung.)

Recherches sur l'iconographie de l'Évangile au XIVe, XVe, et XVIe siècles d'après les monuments de Mistra, de la Macédoine et du Mont-Athos. Par Gabriel Millet. Dessins de Sophie Millet. 670 gravures. Paris: Fontemoing. 1916. LXIV, 809 S. 8°. ● (Bibliothèques des Écoles françaises d'Athènes et de Rome. Fascicule 109.)

L'arte di Giambattista Bodoni. Studio di Raffaello Bertieri con una notizia biografica a cura di Giuseppe Fumagalli. Milano: Bertieri & Vanzetti. (1913.) 173 S. 4°. ● Eine vorzügliche Darstellung des Lebens und des Lebenswerkes von Bodoni, die die Bedeutung des italiänischen Meisters für die Kunst im Buchdruck würdigt und als Beispiele zahlreiche Druckproben bringt, indessen keine Bibliographie der Bodoni-Drucke enthält.

A bibliographical Catalogue of the printed works illustrated by George Cruikshank. By Albert M. Cohn. London [usw.]: Longmans, Green & Co. 1914. 226 S. 4°. ● Beschreibung der 820 von Cruikshank illustrierten, zwischen 1806—1877 erschienenen, Bücher und anderen Druckschriften, die sehr viel vollständiger als die früheren diesem Buchkünstler gewidmeten Ikonographien ist. Enthält auch einen brauchbaren „Title Index" und verzeichnet weiterhin die Lieberhaberwerte der beschriebenen Ausgaben.



MITTEILUNGEN UND NACHRICHTEN.

Hoffmanniana. E. T. A. Hoffmann war ein bei seinen Zeitgenossen beliebter Schriftsteller, dessen Wertschätzung aber im allgemeinen lediglich auf der Unterhaltung, die sie seinen Büchern verdankten, beruhte oder wohl gar auf der Neugier. Denn nach der Gewohnheit der Romantiker gefiel es ja dem Dichter, in geheimnisvoll-phantastischen Verschleierungen gegenwärtige Zustände satirisch zu schildern. Als ein derartig pikanter Tagesschriftsteller erscheint Hoffmann etwa in den beiden Briefen vom 10. und 12. April 1822, die der Großherzog Carl August und Goethe über den in ähnlichem Sinne durch Heine vorangezeigten Meister Floh wechselten. Einige Jahrzehnte nach seinem wirklichen Tode verstarb der „Gespenster-Hoffmann" auch in den Leihbibliotheken mit seinen aus ihnen entfernten zerlesenen Büchern und spukte nur noch in den Literaturgeschichten, bis ihn am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts nicht aus seiner gänzlichen Vergessenheit, wohl aber aus seiner gänzlichen Verkennung einige Forscher erlösten, die Leben und Werke des realistischen Romantikers in ihrer vollen Bedeutung würdigen lehrten. In der ersten Reihe dieser verdienten Hoffmannkenner steht Hans von Müller, der seit langen Jahren durch bio-bibliographische Sonderuntersuchungen über Hoffmanns Lebens- und Lebenswerkgeschichte die Umrisse des Bildes der künstlerischen Persönlichkeit des Dichters zu verdeutlichen sucht. Seine neueste, in 180 Abzügen hergestellte, Hoffmann-Veröffentlichung heißt: „Aus den Materialien zu einer Biographie E. T. A. Hoffmanns. Von Hans von Müller. IV. Drei Arbeiten Hoffmanns aus den ersten Regierungsjahren, Friedrich Wilhelms III." (München, Georg Müller: 1918.

80 S. 8°.) Sie ist die erheblich erweiterte und verbesserte Wiederholung einer im Januarheft 1916 der Deutschen Rundschau erschienenen Arbeit, die uns den späteren Dichter 1798 in Glogau als hilfsbereiten Maler, 1799 in Berlin und 1800 in Posen als Komponisten genauer kennen lehrt. Um diesen Kern der Abhandlung schließen sich in Anhängen und Anmerkungen, Ausführungen und Beigaben weitere Mitteilungen zur Hoffmannschen Lebensgeschichte jenes Zeitabschnittes, insbesondere solche über des Dichters Beziehungen zum Berliner Theater unter Iffland und über seine Freundschaft mit dem schlesischen Musiker Johannes Hampe. Ebenso wie die ihm vorangegangenen fesselt auch dieses bisher letzte Probestück aus den Vorarbeiten zu einer endgültigen Hoffmann-Biographie durch die Art des Ganzen und die Genauigkeit im Einzelnen. Ein Gesamtinhaltsverzeichnis der wichtigeren Publikationen Hans von Müllers über Hoffmanns Leben ist dem Hefte beigegeben, es erleichtert die Übersicht der vielen kleinen Einzeldrucke, in denen er seine Hoffmann-Forschungen und -Funde bekannt machte, ungemein. ● Hoffmann kann auch insofern ein bezeichnendster Repräsentant der Romantik genannt werden, als er seines Künstlertums Offenbarungen auf den drei hauptsächlichsten Kunstgebieten, denen der bildenden, der Ton- und der Dichtkunst, suchte. (Sehr hübsch werden S. 14 f. der eben angeführten Schrift die Perioden von Hoffmanns Produktion, in denen sich diese Vielgestaltigkeit seines künstlerischen Wesens auslebte, gegeneinander abgrenzt.) Der Biograph, der dem Künstler und dem Romantiker Hoffmann gerecht werden will, kann ein kongeniales Nachempfinden für den dadurch hervorgerufenen, durch die äußeren Lebensumstände noch verschärften Zwiespalt in Hoffmanns Seele und Hoffmanns Werk nicht entbehren. Daß aber Hans von Müller sich nicht damit begnügt, intiutiv, seinen Helden verehrend, zu verstehen, sondern



auch in nüchtern-sachlicher, doch immer von dem höheren Zweck bestimmter, wissenschaftlicher Kleinarbeit bemüht bleibt, Hoffmanns Lebenslauf durch die Urkunden seines Lebensverlaufes zu erklären, das gibt allen seinen Hoffmann-Schriften ihren großen Reiz und ihren hohen Wert. ● Hans von Müller hat auch den Archibiographen Hoffmanns, Julius Eduard Hitzig, dem er ein besonderes Werk widmen will, wieder zu den verdienten Ehren gebracht und gezeigt, wie in dessen dem Dichter gewidmeten Studien erst eigentlich die ganze Hoffmann-Forschung wurzelt. Mag auch die Auffassung, die Hitzig von Hoffmanns Lebensschicksalen und Persönlichkeit zeigte, nicht immer mit den jetzt darüber bestehenden Ansichten sich decken und mögen auch die von Hitzig befolgten Grundsätze bei der Bearbeitung des reichen ihm zur Verfügung stehenden Stoffes nicht immer diejenige kritische und philologische Sorgfalt zeigen, die im zwanzigsten Jahrhundert Georg Ellinger, C. G. von Maassen und Hans von Müller hier beweisen, das, was Hitzig für den von den Zeitgenossen mißverstandenen Dichter geleistet hat, bleibt doch von unvergleichlichem Wert. Ihn mag auch eine Stimme aus dem Hoffmannschen Freundeskreise bezeugen, die Karl Wilhelm Salice Contessas, der am 2. Juni 1825 starb und dem Hitzig einen kurzen Nachruf in der Haude & Spenerschen Zeitung, Nr 129, vom 7. Juni 1825, widmete. In einem vom 12. Mai 1823 aus Neuhaus datierten, an Hitzig gerichteten (jetzt in der Lessingschen Sammlung befindlichen) Briefe urteilt er über die Hitzigsche Hoffmann-Biographie folgendermaßen:

„Nun habe ich den Hoffmann 2. Teils mit Aufmerksamkeit und Ernst und großem Interesse gelesen, auch den Hoffmann 1. Teils dabei noch einmal durchlaufen, und nachdem ich Ihnen vor allen Dingen für Ihre freundliche Gabe freundlichen und herzlichen Dank gesagt, will ich Ihnen auch, da Sie es einmal verlangen, meine Meinung darüber sagen.

Ich sehe eben, daß ich oben mich eines ganz richtig bezeichnenden Ausdrucks bedient habe, indem ich den Hoffmann 1. Teils von dem Hoffmann 2. Teils unter-

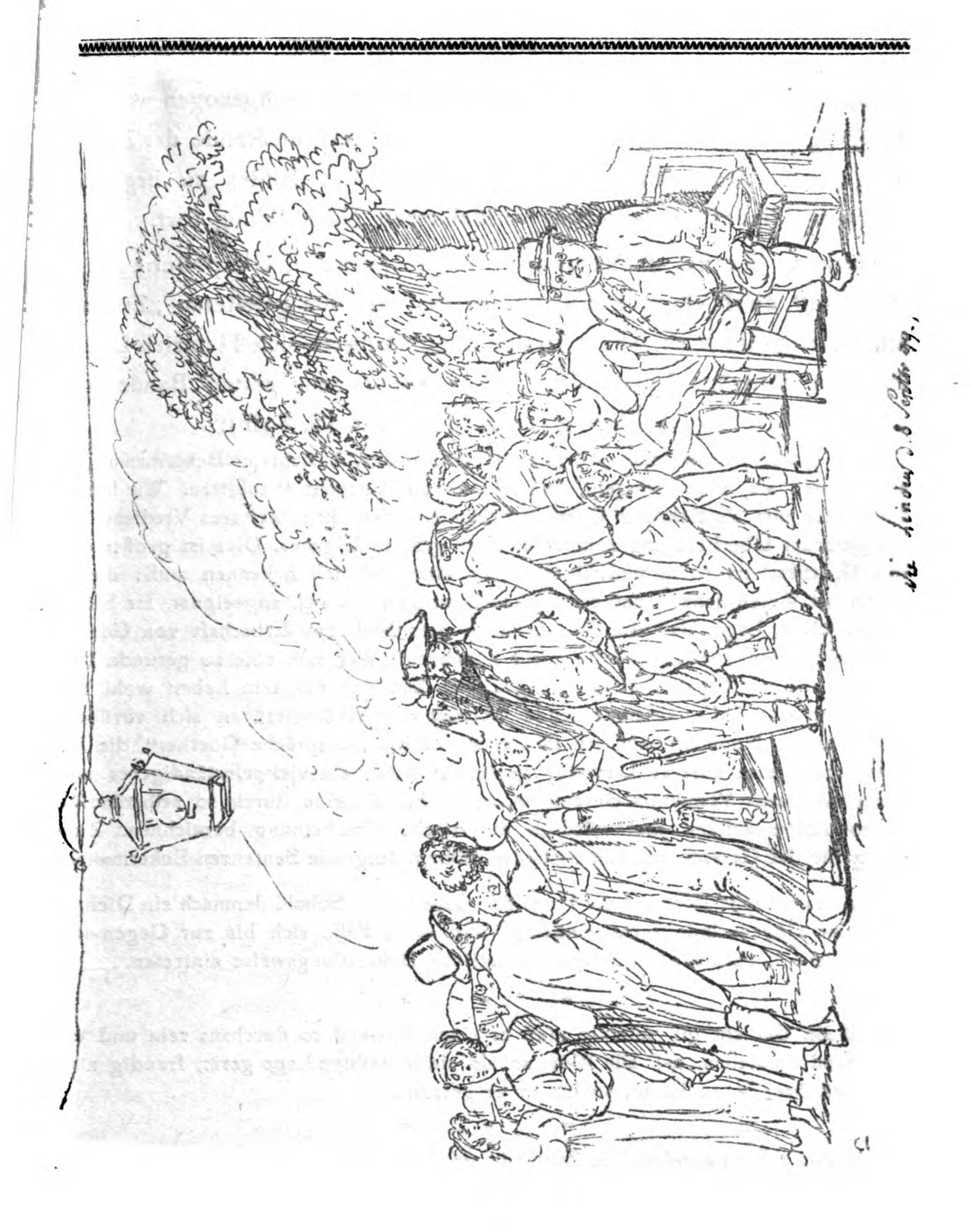


schied, denn das sind allerdings zwei sehr verschiedene Leute, in Materie und Form; persönlich und buchlich; an sich selbst und in bezug auf die Darstellung. Wenn man dem ersten Teil wohl eine gewisse Einfarbigkeit und auf einer Seite Magerkeit, auf der andern wieder ein Zuviel in Hinsicht der Beilagen, von denen manche, ohne einen neuen Zug zur Charakteristik zu bringen, und Wiederholungen sind, vorwerfen könnte, so wächst hingegen von dem Augenblicke, wo Ihre persönliche Bekanntschaft mit H. beginnt, von dem Abschnitt: Warschau an, das Interesse mit jeder Seite; (der Abs. Warschau scheint mir überhaupt [—?] der lebendigste im ganzen Buche) — die Darstellung gewinnt nun, wo Sie selbst gesehen und gehört haben, an Fülle und Leben; scharfsinnig werden immer mehr charakteristische Züge hervorgehoben und geistreich an den rechten Ort gestellt. Der Hoffmann gewinnt immer mehr Konsistenz, mehr Fleisch und Blut und kommt uns immer näher und am Ende des Buches steht die ganze merkwürdige Individualität klar und reinlich gezeichnet rund und lebendig und wahr vor unserm Geiste. Manche kleine Züge könnten vielleicht noch hinzugefügt werden, z. B. hätte ich gewünscht, daß Sie etwas über die besondere Art von Witz Hoffmanns gesagt hätten, der doch in der Tat so besonders und eigentümlich war, daß jemand, der unter Witz bloß das verstand, was gewöhnlich darunter verstanden wird: ein schlagendes Wort, ein sinnreiches Wortspiel, eine unerwartete Vergleichung und Verbindung heterogener Dinge usw., kurz das, was Koreff in hohem Grade, Delpons zwar in einer niedrigeren Potenz aber auch in hohem Grade besitzt, und was Sie selbst besitzen, mein teurer Freund, daß, meine ich, ein Solcher wohl leicht vorzüglich im Umgang mit H. in Versuchung hätte kommen können, Hoffmann den Witz ganz abzusprechen. — Ich hätte überhaupt gewünscht, daß Sie auch die Charakteristik Hoffmanns als Dichter uns zu geben die Courage gehabt hätten. Sie würden die Gelegenheit gefunden haben, noch vieles Bezeichnende und Wahre zu geben, was Wilib. Alexis nicht geben konnte. Sein Aufsatz enthält in der Tat manches Geistreiche, aber den Hauptgedanken oder vielmehr den einzigen Gedanken, der wirklich Realität hat und um den sich alles dreht, hat er doch ganz ohne Zweifel dem Gespräch mit Ihnen über Hoffmann zu danken und ich bin der Meinung, daß das Ganze etwas dürftig ist und dem Kenner und Liebhaber der Hoffmannschen Schriften noch vieles zu desiderieren läßt, ob ich gleich auch der festen Meinung und Überzeugung bin, daß ich ganz gewiß nicht der Mann gewesen wäre, der es besser gemacht hätte. — (Um nur eins anzuführen, das mir eben einfällt, so hätte vielleicht ein Blick auf den Einfluß der Musik auf seinen, H.s, Charakter als Dichter geworfen werden können; es wäre interessant gewesen, die Frage zu berühren, ob sein Talent für die Musik nicht die eigentliche und einzige Handhabe war, an welcher die wahre Poesie den Menschen erfaßt hatte; ob nicht vielleicht ein gewisses Vages und Unbestimmtes, das der Musik eigen ist, ich möchte sagen: ihr Schießen ins Blaue



hinein, ob es gleich das Blaue des Himmels und des Unendlichen Jenseits ist, gerade seinen Hang zum Wirbeln und Schirrbeln [?], zum Verlassen des festen Bodens, Vorschub geleistet habe etc.) Ich habe heute einen leidlichen Tag gehabt und bin ordentlich ins Schwatzen gekommen, aber nun bin ich müde. Nehmen Sie mit meinem Geschwätz fürlieb! Sie sehen wenigstens das daraus, daß ich die Frage, die Sie mir vorlegen, mit vollkommen gutem Gewissen mit einem entschlossenen Ja! beantworten zu dürfen glaube. — — —"

Da Hoffmann, der Dichter und Musiker, den Anspruch des Künstlerruhmes erheben kann, fällt es schwer, dem Maler und Zeichner Hoffmann diesen Anspruch zu versagen. Freilich kennen wir den bildenden Künstler Hoffmann nur aus Brot- und Gelegenheitsarbeiten und wissen nicht, was er unter günstigeren Umständen auch auf dem dritten Kunstgebiete hätte leisten können. Indessen lassen vielleicht gerade die hierher gehörigen Arbeiten, die einer freien künstlerischen Laune entstammen, den Rückschluß zu, daß er als Maler oder Zeichner kaum die einem geistreichen Dilettanten gezognen Grenzen hätte überschreiten können. Er wäre wohl nie ein großer Karikaturist geworden, worauf ihn seine Begabung hinzuweisen schien, seine Karikaturen haben ein vorwiegend biographisches und, in Verbindung mit seinen Schriften, literarhistorisches Interesse. Trotzdem bleibt, schon aus psychologischen Gründen, aus Anteilnahme an seiner merkwürdigen Persönlichkeit, eine Sammlung der noch vorhandenen Handzeichnungen Hoffmanns wünschenswert. Als einen Beitrag dazu legen wir den Lesern der Vierteljahrsschrift die Nachbildung eines Blattes vor, das sich in einer kleinen, jetzt in der Königlichen Hausbibliothek zu Berlin aufbewahrten Handschriftensammlung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen befindet, in die es wohl, nach anderen in dem gleichen Autogrammalbum vorhandenen Stücken zu schließen, aus dem Besitze eines dem Hoffmannschen Kreise nahestehenden Berliners gelangt sein dürfte. Wir verdanken die Mitteilung der amüsanten Skizze der Liebenswürdigkeit der Königlichen Hausbibliothekars Herrn Dr. Bogdan Krieger. Die Bleistiftzeichnung



ist später (ob von Hoffmann selbst?) mit Tinte nachgezogen worden. Einige ganz schwache Bleistiftstriche, die am rechten Rande der Zeichnung einen architektonischen Hintergrund des Bildes zu beginnen scheinen, blieben in der etwas verkleinerten Nachbildung fort.

Johann Peter Eckermann über seine „Gespräche mit Goethe" an Heinrich Laube. In der von ihm geleiteten „Zeitung für die elegante Welt. 1844. Erster Band" äußerte sich Heinrich Laube über die Beiträge Johann Peter Eckermanns zum ersten Bande des „Albums der Tiedge-Stiftung" folgendermaßen (S. 89ff.):

„Von großem Eindrucke sind mir „Sentenzen und Ansichten" Eckermanns gewesen, weil sie mich zwingen, dem Manne ein Unrecht abzubitten. Wir haben ihn immer nur als Sekretär Goethes behandelt, dem kein weiteres Verdienst als das getreuer Überlieferung zukomme. Hier gibt er Eigenes. Dies ist großenteils von Goetheschem Atem- und Goethescher Art, daß ich bekennen muß: dieser Mann hat Wesentliches Goethescher Anschauungsweise sich angeeignet. Er bleibt in der üblen Lage, daß die Spötter auch dies bloß zur Erbschaft von Goethe rechnen werden. Möge ihn das nicht kümmern! Wer sich eine so gesunde Urteilswelt bis zur Eigentümlichkeit angeeignet hat, der hat sein Leben wohl benutzt und kann die abschmeckende Meinung unbekümmert an sich vorübergehen lassen. Nunmehr muß ich ihm auch für die „Gespräche Goethes", die ich stets zum Besten unserer Literatur gerechnet habe, ein viel selbständigeres und dankenswerteres Verhältnis einräumem, und ihn als eine durch so selbständige Reproduktion äußerst merkwürdige literarische Erscheinung bezeichnen. Zum Beleg für das Gesagte entnehme ich dem Album folgende Sentenzen Eckermanns:

Die dramatische Form ist die Form der Gegenwart. Sobald demnach ein Dichter auf seine Gegenstände recht eindringt und seine Fälle sich bis zur Gegenwart versinnlicht, sobald wird auch die dramatische Behandlungsweise eintreten.

* * *

Soll ein Gedicht gut sein, so muß es einen Zustand so durchaus rein und erschöpfend darstellen, daß alle Welt, sobald sie in selbige Lage gerät, freudig ausrufen möchte: ja, so ist es, so hat er es getroffen.

* * *

Ein guter Poet sondert die Zustände gehörig, und weiß sich von dem jedesmaligen ganz zu durchdringen. Er ist zur Zeit nur Eins, aber das ist er mit seinem ganzen Wesen; er will auch jedesmal nur Eins, aber das will er mit allen



seinen Kräften. Es ist ihm zuwider, alles oberflächlich zu tun, er muß alles gut machen.

* * *

Dilettanten sind ohne eigentliche Kraft, ins Innere zu dringen. Sie kleben nur an der Oberfläche, und weil sie von der innern Form keine Ahnung haben, so halten sie sich an die äußere.

* * *

Ein Dichter im wahren Sinne des Wortes sieht in gewöhnlichen Dingen mehr als ein anderer Mensch, und er hat mehr zu sagen als andere. Er empfindet die Dinge stärker und seine Leiden und Freuden sind größer. Er hat von Allem ein deutlicheres Bewußtsein und er besitzt eine größere Klarheit.

* * *

Es gibt keinen großen Dichter, ohne daß dieser zugleich ein großer Mensch wäre, denn alles, was vom Dichter ausgeht, sind Teile des Menschen.

* * *

Ausländische Literatur, alte wie neue, ist den deutschen Literatoren zu empfehlen, weniger um fremde Eigentümlichkeiten anzunehmen, als sich selber daran zu rektifizieren und sich auf dem Wege des Reinmenschlichen zu erhalten. Ein Nachahmer von Jean Paul würde in den Fall kommen, sich zu rektifizieren, sobald ihm Sterne zu Händen käme, und er dessen großes, reines Verdienst zu erkennen im Stande wäre.

* * *

Goethen und Schillern kam es sehr zu statten, daß sie in einer prosaischen Epoche geboren wurden, in einer Epoche des Realismus. Deshalb hat das Ideale in ihnen auch einen so tüchtigen Kern. Manche junge Dichter der jetzigen Zeit dagegen eignen sich, ohne jenen realistischen Boden, das Ideelle dieser großen Vorgänger zu und suchen sich darin zu begründen und darauf weiter zu bauen. Und das kann nichts werden! Wände wollen sie machen, aber nicht aus Steinen und Kalk, sondern aus schön beblümten Tapeten.

* * *

Auch die Form gibt Würde.

Kein Roman, kein Drama ist ohne das Vermögen guter Rede denkbar. Ja, sogar um [die] gelehrte Abhandlung würde es gut stehen, wenn wir dabei lebendige Menschen vor Augen hätten, an die wir unsere Worte richten, und die wir von unsrer Ansicht überzeugen möchten.

Die Kritik Laubes gab den Anlaß zu einer Antwort Eckermanns an den Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", die dieser ihren Lesern Seite 235ff. des ersten Bandes 1844 unter der Überschrift: „Eckermann" vorlegte:



In bezug auf die neuliche Erwähnung der Aphorismen im Tiedge-Album richtete Herr Eckermann einen Brief an mich, welcher mancherlei Einsicht und Aufschluß gewährt in und über sein Verhältnis zu Goethe und seine literarische Tätigkeit. Er hat nichts dagegen, daß dieser Brief dem Publikum mitgeteilt werde, und so folgt er denn hierbei:

„Weimar, den 5. März. Ihre freundliche Anerkennung meiner kleinen Aphorismen hat mir sehr wohl getan, indem mir dadurch die Aussicht auf die Möglichkeit eines Verhältnisses wird, das ich freilich meinerseits in Geduld zu erwarten hatte. — Es hat mich oft schmerzlich berührt, wenn ich bemerken mußte, daß bei der jetzigen Spaltung unserer Literatur das edelste Bestreben in den Fall komme, ignoriert zu werden, wenn es nicht die Farbe einer gewissen Partei trage. Doch wir wollen das Vergangene als abgetan betrachten und einer freieren unbefangneren Zukunft freudig entgegensehen.

Was nun noch einmal die erwähnten Aphorismen betrifft, so ist es mir sehr lieb gewesen, daß Sie solche durch Ihre Zusammenstellung wieder zu Ehren gebracht, nachdem die Dresdner Redaktion sie aus allem natürlichen Zusammenhang gerissen und mit einzelnen Überschriften versehen im Buche grausam zerstreut hatte. Bei solchen Einzelheiten, die in einem gewissen Zuzammenhange und aus einem gewissen Mittelpunkt heraus gedacht worden, und wo oft ein Gedanke den vorhergehenden weiterführt und den nachfolgenden vorbereitet, tut die Stellung sehr viel. Aber dies zu empfinden ist nicht jedermanns Sache.

Noch eins muß ich berühren. Ich sehe, daß man mich in Ihrem Kreise als Goethes Sekretär*) bezeichnet hat. Hieran ist kein wahres Wort. Es ist so wenig Goethen als mir je eingefallen, sein Sekretär zu sein. Ich war ebensowenig Goethes Sekretär als Shelley der Sekretär von Lord Byron war. So lange ich in Weimar lebte und in das Goethesche Haus Zutritt hatte, hieß Goethes Sekretär John. Es war dies ein schönschreibender junger Mann, dem Goethe diktirte und der das durch Riemers Hilfe korrigierte Manuskript ins Reine schrieb. Mein Verhältnis zu Goethe war eigentümlicher Art und sehr zarter Natur. Es war das des Schülers zum Meister, das des Sohnes zum Vater, das des Bildungs-Bedürftigen zum Bildungs-Reichen. Ich sah ihn oft nur alle acht Tage, wo ich ihn in den Abendstunden besuchte; oft auch jeden Tag, wo ich Mittags mit ihm, bald in größerer Gesellschaft, bald tête-à-tête zu Tisch zu sein das Glück hatte. Doch fehlte es unserm Verhältnis auch nicht an einem praktischen Mittelpunkt. Ich nahm mich der Redaktion seiner älteren Papiere an, ich assistierte ihn bei der im Jahre 1826 begonnenen Herausgabe seiner Werke in 45 Bänden; auch nahm ich teil an „Kunst und Altertum", wozu ich ihm einige Beiträge gab. Er dankte mir seinerseits dadurch, daß er mich in seine Kreise zog und an den geistigen und leiblichen Genüssen eines höheren Daseins Teil nehmen ließ. — Da ich aber kein Vermögen

*) Wohl nicht in gewöhnlicher Bedeutung des Wortes. L(aube).

besaß, um die Kosten meines hiesigen Aufenthaltes zu bestreiten, so half ich mir anfänglich dadurch, daß ich junge Engländer in deutscher Literatur unterrichtete, bis ich im Jahre 1829 als Lehrer des Erbgroßherzogs für das Fach der englischen Sprache und Literatur angestellt wurde.

Was nun meine ‚Gespräche mit Goethe" betrifft, so war dieser literarische Vorsatz ein Hauptpunkt, der mich so lange in Weimar fesselte. Ich zeigte Goethen bald davon einige Proben und besprach mit ihm die fernere Behandlung. Er schien in hohem Grade zufrieden, „Sie werden etwas Dauerhaftes machen," sagte er, „und die Literatur wird es Ihnen Dank wissen. Der hiesige Aufenthalt ist, wie ich merke, zwar nicht ganz nach Ihrem Sinn, doch haben Sie es noch ein wenig leichter als Châteaubriand, der sich die Mühe nahm und nach Amerika ging, um ein gutes Buch zu machen".

Was nun ferner die Auffassung und Darstellung dieser Gespräche betrifft, so kann ich das Buch in dem Grade mein nennen, wie nur irgend ein Autor es von dem seinigen sagen kann. Es war dabei wohl teilweise das W a s gegeben, aber nicht das W i e. Und auch das W a s mußte ich gewissermaßen bereits besitzen, um es zu penetrieren und mit der gehörigen Wahrheit des Details wiedergeben zu können. Manche haben zwar geglaubt, meine Produktion sei ein bloßes Werk eines guten Gedächtnisses, das maschinenmäßig die empfangenen Eindrücke zurückspiegelt. Ich kann mich zwar rühmen, die erwähnte Gabe zu meiner völligen Zufriedenheit zu besitzen; allein, besäße ich sie in dem Grade wie man es mir zuzugestehen Neigung hat und wäre bloß diese eine Fähigkeit bei der Hervorbringung des gedachten Buches wirksam gewesen, so würde etwas entstanden sein, ohne alle höhere Wirkung, ähnlich der ganz gemeinen Realität der L i c h t - B i l d e r. Da wäre Großes und Kleines, Zulängliches und Unzulängliches, Gehöriges und Ungehöriges, alles durcheinander, zufällig, wie der gewöhnliche Tag es gibt. Ich hatte aber höhere Zwecke im Auge, und wenn auch meinerseits nichts erfunden worden und a l l e s v o l l k o m m e n w a h r ist, so ist es doch g e w ä h l t. Deshalb hütete ich mich auch, die empfangenen Eindrücke sogleich niederzuschreiben, vielmehr wartete ich damit Tage und Wochen lang, damit das Kleinliche sich verliere und nur das Bedeutendere zurückbleibe. Ja, das Bessere ist erst nach Jahr und Tag niedergeschrieben und manches noch später. Das im Hansa-Album mitgeteilte Gespräch vom 11. März 1828 habe ich erst im Jahre 1842 geschrieben und also nach vierzehn Jahren. Ich hatte davon, wie man denken kann, nur noch ganz vage Eindrücke. Ich ging an mein Tagebuch; fand aber nur notiert: „Dienstag, den 11. März, Abends bei Goethe, interessantes Gespräch, Produktivität, Genie, Napoleon, Preußen." Das war freilich sehr wenig, und ich sah mich fast in dem Falle eines Bildhauers, dem man etwa von einer antiken Statue ein Stück der linken Hand und des rechten Schenkels vorlegt, um daraus die ganze Statue herzustellen. Aber der Gegenstand schwebte mir noch dämmerig vor, und bei längerem Hinblicken traten die Hauptpartien wieder ins klare und stellten sich, nach den Ge-



setzen einer geistigen Kristallisation, wieder in gehörige Verbindung. Leicht ward es mir freilich nicht, und ich habe mit diesem einen Gespräch ganze vier Wochen zu tun gehabt. Überhaupt sind mir auch die gedruckten beiden ersten Bände keineswegs leicht geworden. Ich habe acht Jahre Fleiß und Mühe daran gewendet. Ich wählte die Stunden, und schrieb nur daran, wenn es mir durchaus wohl war; denn ich hatte es mit einem Helden zu tun, den ich nicht durfte sinken lassen. In der ganzen Milde der Gesinnung, in der vollen Klarheit und Kraft des Geistes und in der gewohnten Würde einer hohen Persönlichkeit mußte er erscheinen, um wahr zu sein, und das war keineswegs etwas Geringes. Ich stellte mir die Aufgabe, alle Kunst zu verbergen und bloß den reinen Eindruck eines Naturwerkes hervorzubringen. Dies ist mir denn auch in dem Grade gelungen, daß man das Werk an sich hochschätzte, allein den sich zurückhaltenden Autor völlig übersah, ja oft sogar mit einer gewissen Geringschätzung auf ihn herabblickte. Man erzeigte zwar dem Buch die Ehre, es für eins der besten unserer Literatur zu halten, allein den Autor rechnete man nicht mit unter die deutschen Schriftsteller. Ich konnte das ruhig gehen lassen und mit einer gewissen Ironie zu meinen übrigen Leiden geduldig mit hinnehmen, denn es machte mich um kein Haar breit geringer. Aber es verdarb mir die gute Laune, um mit derjenigen Lust und Liebe fortzuschreiten, die, wie wir alle wissen, zum Gedeihen eines guten Werkes erforderlich ist.

Doch schon fast zu viel! — Es ist eigentlich ganz gegen meine Natur, lange über mich selber zu reden und es ist dieser Brief der einzige der Art, den ich in meinem Leben geschrieben. Allein Sie haben so viel guten Willen, mich näher kennen zu lernen, blicken lassen, daß ich durch diese zutrauliche Expektoration Ihren Wünschen entgegen zu kommen glaubte.

Und damit nun für heute ein herzliches Lebewohl in Hoffnung eines dauernden freundlichen Verhältnisses. Eckermann."

Ich muß hinzusetzen, daß ein bis daher mir unbekannt gebliebenes Buch Eckermanns schlagend dazu beigetragen hat, mir das Unrecht aufzudecken, welches wir ihm so lange angetan. Das Buch heißt „Beiträge zur Poesie" und ist schon im Jahre 1824 erschienen. Wahrscheinlich ist es wenig bekannt worden. Und jetzt seh' ich aus diesem selbständigen Buche Eckermanns, daß das Wesen seiner Goetheschen Reden bereits vollständig darin ausgeprägt ist, und daß wir also nicht seinem Gedächtnisse, sondern seinem gesund reproduzierenden Geiste die vortrefflichen Mitteilungen über Goethe verdanken. L(aube).

Ein Biedermeier-Homer. Vollender aller Bemühungen der Winckelmann und Herder, der Goethe und Bürger um die Aneignung „ihres" Homer ist Johann Heinrich Voß nicht gewesen. Das deutsche Hausbuch Homer, das seine Odyssee-Übersetzung 1781 hätte werden können,



wurde durch die schon 1783 beginnenden, von der, später allerdings gemilderten, Kritik A. W. Schlegels schwer getroffenen Schlimmbesserungen seines immer schrullenhafter werdenden Schöpfers am Anfange des 19. Jahrhunderts aus einer ästhetischen beinahe zu einer bloß noch antiquarischen und philologischen Angelegenheit. Homers Verdeutschung erschien den Romantikern kaum noch als eine der höchsten Aufgaben im Sinne der Goetheschen Weltliteratur. ● Daran ist zu erinnern, wenn man mit der notwendigen Unbefangenheit die Irrfahrten des Odysseus / in / vierundzwanzig Gesängen. / Freie Nachbildung / in gereimten Strophen / nach Homer. / Von Hedwig Hütte, geborne Hoffmeier. / In zwei Bänden. / ... Bremen. / Gedruckt bei Friedrich Westphal jun. / 1826. (I: 3 Blatt, VI Seiten, 1 Blatt, 322 Seiten; II: 2 Blatt, 394 Seiten, 1 Blatt, 8⁰) zu beurteilen wünscht. Die Rechtfertigung ihrer Odyssee-Übersetzung, die Frau Hedwig Hülle, geborne Hoffmeier — sie lebte von 1794 bis 1861 und ist noch mit anderen Büchern als Dichterin aufgetreteten — in deren Vorwort gibt, wendet sich nach einer zierlichen Verbeugung, mit der sie „unserm berühmten Voß" den unbestrittenen und unbestreitbaren Lorbeerkranz des deutschen Sachwalter der Homerischen Muse läßt, der Beobachtung zu, „daß das antike Versmaß des Hexameters dem Geschmack der Deutschen nicht völlig zusagt", „daß Homers unsterbliche Werke bis jetzt nur einem kleinen Teil der gebildeten Welt näher bekannt sind, und daß vorzüglich selbst die gebildetsten Frauen, denen sonst nichts entschlüpft, was im Reiche der schönen Literatur Epoche macht, sich doch selten an das Lesen der Vossischen Verdeutschung des kolossalen Homer wagen" werden. Ein Teetisch-Urteil, das noch weiter ausgeführt wird, um die Absicht der Übersetzerin zu erklären, mit der sie es unternahm, ihrem Geschlechte, den edlen Frauen, die Gesänge des alten, ehrwürdigen Barden in einer ansprechenden, bequemen

Form zugänglich zu machen. Dazu erschien ihr nun das Versmaß der Romanze als das passendste Mittel, das sie nach Schillers „beliebtem Gedicht: Hero und Leander“ wählte. Um unnötige Dehnung und lästige Breite zu vermeiden, nahm sie Abkürzungen und Weglassungen vor. Den Rat und die Unterstützung gelehrter Männer hat sie für ihr Werk nicht verschmäht. Der berühmte Hofrat Müllner hat als gültiger Kunstrichter ein Probestück günstig beurteilt, der (erst später etwas bekannter gewordene) Dr. Carl Iken in einer langen Anmerkung des zweiten Bandes, allerdings „ohne ein Apologie des vorliegenden Werkes schreiben zu wollen“, über die herrschend gewordene Sitte, den Reim in das Altertum hineinzutragen, gehandelt. Mit solchen Einschränkungen wendet sich die Hüllesche Odyssee-Umdichtung an die von ihr erhofften Leser, also vorzugsweise an die Damenwelt jener Tage, und es darf wohl zugegeben werden, daß sie auch heute noch, zumal in den lyrischen Partien ihrer Vorlage, leicht lesbar erscheint und daß sich in ihr sogar manche schöne Stelle neben bisweilen merkwürdig anmutenden Verhübschungen vorfindet. Als eine Zeiterscheinung, die nach einer bestimmten Zweckerfüllung strebte, verdient auch die Odyssee-Umdichtung der Frau Hedwig Hülle den von ihrer Verfasserin beanspruchten bescheidenen Platz in der Geschichte des deutschen Homer. ● Ein Blick auf die „Liste der Unterzeichnungen“ des anscheinend ursprünglich im Selbstverlage der Übersetzerin erschienenen Werkes (das später in dem Verlagsverzeichnisse von Johann Georg Heyse, Bremen vermerkt wird) läßt kein allgemeines Bekanntwerden des Buches vermuten. An ihrem Wohnorte, Bremen, und in dessen Umgebung sind von Frau Hülle die meisten Bestellungen gesammelt worden. Aus den Beziehungen der alten Hansestadt und persönlichen Verbindungen ergaben sich wohl die vielen Londoner Subkribenten. Berlin und Weimar fehlen ganz, ebenso bekanntere Namen damaliger literarischer Kreise mit Ausnahme

derjenigen einiger Professoren in Göttingen. Und doch hat die Autoreneitelkeit der biedermeierischen Odyssee-Umdichtung die bibliographische Unsterblichkeit verliehen. Denn das Werk ist Goethe zugeeignet. Als eins der dem Dichter gewidmeten Bücher gehört es in die sehr ungleichartige Reihe jener Schriften, die dieses doch mehr zufälligen Umstandes wegen die Aufmerksamkeit der auf Vollständigkeit bedachten Goethana-Sammler finden. Und, ob gut oder schlecht, das den ersten Band eröffnende Gedicht gehört zu den bei Goethes Lebzeiten über ihn gedruckten Urteilen, weshalb es hier wiederholt wird.

AN GOETHE.

Gleich wie den Vater Homer, den Verkündiger strahlender Helden,
Bis auf den heutigen Tag feiert die staunende Welt:
Also gefeiert bist Du, Germaniens Stolz, doch es kränzten
Dir Mitlebende schon das noch umlockte Haupt.
Köstliches Los, sich geliebt und bewundert zu sehen von Allen!
Jedem auf jeglicher Bahn Führer und Muster zu sein!
Eine Welt zu erbau'n und unsterblichen Ruhm sich zu gründen,
Selbst zu schauen, was sonst nur nach Jahrhunderten reift!
Bringt Dir doch jeder so gern der Verehrung Zeichen; so nimm auch,
Was mit vertrauender Scheu Dir meine Muse geweiht.
Hab' ich zu Kühnes gewagt, nachsingend in leiseren Tönen,
Was des mäonischen Schwan's göttlichem Busen entströmt:
Wende nicht zürnend Dich ab, daß nicht auch jener mir zürne —
Blickst Du freundlich, so blickt freundlich der Schatten Homers.

ANFRAGEN UND ANTWORTEN.

3° Die ‚Ausgabe letzter Hand', von Goethes Werken und zwar sowohl die Oktav- als auch die sogenannte Taschenausgabe findet sich bisweilen in einer Ausstattung mit Bildern, häufiger ohne die Kupferstiche. In welcher Beziehung stehen diese Ausstattungsverschiedenheiten zueinander? Die seit einigen Jahren gelegentlich als Seltenheiten gewerteten Abzüge der eben bezeichneten ‚Ausgabe letzter Hand' mit den ‚Original-Stichen' gehören insofern überhaupt zu keiner Vorzugsausgabe, als die erwähnten Kupferstiche nicht etwa nur den Abzügen auf besserem Papier vom Verleger selbst beigegeben wurden, wie es ähnlich z. B. bei den Erstausgaben des Schillerschen „Wilhelm Tell" und des „Theaters" geschah, sondern ein selbständiges buch-



händlerisches Unternehmen eines anderen Verlages waren. Dergleichen Bilderreihen zur Illustration anderwärts veröffentlichter nichtillustrierter Werke sind, besonders in England und Frankreich, seit dem achtzehnten Jahrhundert recht beliebt gewesen und machten sich die Illustromanen zunutze. Die Ausgabe letzter Hand von Goethes Werken in ihrem ursprünglichen Zustande ist demgemäß nach den Angaben der Cottaschen Verlagsverzeichnisse ohne die Beigabe von Kupferstichen vollständig, wenn auch gelegentlich ein Abzug mit Kupferstichen in der daraufhin doch wohl noch genauer zu prüfenden ‚Original-Cartonnierung' beschrieben sein sollte. Die „Kupfersammlung zu Goethes sämtlichen Werken, sowohl zur Taschen- als Oktav-Ausgabe in 55 Kupfertafeln gezeichnet von Rätzsch, Näke, Schnorr, Hempel, Schwind, Eichholzer u. a. und gestochen von einer Gesellschaft Künstler Deutschlands" ist in 11 Lieferungen von 1827—34 bei Friedrich Fleischer in Leipzig erschienen, und zwar von der 1. bis zur 5. Lieferung in einer großen und einer kleinen Ausgabe, während von der 6. Lieferung an nur eine einzige Ausgabe herausgegeben wurde, deren Ausstattung den „Titelkupfern nach Rambergschen Zeichnungen zu Goethes sämtlichen Werken" entsprach, zu deren Fortsetzung sie diente. Von diesen Titelkupfern sind 5 Lieferungen (1.—25. Band) zur Oktav- und zur Taschenausgabe veröffentlicht worden. Auch wurden einzelne Folgen aus der Kupfersammlung abgegeben: 27 Kupfer zu Goethes Gedichten, 9 zum Goetz, 9 zum Egmont, 9 zu den kleineren Lustspielen, 9 zur Iphigenie, 18 zum Faust, 8 zum Werther, 8 zum Tasso. Ähnliche Kupfersammlungen veröffentlichte der gleiche Verlag auch zu den Dichtungen Schillers, zu Klopstocks, Wielands und Shakespeares Werken. Der Absatz der Kupfersammlung zu Goethes Werken scheint kein allzu rascher gewesen zu sein, denn die Auflagen-Restbestände wurden erst vor einigen Jahren von einem Leipziger Altbuchhändler angeboten.

4° Karl Gödeke, Elf Bücher Deutscher Dichtung. Zweite Abteilung. Leipzig, Hahn'sche Verlagsbuchhandlung: 1849, Seite 320, teilt ohne nähere Angaben die folgende Buchwidmung A. v. Arnims mit:

Widmung der Schaubühne.
An Brentano.
(Handschriftlich.)

Weil geben selger ist als nehmen,
So reich ich dir mein Büchlein dar,
Und will mich nicht der Gabe schämen,
Und wünsch dabey ein lustig Jahr,
Nimm Du es auf wie es gegeben,
Dem Lustigen wird viel vergeben.

Ist dieses Widmungsexemplar des ersten und einzigen Bandes der Arnimschen Schaubühne (Berlin, Realschulbuchhandlung: 1813) noch vorhanden und wo befindet es sich jetzt?



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

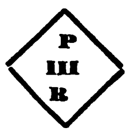
G. A. E. BOGENG

JAHRGANG EINS · HEFT DREI

1918

MAX HARRWITZ VERLAG

NIKOLASSEE bei BERLIN



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

Herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng

Berlin-Wilmersdorf · Kaiser-Allee 168

BEZUGSPREIS

Jahrgang . . . . M 20.—

ANZEIGEN-PREISE

Ganze Seite . . . . M 50.—
Halbe Seite . . . . M 30.—
Viertel Seite . . . . M 18.—
Achtel Seite . . . . M 10.—

Verlag von

Max Harrwitz · Nikolassee bei Berlin

Postscheckkonto Berlin Nr. 1423

Deutsche Bank Berlin Dep.-Kasse C

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER, DIE NACHTFEIER DER VENUS.

Bürgers Verdeutschung des ,Pervigilium Veneris', die köstliche ,Nachtfeier der Venus', gehört zu denjenigen Werken des Dichters, denen er bessernd und feilend seine unablässige Sorgfalt zuwendete. Ihre Fassungen und Lesarten, die in reicher Fülle vorhanden sind, gewähren mit dem Bürgerschen Rechenschaftsbericht über die vorgenommenen Änderungen einen Einblick in die Dichterwerkstatt, der auch von außerordentlichem psychologischen Reiz ist. Es lohnt sich wohl, den ästethetischen Genuß, den der Leser der ,Nachtfeier' gewinnt, dadurch zu erhöhen, daß man sich diesen auch für die Poetik lehrreichen Einblick verschafft. Die bequeme Gelegenheit dazu bietet eine den ganzen Stoff übersichtlich zusammenfassende, als 128 der von Hans Lietzmann herausgegebenen ,kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen' erschienene Veröffentlichung Wolfgang Stammlers: Bürgers Gedicht Die Nachtfeier der Venus. (Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag: 1914. 56 S. 8°.)

Ohne im einzelnen hier untersuchen zu wollen, inwieweit der erste Herausgeber von Bürgers Schriften, Karl Reinhard, bei der Benutzung der ihm zur Verfügung stehenden handschriftlichen Vorlagen diejenige philologische Gewissenhaftigkeit übte, die die moderne Textkritik auch für anscheinende Geringfügigkeiten gewahrt wissen will, darf doch wohl gesagt werden, daß eine Nachprüfung seiner Art der Handschriftenverwertung, wenn sie sich noch ermöglichen läßt, der endgültigen Feststellung der Textgeschichte dienlich sein kann. Aus diesem Grunde



veröffentlichen wir hier den wort- und zeilengetreuen Abdruck einer Bürgerschen Handschrift, die sich jetzt in der Lessingschen Sammlung befindet, wobei Kursivschrift Durchstrichenes kenntlich macht. Obschon die Lesarten dieser Handschrift meistenteils schon bekannt waren, wird eine aufmerksame Benutzung des kritischen Apparates doch zeigen, daß über ihre Herkunft Reinhard nicht immer ganz zuverlässig berichtet hat, wie er auch bei der Benutzung der Handschrift, die als Bürgers endgültige Fassung gelten muß, nicht ohne einige Willkür verfuhr. Inwiefern sich andere von Bürger selbst früher oder vielleicht auch noch später vorgenommene Änderungen des Textes, den die Handschrift bietet, mehr empfehlen, ist eine ästhetische und keine philologische Frage mehr. Will man eine genaue Grundlage des Textes sich verschaffen, so kann man sie nur so gewinnen, daß man auf die letzte Bürgersche Niederschrift seines Werkes, in der bisweilen Bürger selbst zwei Fassungen nebeneinander stehen ließ, zurückgeht und bei ihrer kritischen Wiedergabe nur noch ausdrücklich von Bürger selbst später zur Abänderung seiner Handschrift etwa bestimmte Lesarten einsetzt, eine Arbeit, der der folgende Abdruck vielleicht nützlich werden kann. Daß für eine Ausgabe aller Fassungen und Lesarten der Bürgerschen Nachtfeier, wenn sie ihren eigentlichen Zweck erfüllen, auch ein methodisches Hilfsmittel literaturwissenschaftlicher Kritik werden soll, die eine anschauliche Vergleichung gestattende synoptische Form vorteilhaft sein würde, darf vielleicht auch an dieser Stelle hervorgehoben werden. Denn der Lesartenleser, der sich nicht auf Einzelfeststellungen einer Textbearbeitung, die er nachsieht, beschränken möchte, sondern da, wo es lohnt, die Entwicklung eines Werkes, dessem Schöpfer nachdenkend, ganz genau sich verdeutlichen will, bedarf, um sich in den Haupt- und Nebentexten überhaupt zurechtzufinden, keines unbeträchtlichen Arbeitsaufwandes, der viele abschreckt und besser der Erfüllung

desjenigen Arbeitszweckes dient, für den man sich die erwünschte Übersicht verschaffen will.

Die ursprünglich wohl schon als Reinschrift hergestellte eigenhändige Handschrift Bürgers, in deutlicher deutscher Schrift, umfaßt dreizehn Quartseiten. (Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung ... Zweiter Band. Berlin: 1915. Nummer 1314.) Wie aus einem ihr beiliegenden, aus Altona vom 3. Juni 1819 datierten, Briefe Karl Reinhards hervorgeht, überließ er sie als Geschenk einem Herrn Michaelis.

Die
Nachtfeier der Venus
von der letzten Hand,

(nebst einer Rechenschaft über die Veränderungen).

Die
Nachtfeier der Venus.

1. Vorgesang.

Morgen liebe, was bis heute
Deine Lust, o Liebe floh! / *Süßer* Noch der Liebe Lust verschwor!
Was, o Liebe, dein sich freute, / Was sich *süßer* längst der Liebe freute,
Liebe ich auch morgen froh! / Liebe morgen, wie zuvor!

Unter Wonnemelodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie von den Phantasieen
Hoher Lust sein Auge lacht!

Golden über Thal und Hügel,
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her;

Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.





Morgen liebe, was bis heute usw.

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit,
Ihres Nektars Fülle sparet / Ihre Nektarschale sparet / Ihre Nektarfülle sparet
Seines Lebens Nektar sparet
Liebe für die Blüthenzeit,
Alles auf die Blüthenzeit.
Selbst die Liebe, die erkaltet,
Wann die Knospe blüht und schaltet / Wann die erste Knospe schaltet
Die erstorben war, entglüht, */ Wann die Knospe sich entfaltet,*
Füllt nur Brautgesang das Ohr.
Wann die Knospe sich entfaltet,
Was da lebet, das begattet / Liebe nur und Liebe waltet
Wann die junge Primel blüht / Wann die Hyacinthe blüht
Sich im Duft der Primelflor. / Um die Zeit der Primelflor.

Morgen liebe, was bis heute usw.

Heller, *gold- und* goldner rosenröther
Bricht uns dieser Morgen an,
Als das erste Licht, da Äther
Mutter Tellus liebgewann,
Da sie von dem hehren Gatten
Floren und den Lenz empfing
Und des ersten Haines Schatten
Um die schönsten Kinder hing.

Morgen liebe, was bis heute usw.

Zur Erhöhung jener Scene,
Wand aus Amphitritens Schooß
Venus Cypris Anadyomene
Ihre Tausend Reize los. / Sanft die schönen Glieder los.
Ahndend, welch ein Wunder werde,
Welch ein Götterwerk aus Schaum,
Träumten Himmel, Meer und Erde
Tief der Wonne süßen Traum.
Als sie, hold in sich gebogen,
In der Perlenmuschel stand,
Wiegten sie entzückte Wogen
An des Ufers Blumenrand.

Morgen liebe, was bis heute usw.



2. Weihgesang.

Stimmt zu Aphroditens Feier, / Auf, und stimmt zu Cypris Feier
Stimmt ihn an, den Weihgesang!
Töne drein, gewölbte Leier!
Hall' am Felsen, Widerklang!
Morgen ziehn sie ihre Tauben
Her in unsern Mirtenhain, / Feierlich in unsern Hain.
Und sie ladet unter Lauben, / Und die höchste seiner Lauben
Uns zu Feiertänzen ein. / Nimmt sie als ihr Tempel ein.
Morgen sitzt sie hier zu Throne,
Und erhebt den Richterstab. / Morgen blinkt ihr Richterstab.
Wie zur Strafe, so zum Lohne
Spricht sie mildes Recht herab.

Morgen liebe, was bis heute usw.

Eilt, den Thron ihr zu erheben,
Froh vollbringt ihr Machtgebot! / Eilt in froher Harmonie!
Flora soll ihn überweben, / Blumenschmuck soll Flora weben,
Golden, blau und purpurroth. / Flora, blumenreich durch sie.
Spend', o Flora, jede Blume,
Die auf deinen Beeten lacht,
Flora, zu der Holden Ruhme / Spende zu der Holden Ruhme
Spende deine ganze Pracht! / Deine ganze Farbenpracht!

Morgen liebe, was bis heute usw.

Samt den Charitinnen waltet
Neben ihr zugleich ihr Sohn.
Festlich, Hand in Hand gefaltet,
Stehn wir um den Götterthron.
Alle Nymphen sind geladen.
Nymphen aus Gefild' und Hain,
Oreaden und Najaden
Werden hier versammelt seyn. / Werden um die Göttin seyn.
Liebevoll von ihr berufen,
Huldigt Alles seiner Pflicht.
Knie an Knie erfüllt die Stufen
Um das hohe Throngericht.

Morgen liebe, was bis heute usw.

Schon durchwallt die *frohen* lauten Haine
Schwesterlich der Früherwachter Nymphen Schaar.



Amor flattert mit; und keine
Zaget heute vor Gefahr. —
„Nymphen, die sein Köcher schreckte
Wißt ihr nicht, was ihm geschah,
Daß er heut die *seine* Waffen streckte?
Seht doch, wehrlos *friedlich* geht er da!" —
„Aphrodithe's Festgesetze / Er gehorcht dem Festgesetze:
Welches streng ihm untersagt
Wollen, daß sein Bogen heut / *Strenge ward es ihm versagt,*
Keiner Nymphe Brust verletze / Daß er eine Brust verletze
Eine Nymphe zu verletzen
Wenn sie noch so nah sich wagt.
Wenn sie noch so nah sich beut / „— Die sich heute näher wagt —"
„Daß ihr nicht zu kühn euch brüstet, / Euch, die ihr zu kühn euch brüstet,
Gute Nymphen, warn' ich doch / Euch, ihr Nymphen, warn' ich doch.
Auch Selbst Seht Denn den Waffenlosen rüstet
Seine ganze Schönheit noch.

Morgen liebe, was bis heute usw.

Nymphen, rein wie du an Sitte,
Sendet, keusche Delia, / Hehre, keusche Delia,
Sendet dir mit sanfter Bitte
Venus Amathusia:
Morgen, Jägerin, beflecke / Unsern Feierhain beflecke
Nicht den Busch mit Blut und Mord! / Morgen weder Blut noch Mord!
Deines Hornes Drohung schrecke / Deiner Jagd Getöse schrecke
Keinen Hainbewohner fort! / Nicht des Hains Bewohner fort!
Selber wäre sie erschienen,
Selber hätte sie gefleht:
Doch sie scheute deiner Mienen,
Deines Ernstes Majestät.
Weiche *mit* bei Aurorens Scheine!
Venus Amathusia!
Walte morgen hier im Haine! / *Walte dann allein im Haine!* / Walt' allein in diesem Haine!
Weich', o keusche Delia!

Morgen liebe, was bis heute usw.

Freundlich von Gefühl und Herzen
Lüde sie auch dich mit ein,
Ziemt es dir nur unsern Scherzen,
Ernste Jungfrau, dich zu weihn;



Ha! Du solltest Jubel hören. / Freut es dich von *muntern* Jubel-Chören,
Paukenton und Cymbelklang; / drei vergnügte Freut' dich drei Nächte lang
Solltest uns in Taumel Chören / Aphroditens Lob zu hören
Schwärmen sehn drei Nächte lang; / Und beglückter Herzen Dank:
Solltest bald in Wirbelreigen / Freut es dich, in Wirbelreigen
Uns um rasche Nymphen drehn / Paar an Paar uns munter drehn
Uns um rasche Nymphen drehn
Bald zu Paaren unter Zweigen / Und umhüllt von Myrthenzweigen
Und zu Paaren unter Zweigen
Süßer Ruhe pflegen sehn. / Liebetraulich ruhn zu sehn.
Auch der Held, der fern am Indus / *Sieh* Auch den Helden, der am Indus
Vom bezähmten Pardel stritt,
Ceres und den Gott vom Pindus
Feiern unsre Nächte mit. / Lud die holde Göttin mit.

Morgen liebe, was bis heute usw.

3. Lobgesang.

Ha! Schon naht der Tag der Feier:
Auf, beginnt den Lobgesang!
Töne drein, geweihte Leier!
Hall' am Felsen, Wiederklang! —
Aphroditens Hauch durchdringet,
Bis zur leeren Ätherflur,
Wo die letzte Sphäre klinget,
Jeden Puls der Weltnatur!
Sie befruchtet Land und Meere,
Sie das weite Lichtrevier,
Wie sie zeuge, wie gebäre,
Weiß die Creatur von ihr.

Morgen liebe, was bis heute usw.

Wie die Braut zu Hymens Feste / *Bräutlich, wie zu Hymens Feste,*
Schmückt sie reich die Lenznatur / *Prangt durch sie die Frühlingsflur*
Schmückt sie köstlich die Natur / Schmückt sie Garten, Hain und Flur
Blüthe ziert des Baumes Äste / *Wechselnd ziert des Baumes Äste*
Wie Rubin und Perlenschnur *Perlen- und Rubinenschnur.*
Bellis, Primel, Maienglocke,
Purpurklee und Thymian,
Krokus mit der goldnen Locke
Schmücken Feld- und Wiesenplan.



Auf dem Gartenbeet entfaltet
Sie der Tulpe Prachtgewand;
Aber holder noch gestaltet
Dich, o Rose, Cypris Hand.
Sanft an ihrer Dornenwunde / An der Göttin Dornenwunde
Röthet einst dein Silber sich. / Färbte sanft dein Silber sich.
Hauch aus Aphroditens Munde, / Hauch aus *Cypris* ihrem süßen Munde,
Holde Blume, würzte dich.

Morgen liebe, was bis heute usw.

Sie beglückt, was im Gefilde,
Sie was Odem zieht im Hain.
Wie der Herde, so dem Wilde
Flößt sie ihr Entzücken ein.
Wohl gedeiht die Lust der Gatten,
Wohl durch sie im Mutterschooß;
Ohne Weh im Myrthenschatten
Windet sich ihr Segen los.
Denn es war die Flur der Hirten,
Alte Sage macht es wahr,
Wo sie selber unter Mirten
Ihren Amor uns gebar.

Morgen liebe, was bis heute usw.

Sie entriß Anchisens Laren / Sie erlöst Anchisens Laren,
Ilions Vertilgungsglut, / Als sie Trojas Glut umfing;
Und des Oceans Gefahren / Sie aus tausend Meergefahren,
Aufgeregt von Junons Wuth. / Was der *Flamme Grimm* Flammennoth entging.
Sie verlieh dem biedern Sohne / Sie erwarb dem biedern Sohne
Neues Glück durch Weib und Land / Fern von Troja Weib und Land.
Rheens unentweihte Zone
Löste sie durch Mavors Hand.
Heil durch Liebesbund und Frieden,
Gegen Rächerzorn und Macht,
Schenkte sie den Romuliden
Zur geraubten Freudennacht.
Roma, deine Tapferthäter,
Wunder für der Nachwelt Ohr,
Deine weisen edeln Väter
Sproßten all' aus ihr empor. / Gingen all' aus ihr hervor.

Morgen liebe, was bis heute usw.



Schall', o Maigesang, Erschalle! / Schall', o Maigesang! Erschalle,
Schalle, Cypris Hochgesang! / Cythereens Hochgesang!
Thal und Hügel feiern alle,
Wald und Flur sind Feierklang.
Horch! der Herde Jubellaute
Schallen dort vom Anger ihr;
Leiser tönt im Haidekraute
Reger Bienen Chorlied hier.
Lärmend ruft ihr das Gefieder
Von dem Weiher Dank empor;
Und die *Vögel* Sänger edler Lieder
Opfern Wohllaut ihrem Ohr.
Schmelzend flötet Philomele
Tief aus Pappelweiden drein;
Liebe flötet ihre Kehle;
Klage kann ihr Lied nicht seyn.
Längst ist Tereus Wuth vergessen,
Längst vergessen ihr Verlust.
Maigefühl und Liebe pressen
Sanfter ihre zarte Brust.
Morgen liebe, was bis heute usw.

Sänger, Chor an Chor, verbreiten
Aphroditens Lob umher.
Soll ich nicht ihr Lied begleiten?
Stimmet mich kein Frühling mehr? —
Ha! Erwachte nicht im Lenze
Meine Brust zu Lieb' und Sang.
So *entfielen* entwelkten mir die Kränze,
Die ins Haar mir Phöbus schlang.
Phöbus, müde, mich zu lehren,
Nähme Stimm' und Laute mir:
Säng' ich, Mai, nicht dir zu Ehren,
Nicht zu Ehren, Liebe, dir.
Wann daher im grünen Hage / Auf daher, sobald im Hage
Neu ihr Bett' Aëdon baut,
Werd, o Lied, bei Nacht, wie Tage / Werd', o Lied, am ersten Tage
Mit Aëdons Gatten laut.

Morgen liebe, was bis heute,
Deine Lust, o Liebe floh! / Noch der Liebe Lust verschwor!
Was, o Liebe, dein sich freute, / Was sich längst der Liebe freute,
Liebe sich auch morgen froh! / Liebe morgen, wie zuvor.



DER ‚ALCIBIADE FANCIULLO A SCOLA‘ UND SEIN VERFASSER.

Herrn Gaetano Melzi in Mailand[1]). Vor einiger Zeit hatten Sie die Liebenswürdigkeit, mir einen Abzug des ‚Alcibiade fanciullo a scola‘[2]) betitelten Buches zu übersenden, das Sie in Ihrer gewählten und reichen Sammlung verwahren, wobei Sie meine Ansicht über den Verfasser dieses berühmten Werkes kennen zu lernen wünschten. Es ist nicht leicht, auf Ihre Frage eine Antwort zu geben. Ich habe lange darüber nachgedacht, ohne daß ich doch die endgültige Lösung aufgefunden zu haben meine. Immerhin habe ich einige Tatsachen festgestellt, die mich berechtigen, mir mit einiger Wahrscheinlichkeit Vermutungen zu bilden. Um soweit zu kommen, habe ich nicht ohne Mühe zahlreiche Bände durchblättern müssen, deren Durchsicht nicht vergnüglich war, weder in Hinsicht ihres Stoffes, noch in der ihres Stiles. Aber derartige Nachforschungen sind notwendig, wenn man sich um die Entdeckung eines anonymen Werkes müht: die Ähnlichkeiten des Stils, die Beweisgründe, die aus der Geschichte und den Gewohnheiten der Schriftsteller, auf die sich die Aufmerksamkeit hinlenkte, gewonnen wurden, geben die Möglichkeit, aus ihnen, obschon vielleicht nicht ganz genaue so doch wenigstens höchst wahrscheinliche Schlußfolgerungen zu ziehen. Viele dürften nun wohl fragen, wozu es nütze, eine so große Arbeit aufzunehmen, welchen Zweck es habe, sie mit solcher Mühe durchzuführen. Die Antwort wäre einfach die, daß ich mich ihr unterzogen habe, weil sie mir Unterhaltung verschaffte. Ich will nicht

den Anspruch erheben, meine Art der Bücherbelustigungen anderen Leuten zu empfehlen, dafür mögen die anderen aber auch mir überlassen, mich zu zerstreuen, wie ich es verstehe. Wenn Sie die Geduld haben, meinen Ausführungen zu folgen, werden Sie finden, daß ich bemüht gewesen bin, auf drei Fragen, die ich mir gestellt hatte, eine Antwort zu finden:

Wer ist der Verfasser des Alcibiade? Wann ist das Buch gedruckt worden? Weshalb wurde das Werk geschrieben?

Ich mache nicht den Anspruch, alle in diesen Fragen liegenden Geheimnisse enthüllt zu haben, aber ich glaube wenigstens der Lösung des von ihnen aufgegebenen Rätsels nahe gekommen zu sein.

I. Wer ist der Verfasser? Bei der Betrachtung der Stileigentümlichkeiten des untersuchten Werkes kann man über einen Punkt nicht zweifelhaft sein: Der Stil entspricht dem in Italien in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts allgemein gebräuchlichen. Wendungen wie: „la gravidanza d'orrore che partorisce effetti di violenza, schließen jede Ungewißheit darüber aus. Und zwar war der Verfasser in Nord-, nicht in Mittel- oder Süd-Italien, heimisch; das beweisen die Worte: lengnino, longhette, deti, dasse, resignare, melone neben vielen anderen noch. Auch muß das Werk in Venetien entstanden sein, was aus der Anwendung von den Venetianern geläufigen Ausdrücken sich ergibt. Maschile schiavone zur Bezeichnung der Unsitte, mit der sich der Alcibiade beschäftigt; Cievolo di canale als Name eines allgemein bekannten Fisches und dann in erweiterter Anwendung als derjenige des Lasters, von dem im Alcibiade die Rede ist, das sind Worte, die nur einem Bewohner der Lagunenstadt unter die Feder kommen konnten. Der Verfasser hat sehr ausgedehnte Kenntnisse in der Mythologie und in der Geschichte. Aus der Art, wie er seinen Stoff einteilt und behandelt, ist leicht zu erkennen, daß er kein Neu-

ling in der Schriftstellerei gewesen ist, daß er schon mehr als ein Buch geschrieben haben muß.

Indem ich nun alle diese verschiedenen Feststellungen in Erwägung zog und dabei mich auf Venedig beschränkte, gelangte ich zu der Überlegung, daß in dem bezeichneten Zeitraum in Venedig die ‚Academia degl' Incogniti‘ blühte, die ihren Mittelpunkt bei Gian Francesco Loredano hatte. Die Herren Akademiker waren nicht gerade durch Sittenstrenge ausgezeichnet, die von ihnen veröffentlichte Sammlung der ‚Cento novelle‘ zeigt das. Ich glaubte also unter den Akademie-Mitgliedern den Verfasser des Alcibiade suchen zu sollen. Drei von ihnen waren es vor allen, die hier in Betracht zu kommen schienen: Loredano selbst, Girolamo Brusoni und Ferrante Pallavicini.

Nun nahm sich zwar Loredano[3]) bisweilen große Freiheiten, wie einzelne Stellen seiner Iliade giocosa zeigen. Indessen scheint schon der Rang, den er in seinem Vaterlande bekleidete, ein ausreichender Grund, um ihn von dem Verdacht der Verfasserschaft eines derartig skandalösen Werkes wie desjenigen, das uns hier beschäftigt, zu befreien. (Allerdings ist später ein anderer Patrizier, Giorgio Baffo, auch vor den kühnsten Zynismen nicht zurückgeschreckt.)

Auch lieferte mir eine aufmerksame Lektüre der verschiedenen Werke des Loredano die Probe, daß sein Stil im allgemeinen weit weniger korrekt und weit schwülstiger als der des Alcibiade ist.

Bei Brusoni[4]) hielt ich mich länger auf, ich las sorgfältig die von ihm hinterlassenen Werke: ‚Il Carrozzino alla moda‘, ‚La Gondola a tre remi‘. Zudem wußte ich, daß dieser Schriftsteller ein Mann von losen Sitten war, ein erklärter Feind der Jesuiten und, worüber keine Zweifel bestehen können, der Verfasser der ‚Anima die Ferrante Pallavicini‘. Einiger Verdacht durfte sich so wohl auf ihn lenken. Aber es läßt sich leicht erkennen, daß sein Stil sich von dem des Alcibiade unterscheidet;

ein Stil, der viel aufgeblasener, viel geschraubter, viel schwerfälliger ist; ein Stil, der nicht jene Leichtigkeit hat, die auf den Seiten des besprochenen Buches sich findet.

Es blieb also nur Ferrante[5]) übrig, den ich nach meinen Mutmaßungen prüfen konnte. Ich vollendete mit Geduld die Lektüre der ‚Susanna‘, der ‚Taliclea‘, der ‚Rete di Vulcano‘, des ‚Corriere svaligiato‘, des Divorzio celeste‘ und der ‚Rettorica delle Putane‘, dieser unbestritten dem Pallavicini zugeschriebenen Werke. Dabei fand ich eine vollkommene Übereinstimmung ihres Stiles mit dem des Alcibiade. Die Beschreibung der Schönheit des jungen Atheners, angewendet auf eine Frau, ist in der ‚Susanna‘ und in der ‚Taliclea‘ von gleicher Art. Das, was Seite 103 des ‚Alcibiade‘ über die Jünglinge gesagt ist, wird Seite 105 der ‚Continuazione del Corriere‘ (Ausgabe Villafranca: 1660) wiederholt. Was weiterhin die Zügellosigkeit betrifft, so genügt es, die eben erwähnte ‚Rettorica‘ zu lesen. Der Haß gegen die Machthaber, die Verachtung der Geistlichkeit sind derart allen Werken des Pallavicini eigentümliche Züge, daß man, wenn man sie auch im ‚Alcibiade‘ wiederfindet, über dieses Zusammentreffen erstaunt sein kann. Es erscheint mir daher außerordentlich wahrscheinlich, daß Pallavicini der Verfasser des berüchtigten Buches ist. Poggiali erwähnt es in Pallavicinis Lebensbeschreibung (Memoria per la storia letteraria di Piacenza t. II p. 170) nicht. Doch dürfte er den außerordentlich seltenen Band, der uns jetzt beschäftigt, niemals vor Augen gehabt haben, sonst wäre ihm die Analogie der Komposition und des Stiles sicher aufgefallen. Einige der in den ‚Corriere‘ eingesetzten Briefe haben eine allzu große Verwandtschaft mit dem im ‚Alcibiade‘ behandelten Stoffe, als daß die Schlußfolgerung, zu der ich gelangte, nicht zweifelsfrei genannt werden könnte.

II. Wo wurde der Alcibiade gedruckt? Ich beschäftigte mich mit der ersten Ausgabe, die 104 Seiten zählt und das Datum: Oranges



Juan Wart: 1652 hat. (Die andere Ausgabe von 124 Seiten kenne ich nicht, desgleichen nicht eine dritte, die in Toscana begonnen, aber unvollendet geblieben sein soll[6]). Ist das Buch in Italien gedruckt worden? Ich antworte: Nein. Weder das Format noch die Typen, insbesondere die z, entsprechen damaliger italiänischer Druckgewohnheit. Die in jeder Zeile gehäuften Druckfehler weisen ebenfalls auf die Arbeit einer nichtitaliänischen Druckerei. Man könnte zwar einwenden, daß, da es sich um einen Geheimdruck handelte, der Korrektur keine Sorgfalt zugewendet worden sei, weshalb die aus Unkenntnis und Nachlässigkeit der vielleicht nach einer schlechten Druckvorlage arbeitenden Setzer entstandenen Fehler stehen geblieben seien. Jedenfalls werden alle, die über die Art der Druckversehen, die in italiänischen Drucken gewöhnlich sind, etwas genauer sich unterrichtet haben, meiner Ansicht beipflichten, wenn sie sich die Mühe geben wollen, nur die ersten Seiten des Buches durchzulesen.

Wäre diese Erstausgabe in Italien hergestellt, so würde sie höchstwahrscheinlich in Venedig ausgeführt worden sein, da ja vermutlich an diesem Orte, wie ich eben gezeigt habe, das Werk entstanden ist. Sie wäre dann auch nicht einigen Mitgliedern der Akademie der Incogniti auf die Dauer unbekannt geblieben, die, wie Loredano und Brusoni, erklärte Feinde der Gegner Pallavicinis waren.

Die furchtbare und unerbittlich harte Macht der Staatsinquisition, die den ‚Corriere‘ getroffen hatte, würde es nicht versäumt haben, mit ihrer ganzen Strenge gegen den ‚Alcibiade‘ und gegen alle, die an seiner Veröffentlichung beteiligt waren, einzuschreiten. Das Geheimnis hätte sich nur schwer gegenüber dem Spionagesystem und der Angeberei, die damals Venedig beherrschten, wahren lassen. Es ist also wohl nicht zweifelhaft, daß der Gedanke einer Drucklegung in dieser Stadt nicht als ausführbar erwogen werden konnte.

Andererseits mußte das Werk, weil es seiner Art nach nicht dazu bestimmt war, in die Öffentlichkeit zu gelangen, gerade deshalb die allgemeine Neugier auf das Lebhafteste erregen; es mußte handschriftlich heimliche Verbreitung finden. Sicherlich waren hastige Abschriften mit der Übereilung hergestellt worden, die das Geheimnis, das gewahrt werden sollte, bedingt hatte.

Das tragische Ende Pallavicinis hinderte nicht, daß seine Freunde ihm ihr Andenken erhielten, seine Werke bewunderten, seinen Gedanken treu blieben. In ihrer Schar befand sich ein Italiäner, der lange heimatflüchtig lebte, ein fruchtbarer Schriftsteller und ein geschworener Feind der katholischen Religion: Gregorio Leti. Er hatte die gleichen Ideale und Passionen wie Pallavicini, er blieb, soweit das von ihm abhing, bemüht, sie auch als Schriftsteller zu verbreiten. Er war es, der in Genf, unter falschen Druckorten, die freiesten, die Rom feindlichsten Schriften neudrucken ließ, die das unglückselige Opfer von Ränken der Großen hinterlassen hatte. Er veröffentlichte zuerst den ‚Corriere‘ und den ‚Divorzio celeste‘. Er besorgte die Drucklegung des ‚Retorica delle Puttane‘ und es ist bekannt, daß von ihm der zweite und der dritte Teil des ‚Divorzio celeste‘ herrühren, eine getreue Imitation nicht allein des Stiles Pallavicinis, sondern auch von dessen Bosheit und Irreligiosität. Leti hatte sich Abschriften verschiedener Werke des Pallavicini verschafft, er hielt dauernd seine Beziehungen zu Italien aufrecht; es ist höchst wahrscheinlich, daß er sich auch eine Handschrift des ‚Alcibiade‘ besorgen konnte und daß er sie in Genf in einer kleinen Auflage drucken ließ, um deren Abzüge heimlich an seine Freunde nach Italien zu senden. In dieser Meinung bestärkt mich der Umstand, daß ich bei einem venetianischen Buchhändler (Cesare Adolpho) einen Abzug der Ausgabe von 1652 gesehen habe, deren Papier, deren Druckschrift, deren Satzanordnung deutlich an

die Drucke des Genfer Buchhändlers Stoer erinnerten. Noch weniger zweifle ich daran, daß man Pallavicini auch das sehr seltene Buch zuzuschreiben hat, dessen Titel ‚Nuovo Parlatorio delle monache‘ ist und das einen Sultanini als seinen Verfasser bezeichnet. Auch dieses Buch ist höchstwahrscheinlich von Stoer gedruckt worden. Das ‚Parlatorio‘ ist in Ihrer Bibliothek vorhanden, zusammen gebunden mit dem ‚Re schiavo‘, einem Werke Letis: beide Bücher aber sind aus ein und derselben Druckerei hervorgegangen.

Man wird mir einwenden wollen, daß der ‚Alcibiade‘ 1652 datiert ist, also eine Tatsache, die sich nicht in Übereinstimmung mit der Ankunft Letis in Genf, wo er sich 1660 aufhielt, befindet. Indessen ist es leicht, diesem Widerspruch zu begegnen. Die zweite Ausgabe des ‚Corriere svaligiato‘, die in Genf mit der falschen Druckortbezeichnung Villafranca hergestellt wurde, hat für ihren ersten Teil das Datum 1644 (Pallavicinis Todesjahr) und für ihren zweiten 1660.

Im übrigen verwandte man ja viel Vorsicht darauf, bei Veröffentlichungen solcher Art unter falschen Titelangaben ihre Herkunft zu verhüllen. Das tat auch Leti, beim ‚Nuovo Parlatorio‘, das er für sehr viel früher entstanden ausgab als das Werk in Wirklichkeit geschrieben worden ist. Ich meine nun, daß er ebenso für den ‚Alcibiade‘ handelte: er wollte den Anschein erwecken, daß das Buch lange vor seiner Ankunft in Genf gedruckt worden sei. Das war eine literarische Kriegslist, um seine Teilnahme an einem Werke dieser Gattung zu verheimlichen.

Ich bin deshalb also der Ansicht, daß es für ausgemacht gelten kann, daß der Band in Genf, aber nur in geringer Auflagenhöhe, gedruckt worden ist. Die außerordentliche Seltenheit eines dünnen Büchleins, das über einen so anstößigen Gegenstand handelte und immer der unbarmherzigen Zerstörung anheimgefallen seind wird, wenn es in den Besitz ängstlicher Leute gelangte, läßt sich leicht begreifen.



Die Buchstaben D. P. A., die auf dem Titel stehen, bedeuten: di Pietro Aretino. Sie sind ein literarischer Täuschungsversuch, wie bereits Mazzuchelli in seiner Aretino-Biographie anmerkte.

Jetzt bleiben nur noch einige Worte über die Sonette zu sagen, die den Alcibiade begleiten. Es ist sehr wenig wahrscheinlich, daß sie der Feder des Pallavicini oder der eines Mitgliedes der Akademie der Incogniti entstammen. Sie sind allzu schlecht und die Vermutung hat einiges für sich, ein Ignorant habe sie einer der umlaufenden Abschriften des ‚Alcibiade' beigefügt, wodurch sie dann auch in diejenige Abschrift hineingerieten, die als Druckvorlage diente. Die beiden Buchstaben M. V., die sich an ihrer Spitze befinden, sind wie die Buchstaben D. P. A. eine Spiegelfechterei. Es ist ausgeschlossen, daß man nicht ihren Hinweis auf Maffeo Veniero erraten sollte. Und darin liegt dann noch ein Irrtum und eine Verleumdung. Denn der Venetianer Veniero, ein Freund und Nacheiferer des Aretin, der vermutliche Verfasser der ‚Puttana errante' (in Versen) und der ‚Zaffetta', hatte nicht den Vornamen Maffeo, sondern hieß Lorenzo. Und wenn dieser Veniero auch in seinen Werken von einer unerhörten Zügellosigkeit war, so war er doch ein geschickter Poet, während der Urheber der fraglichen Sonette nur ein Spaßvogel niederer Gattung war, der den untersten Volksschichten angehört haben wird.

Kaum lohnt es noch die Mühe, Nodiers Behauptung zu widerlegen, der ‚Alcibiade' sei die Übersetzung eines sehr seltenen lateinischen Buches: ‚Amatus fornacius, amator ineptus', eine Behauptung, die als Hypothese im ‚Manuel du Libraire' weiter verbreitet wird. Da jedoch die Autorität Nodiers in Frankreich groß ist und deshalb seine Meinung auch in Italien Anhänger finden könnte, will ich in einigen Worten darlegen, weshalb sie irrig ist.

Der ‚Amator ineptus' ist ein Liebhaber des schönen Geschlechtes

der seiner Albernheit wegen niemals an das Ziel seiner Wünsche gelangt. Der pseudonyme Autor des Werkes drückt sich so in dessen Widmung aus: ‚In enarranda laude sua promptos sat pluses invenias; at, qui sui dedecoris aeternam famam quaerat, id vero perrarum est‘. Dieser einfältige Liebhaber, der im schlechten Latein mit Pedanterie die Erzählung seiner Dummheiten beginnt, hat der auch nur die geringste Beziehung zu den schmeichlerischen Worten des Schulmeisters im ‚Alcibiade‘, die sich abmühen, den Schüler zu verderben? Man begreift nicht, wie Nodier in einen derartigen Irrtum geraten und mit Bestimmtheit eine so falsche Tatsache behaupten konnte. Dafür gibt es zwei Möglichkeiten: entweder der französische Bibliophile kannte den ‚Alcibiade‘ nicht (was nicht zutrifft, da er ja einen Abzug des Werkes besaß) oder er kannte nicht den, Amator ineptus‘, und das wäre leicht möglich. Man könnte schließlich auch noch annehmen, daß er nicht genug italiänisch verstand, um den ‚Alcibiade‘ lesen zu können. Wie es sich indessen damit auch verhalten mag, sein Mißverständnis ist vollständig.

III. Welche Absicht verfolgte der Verfasser des Alcibiade? Denkt man an den tiefen Haß, den Pallavicini gegen die römische Kirche und insbesondere gegen die Jesuiten hegte, so läßt sich leicht der Zweck erkennen, den er mit dem hier besprochenen Buche verfolgen wollte. Man richte seine Aufmerksamkeit auf die Worte, die Pallavicini oder Leti dem Drucker in seinem: ‚A chi legge‘ in den Mund legen: Das Buch werde die Notwendigkeit zeigen, gut über die jungen Söhne zu wachen, um sie vor der Bosheit verdorbener Lehrer, die in diesen Zeiten im Überfluß vorhanden seien, zu schützen. Der Sinn der Wendung ist genugsam verständlich. Der ‚Alcibiade‘ ist eine giftige Satire gegen einen oder einige Jugenderzieher, die in Venedig zu Pallavicinis Zeiten allgemeine öffentliche Achtung genossen und Gegenstand seines

Zornes waren. Man darf nicht vergessen, daß damals und schon seit langem gerade viele Erzieher des Lasters bezichtigt wurden, von dem im ‚Alcibiade‘ die Rede ist. Zumal die Jesuiten, die überall viele Feinde hatten, sind ständig mit ähnlichen Beschuldigungen verfolgt worden; das Vergehen eines ihrer Ordensangehörigen hat vielleicht zu einer sehr ungerechten Ausdehnung des Vorwurfs auf die ganze Gesellschaft den Anlaß gegeben.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Fortsetzung des berüchtigten Buches, obschon sie in seiner Vorrede und in seinen letzten Zeilen angekündigt wurde, jemals veröffentlicht worden ist. Es ist sogar recht zweifelhaft, ob überhaupt der Verfasser die Absicht einer Fortsetzung seines Werkes gehabt hat. Vielleicht läßt sich mit gutem Recht das ‚Nuovo Parlatorio‘ mit seinen Obscönitäten und Impietäten als ein Gegenstück des ‚Alcibiade‘ betrachten. Die Sonette, die, wie ich schon dargelegt habe, nicht von Pallavicini herrühren können, sind trotzdem das Erzeugnis eines Venetianers. Man findet in ihnen Spuren des venetianischen Dialektes. Aber auch hier ist die außerordentliche Inkorrektheit der Texte ein neuer Beweis dafür, daß die Drucklegung nicht in Venedig und selbst nicht in Italien erfolgt ist. Die Annahme Mazzuchellis, das Buch entstamme der Werkstatt des Druckers Ginnami, ist ohne jeden guten Grund.

Sie werden, mein sehr geehrter Herr Giovanni, zu würdigen wissen, ob meine Beweisführung zwingend gewesen ist, und dann darüber urteilen, ob Ferrante Pallavicini nicht in der Tat als der Verfasser der ‚Alcibiade‘ anzusprechen ist.

Bassano, 18. April 1850 Giambattista Baseggio.

[1]) Die Abhandlung, die hier in deutscher Bearbeitung veröffentlicht wird, ist grundegend für die Lösung des bibliographisch-literarhistorischen Problems gewesen, das das in ihr behandelte Buch stellte. Wenn sie, trotzdem sie häufig genug an-



geführt wird, weit weniger wirklich bekannt wurde, so liegt das auch an ihrer Seltenheit. Denn ihr Verfasser, Giambattista Baseggio, machte sie nur in einem, Bassano: 1850 erschienenen, in 25 Abzügen hergestellten Privatdruck bekannt: ‚Disquisizione intorno il rarissimo libro intitolato Alcibiade fanciullo a scola'. Auch eine in 254 Abzügen gedruckte, von Gustave Brunet besorgte französische Übertragung gab ihr nur eine geringe Verbreitung: ‚Dissertation sur L'Alcibiade fanciullo a scola. Traduite de l'Italien de Giamb. Baseggio et accompagnée de notes et d'une postface par un Bibliophile français. Paris, J. Gay: 1861'.

²) L'Alcibiade / Fanciullo / A Scola, / D. P. A. / Oranges. Par Juann Vvart. CIↃ. IↃ. CLii. 8° (102 Seiten einschließlich 3 Blatt Vorstücke, am Ende ein nicht gezähltes Blatt mit 4 Sonetten von M. V.); L' / Alcibiade / Fanciollo / a Scola. / D. P. A. / Oranges. / Par Juann Vvart CIↃ. IↃ. CLii, 12° (124 Seiten, am Ende zwei nicht gezählte Blätter mit den Sonetten von M. V.); L'Alcibiade Fanciollo a Scola. — Paris (J. Gay): 1862. 8° (2 Blatt Titel und Vorrede, 105 Seiten, 2 nicht gezählte Blätter. Abdruck der erstgenannten Ausgabe.

³) Gian Francesco Loredano (1606—1661) war Senator und bekleidete wichtige Staatsämter seiner Vaterstadt Venedig.

⁴) Girolamo Brusonis (1610—1680?) Schriften kamen nicht nur teilweise auf den Index, sondern verschafften ihm auch einen langen Aufenthalt in den venetianischen Gefängnissen.

⁵) Ferrante Pallavicini (1618?—1644), in Avignon auf Betreiben der Barberini, die er durch seine Satiren gekränkt hatte, enthauptet.

⁶) G. Brunet verweist darauf, daß auch eine Ausgabe des ‚Corriere svaligiato' 1648 mit dem seltenen Druckortdatum: Oranges erschienen sei.



ANMERKUNGEN ZU BÜCHERN

Blüten aus dem cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius. Herausgegeben von J. W. J. Braun. Trier, P. Braun's Verlag. 1855. 8⁰ (XXVII [XXVIII] und 80 Seiten). Die Verdienste, die sich die romantische Schule um die Wiederentdeckung und Neueinschätzung des deutschen Mittelalters, seiner Kunst- und Kulturschätze erworben hat, sind altbekannt und anerkannt; unbekannt dagegen und noch immer ungeprüft ist das literarhistorische Verdienst, das den Romantikern hinsichtlich der Kenntnis und richtigen Würdigung des deutschen Barock-Schrifttums zukommt, dem sie sich seelenverwandt fühlten, sowohl in manchen formal-künstlerischen Tendenzen wie auch — insbesondere den frommen Dichtern der Gegenreformation gegenüber — in der mystisch-religösen Einstellung. So haben Arnim und Brentano an des Gryphius Dramen, an Grimmelshausens und des Moscherosch Prosawerken, ganz besonders an Reuters Schelmufsky groß Gefallen gefunden, so hat Friedrich Schlegel die Klassiker der geistlichen Lyrik katholischer Faktur: Friedrich Spee und Angelus Silesius seiner Mitwelt warmherzig empfohlen. Zunächst nur jenen; denn als er in seinem „Poetischen Taschenbuch für das Jahr 1806" (Berlin, J. F. Unger) ausgewählte Stücke der „Trutznachtigall" in erneuter Sprachform bot, war ihm der Dichter des „Cherubinischen Wandersmanns" noch ein Fremder; und noch in den (1815 gedruckten) Wiener „Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur" von 1812 geschieht seiner keine Erwähnung. Laut Schlegels eigner Aussage ist er ihm erst nach 1812 bekannt geworden, vermutlich durch Franz von Baader. Der

nämlich war durch Schelling, dem wiederum Sailer (der nachmalige Regensburger Bischof) die Kenntnis vermittelt hatte, bereits im Jahre 1811 auf das hochgeschätzte Werk aufmerksam und zum Mitbewunderer gemacht worden (Plitt, Aus Schellings Leben II, S. 252). Und eine Bewunderung ohne Maß ließ auch Schlegel den alten „Schlußreimen" angedeihen, entfaltete zum Zwecke ihrer allgemeinen Anerkennung eine wirksame Propaganda. Zunächst nur mündlich; denn während der diplomatischen Probe- und Prüfungsjahre am Frankfurter Bundestag (1815—18) fehlte ihm Zeit und Laune für rein literarische Arbeiten. Unter den Freunden und Bekannten aber, denen er die neue Entdeckung mitteilte, befanden sich Rahel Varnhagen und ihr Gatte, und an ihnen wenigstens gewann Schlegel begeisterte Gesinnungsgenossen; ihnen wird ja auch eine Veröffentlichung verdankt, die, mehrmals aufgelegt, weitesten Kreisen die Kenntnis des alten Dichters vermittelt hat. (Angelus Silesius und Saint Martin. Auszüge und Bemerkungen von Rahel. Herausgegeben von A. K. Varnhagen von Ense. Berlin: 1834; 3. Auflage 1849.)

Über Schlegels eigenen Angelus-Schriften aber waltete ein böser Unstern. Ein breit angelegter Aufsatz — „Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens. Nach den Sprüchen des Cherubinischen Wandersmanns" — den er (freilich ohne Namensnennung) im Jahre 1820 in der Wiener asketischen Zeitschrift „Ölzweige" veröffentlichte, ist Fragment geblieben und so ganz in Vergessenheit geraten, daß er vor kurzem erst wieder „entdeckt" werden konnte. (Vergleiche darüber — wie auch zum Vorhergehenden — meine kritische Studie „Friedrich Schlegels katholisches Glaubensbekenntnis" im „Hochland", Dezemberheft 1917, S. 349/56.) Und noch schlimmer ist es einem anderen Vorhaben geworden, das zwar der Tod an der Ausführung nicht behinderte, das aber ausgeführt erst recht unbeachtet blieb.

Schlegels Ölzweigeaufsatz hatte, wie ich kürzlich in der eben an-

geführten Studie nachweisen konnte, zur Grundlage eine von ihm selbst angefertigte Auswahl der cherubinischen Sprüche, wovon die Handschrift erhalten ist. Der Zustand dieser Handschrift läßt keinen Zweifel darüber, daß ihr Verfertiger an die Drucklegung dachte. Sorgfältig sind da die gröbsten sprachlichen und metrischen Unebenheiten geglättet, damit der zu gewinnende Leser nirgends Anstoß erleide.

Als ich von dieser Handschrift Mitteilung machte, konnte ich nicht ahnen, daß sie — was bisher eben niemand wußte — eine posthume Drucklegung gefunden hat, die von der Schlegel- und, was mehr wundern muß, von der Angelus Silesius-Bibliographie vollständig übersehen worden ist. Besorgt aber hat den Druck ein Mann, dem die Schlegelforschung auch sonst, wie künftig noch offenbar werden soll, zu großem Dank verpflichtet ist.

Johann Wilhelm Joseph Braun (1801—1863), ein Bonner Schüler A. W. Schlegels und nachmals, als Professor an der dortigen theologischen Fakultät, dessen Kollege und Freund, hat im Jahre 1825 bei längerem Wiener Aufenthalt auch Friedrich Schlegel kennen und ungemein schätzen gelernt. Ihm, dessen große Verehrung des Verstorbenen für pietätvolle Bewahrung alle Gewähr bot, überließen die Verwalter von Friedrich Schlegels handschriftlichem Nachlaß einen Großteil dieser Papiere; wenn nicht gar alles: denn durch Brauns Hände sind nachweislich alle bisher aufgetauchten Schlegel-Handschriften gegangen. Darunter befand sich auch die Angelus-Anthologie. Er hat sie, mit ausführlicher, durch ihre bibliographischen Angaben noch heute brauchbarer Vorrede (vom November 1854 datiert) in den Druck gegeben.

In der Vorrede spricht Braun Friedrich Schlegel das Verdienst zu, den Angelus von Neuem entdeckt zu haben; so wie etwa Lessing die Sinngedichte des Logau zu neuem Leben erweckt hätte. Um den Zeitgenossen den alten Dichter wieder lieb und wert zu machen, empfehle



es sich aber nicht, die ganzen an die anderthalbtausend zählenden Sprüche des „Cherubinischen Wandersmanns“ abzudrucken, unter denen sich notwendigerweise auch viel Mittelmäßiges finde, sondern nur das Beste auszuwählen; „und da erhebt sich der Wunsch, diese Auswahl möchte von einer ebenso sichern Hand vorgenommen werden, als die hohe Meisterhand es war, die uns die Sinngedichte des Logau wiedergegeben hat“. Friedrich Schlegel, „der für die christliche Kunst das ist, was vor ihm Winckelmann für die Kunst des Altertums geworden war“, hat diesen Wunsch im voraus erfüllt. „Als er auf den wiederentdeckten Angelus das deutsche Publikum aufmerksam machte, hatte er zugleich unter den Sinngedichten desselben diejenigen bezeichnet, die sich seines Beifalles und des Vorzugs vor den übrigen zu erfreuen hatten, und diese von Friedrich von Schlegel bezeichnete Auswahl ist es, die hier ohne Zusätze und Weglassungen dem Publikum zum erstenmale geboten wird.“ Die letzten Worte nehmen es mit der Wahrheit nicht ganz genau. Denn nicht nur weicht Brauns Text wiederholt von dem in Schlegels Handschrift gegebenen ab (meist so, daß er gegenüber Schlegels Erneuerung die Sprachform des Originals wieder herstellt) — er läßt auch Sprüche der Vorlage fort und stellt hinwiederum solche ein, die dort fehlen. Aber das geschieht freilich nur in wenigen Ausnahmefällen, im Ganzen ist Schlegels Auswahl und Anordnung doch gewahrt.

Das Sonderbarste aber erfahre der Leser zum Schluß. Erschienen ist das Buch, mit der Jahreszahl 1855, zu Trier, im Verlage von Peter Braun, dem Neffen des Herausgebers; es führt den Titel: „Blüthen aus dem cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius. Herausgeben von J. W. J. Braun“. Viele Käufer scheint es nicht gefunden zu haben, denn als im Jahre 1906 die Firma Joseph Habbel in Regensburg den ganzen Verlag Peter Brauns übernahm, war noch ein ziemlicher Vorrat davon zurückgeblieben. Josef Körner, Wien.

ANZEIGEN

Honoré Daumier. Holzschnitte: 1833—1870. Herausgegeben von Eduard Fuchs. Mit 522 Illustrationen. München: Langen (1918). 217 S. 2°. ● Das Daumier-Werk von Eduard Fuchs wird, wenn die folgenden Bände auf der Höhe der ersten bleiben, eine ikonographische Anthologie im besten Sinne dieses Wortes sein. Das heißt keine willkürlich zusammengelesene, sondern eine von dem hervorragendsten Daumier-Kenner und-Sammler nach bestimmten Grundsätzen besorgte Auswahl des vollständigen graphischen Daumier-Werkes. Und eine Auswahl, die auch bei der Wiedergabe ihrer Vorlagen sachverständig und sinngemäß bis auf die ganz und gar nicht gleichgültige Papierwahl verfährt. Auf diesen letzteren Umstand ist besonderes Gewicht zu legen, denn allein durch ihn wird aus einem angenehm unterhaltenden Bilderbuch ein wissenschaftlich brauchbares Bilderwerk, das das Original soweit als möglich ersetzt. Von den rund 900 Holzschnitten, zu denen Daumier die Zeichnungen lieferte (der erste ist im November 1833 veröffentlicht worden), sind etwa die Hälfte, und zwar in Originalgröße, wiederholt worden. ● Die Einleitung, die Eduard Fuchs seinem Daumier-Werk voranschickt, hat nicht den Ehrgeiz einer großangelegten Einführung in das Leben und das Werk des Künstlers. Sie begnügt sich damit, die Gesichtspunkte anzudeuten, aus denen der Verfasser von seinem Standpunkt, dem des historischen Materialismus, Daumiers geschichtliche Größe als die eines der künstlerischen Höhepunkte der bürgerlichen Ideologie erkannt wissen will. Ausführlicher behandelt die Einleitung die Bedeutung der Bildvervielfältigungsver-

fahren und ihre Ausnutzung für das Buch als eine Erscheinung des jeweiligen Zeitbedürfnisses, die Abhängigkeit auch der Reproduktionstechniken von der Art des Kunstempfindens einer bestimmten Kulturepoche. Was der Herr Verfasser in diesem Zusammenhange mit besonderer Beziehung auf die Entwicklung des Holzschnittes und Steindruckes im 19. Jahrhundert erörtert, wird auch denen, die nicht bedingungslos seine Meinung teilen möchten, trotzdem die wertvollsten Anregungen geben können. Die Fragen, die hier für die Stellung des Buches als Kulturelement und Kulturträger aufgeworfen werden, sind so wichtig, daß ihre Beantwortung keinem Freunde der Buchgeschichte gleichgültig sein kann. Um so weniger, als ihre Lösung zu anderen Fragestellungen weiterleitet, die sich aus Betrachtungen der Buchgestaltung ergeben, Betrachtungen, die bei eingehenderen buchgeschichtlichen Untersuchungen häufig angestellt werden müssen, um die Bedingungen genauer erklären zu können, unter denen sich die Buchverkörperung eines Werkes vollzog. ● Daumier, der analysierende Psychologe, war alles andere als ein Illustrator im landläufigen Sinne. Weshalb es auch von nur geringer Bedeutung ist, daß die Bücher, die er mit Holzschnittbildern schmückte (sie werden in ihrem Hauptbestande von Eduard Fuchs verzeichnet), nicht gerade hervorragende Erzeugnisse des Schrifttums waren, so daß ihr Inhalt, der Untergrund von Daumiers Schöpfungen, jetzt schon sehr verblaßt ist. Zwar trug sich auch Daumier mit großen Illustrationsplänen, deren Nichtausführung wir bedauern müssen. Er wollte Buchbilder für Michelets Revolutionsgeschichte und für den Don Quixote zeichnen. Vor allem aber wäre er, der große Seelenkenner, in dessen Munde sein stolzes Selbstbekenntnis: ‚Je suis de mon temps‘! eine überaus grausame Wahrheit, für ihn und für die anderen, hatte, der einzige gewesen, der Balzacs Comédie humaine hätte illustrieren können. Daß sich ihm hierzu nicht

der Anreiz der Gelegenheit bot, daß er zu der bei Houssiaux-Paris 1853—1855 in 20 Bänden, vorher 1842—1848 in 17 Bänden, erschienenen Ausgabe von Balzacs Oeuvres nur wenige Bilder beisteuern durfte oder wollte, die nicht einmal zu seinen glänzendsten Schöpfungen gehören, müssen wir immer wieder bedauern, wenn wir uns bei den anderen Daumier-Holzschnitten, die nicht selten wie die Paraphrase eines Balzacschen Themas wirken, vergegenwärtigen, wie ein Daumier diese seiner als Illustrator würdige Aufgabe gelöst haben könnte. Balzac begann das bürgerliche Epos, das Epos des Geldes, in dem als dessen Held der durch Daumiers Griffel in den Namen Robert Macaire gebannte Industrieritter erscheint. Der Industrieritter als Nachfolger der abenteuernden Glücksritter vergangener Jahrhunderte, jener Glücksritter, deren Art und Ziele sich immer mehr vom Erhabenen zum Gemeinen auf ihrem weiten Wege durch die Weltgeschichte gewandelt hatten, auf dem sie aus Ruhm- zu Rühmchenensucher geworden waren. Damit ist auch gesagt, weshalb Daumiers Don Quixote-Illustrationen noch deutlicher als die von ihm hinterlassenen Illustrationen-Fragmente gezeigt haben würden, daß er an einem Wendepunkt des Buchbildes die neue Richtung wies, die (für das stoffliche) ihre ersten Andeutungen in den von Dickens beeinflußten englischen Illustratoren hatte. Nicht allein das ästhetische, auch das psychologische und soziologische Element in den Buchbildern Daumiers macht ihn zu einen Klassiker der Illustration, der mit dem Inhalt seiner Zeichnungen zur Weltliteratur gehört, wenn anders auch das Bild wie die Schrift ein menschliches Verständigungsmittel durch Vervielfältigungen von in Begriffe gekleideten Gedanken ist. Daumiers Bilder, deren karrikaturistische Überhöhungen aus dem künstlerischen Gesichtswinkel verstanden werden wollen, reden in den Büchern eine neue, noch nicht gehörte Sprache. Man braucht nur die Art der Auffassung die etwa den berühmten Kupfern des

18. Jahrhunderts zugrunde lag, mit den Lösungen zu vergleichen, die Daumier für die Aufgaben fand, die ihm eine Buchillustration stellte, um zu verstehen, daß der erbarmungslose Menschenkenner Daumier der bildlichen Buchgestaltung neue Wege weisen wollte, auch in denjenigen Buchformen, die das Bild selbständiger brauchten und später in den Bildergeschichten von Wilhelm Busch aus dem Bilderbuch ein Literaturwerk machten. Allerdings, gerade die zeichnerisch-gedanklich ausgereiftesten Zeichnungen Daumiers sind von der Zensur unterdrückt worden und sein Zeichenstift teilte darin das Schicksal der berühmten Schreibfedern seiner Zeit. Aber das, was er aussprechen durfte und meist in seinen Spottbildern zur Tagesgeschichte gesagt hat, schloß sich doch aus vielen Einzelblättern zu einem Gesamtwerk von außerordentlicher Bedeutung für die Geistesgeschichte zusammen, dessen Inhalt man nur verstehen kann, wenn man es in seiner Vollständigkeit würdigt. Und dazu bietet jetzt das Fuchssche Daumier-Werk die Gelegenheit, das schon in seinem ersten Bande vieles, bisher nur wenigen Sammlern genauer bekannt Gewordenes in bequemer Weise allgemein zugänglich macht.

Mittelalterliche Bibliothekskataloge. Herausgegeben von der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin... Österreich, Band 1. Niederösterreich. Bearbeitet von Theodor Gottlieb. Wien: Holzhausen 1915. 4⁰.

Mittelalterliche Bibliothekskataloge. Deutschland und die Schweiz. Herausgegeben von der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Band 1. Die Bistümer Konstanz und Chur. Bearbeitet von Paul Lehmann. München, C. H. Beck: 1918. 4⁰.

Die Büchersammlung eines evangelischen Predigers aus dem Jahre 1542. Von Prof. Gerhard Ficker in Kiel. Preetz

1918: Hansen. 85 S. 8⁰. (Aus: Schriften des Vereins für Schleswig-holsteinische Kirchengeschichte. Beiträge und Mitteilungen. Band 7, Heft 1.)

Deutsche Klosterbibliotheken. Von Dr. Kl[emens] Löffler. Köln: Bachem in Kommission: 1918. 72 S. 8⁰. (Görres Gesellschaft. Vereinsschrift 1918, 1.)

Neue Erwerbungen der Handschriftenabteilung. II. Die Schenkung Sir Max Waechters 1912. Berlin, Weidmann: 1917. VI, 164 S. 8⁰. ● (Mitteilungen aus der Kgl. Bibliothek Berlin. III. Neue Erwerbungen der Handschriftenabteilung.)

Zum 5. März 1917. Übersicht der literarischen Tätigkeit von Woldemar Freiherrn von Biedermann. An dessen 100 Geburtstage seiner Familie, seinen Freunden und Verehrern dargeboten. Aus dem Familien-Archive der Reichsfreiherren von Biedermann. Zweites Beiheft. Als Handschrift für die Familie. (Druck von Hesse & Becker in Leipzig: 1917) 2 Bl. 27 S. 4⁰.

Germanistenbriefe von und an (Heinrich) Hoffmann von Fallersleben. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Fritz Behrend. Berlin: Literaturarchiv-Gesellschaft 1917. 68 S. 8⁰ ● (Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin. Neue Folge. 14.)

Verzeichnis der von Hofrat Dr. Richard Maria Werner, Professor, Lemberg, hinterlassenen Friedrich Hebbel-Sammlung nebst einigen Zusätzen herausgegeben von Friedrich Meyer. Leipzig: (Meyer) 1917. 82 S. 8⁰.

Verzeichnis der Gustav Adolf-Sammlung mit besonderer Rücksicht auf die Schlacht am 6/16 November 1632. Von Oskar Planer, Lützen. Leipzig: Haessel 1916. 168 S. 8⁰.

Library of Congress. Catalogue of the John Boyd Tacher

Collection of incunabula. Compiled by Frederick W. Ashley. Washington: Government Printing Office 1915. 329 S. 4⁰.

Catalogue des manuscrits et livres rares hébraïques de la bibliothèque du Talmud Tora de Livourne. Par Carlo Bernheimer, Dr. phil. Avec 20 Facsim. Livourne: Communauté (1915). IX, 246 S. 4⁰ (und Facsim. 2⁰).

Mátyás Király könyvtára. Irta Gulyás Pál. Budapest: Franklin-Társulat 1916. (P. Gulyás, König Matthias' Bibliothek.) 68 S. 8⁰.

Catalogue of the (Richard Copley) Christie collection comprising the books and ms. bequeathed to the Library of the University Manchester by the Late Richard Copley Christie. Compiled under the direction of Charles W. E. Leigh. Manchester: University Press 1915. XIII, 535 S. 4⁰ (University of Manchester Publications No. 90).

Cornell University Library. Catalogue of the Petrarch Collection bequeathed by Willard Fiske. Compiled by Mary Fowler. Oxford: University Press 1916. XVIII, 547 S. 4⁰.

Fitzwilliam Museum. McClean Bequest. Catalogue of the early printed books bequeathed to the Museum by Frank McClean. By C. E. Sayle. Cambridge: University Press 1916. XX, 173 S. 4⁰.

Ernest Labadie. Bibliographie gasconne et languedocienne. Catalogue d'une collection de plus de cinq cents ouvrages en patois gascon et languedocien faisant partie de la bibliothèque de l'auteur avec 19 facs. Préface de Édouard Bourciez, Prof. Bordeaux 1916: Cadoret. XIV, 82 S. 8⁰.

Répertoire des catalognes du Musée du Louvre (1793—1917) suivi de la liste des disecteurs et conservateurs du Musée.

Par J[ean] J. Marquet de Vasselot. Paris Hachette: 1917. XV, 174 S. 8⁰. (Publication de la Société française de bibliographie.)

Kunstwerke und Bücher am Markte. Auktion — Fälschungen — Preise und was sie lehren. Mit Anführung wichtiger Literatur über Kunstgewerbe, Malerei, Graphische Künste ... Ein Buch für Kunst- und Bücherfreunde, Sammler und Händler von Guenther Koch. Mit 34 Kunstbeilagen und 4 Abbildungen. Eßlingen a. N., Neff: 1915. XIX, 356 S. 4⁰ (8⁰). ● Das Büchersammelwesen ist in diesem großangelegten Werke in unzureichender Weise behandelt, es werden nur einige mehr zufällige Beispiele für einige Sammelgebiete gegeben. Dagegen bietet es in seinen allgemeinen Ausführungen häufig auch für den Büchersammler Bemerkens- oder Wissenswertes und kann, besonders für die Beurteilung des Händlerstandpunktes, gut über den Kunstmarkt und seine gegenwärtigen Verhältnisse unterrichten.

Die Fälschung von Sammlungsobjekten und die strafrechtliche Bekämpfung derselben. Von Dr. Jakob Diggelmann. Zürich, Orell Füßli: 1916. VI, 179 S. 8⁰.

Table des pièces de théâtre, décrites dans le catalogue de la bibliothèque de M. de Soleinne. Par Charles Brunet. Publ. par Henri de Rothschild. Paris: Morgand, 1914. 491 S. 8⁰.

Indice para facilitar el manejo y consulta de los Catálogos de Salvá y Heredia reunidos por Gabriel Molina Navarro. Madrid, Libreria de los Bibliofilos Españoles: 1913. 162 S. 4⁰. ● Die beiden Handlisten sind für die Benutzung der vielgebrauchten Katalogwerke, denen sie sich anschließen, willkommene Hilfsmittel. Allerdings ist die synoptische Titelübersicht des Indice von Navarro, soweit nichtspanische Titel angeführt werden, etwas unsorgfältig gedruckt worden.

List of catalogues of English book sales 1676—1900 now in the British Museum. London, British Museum: 1915. XV, 523 S. 8°. ● Diese Veröffentlichung des British Museums, deren Vorrede George Frederick Barwick zeichnete, ist ein bibliographisches Hilfsmittel, wie es für Deutschland leider immer noch fehlt. Sind doch die alten Buchhändlerpreislisten für die Bestimmung eines Exemplars oder die Feststellung eines verschollenen Exemplars oder die Berichtigung bibliographischer Irrtümer häufig die einzigen Unterlagen. Allerdings hat der englische Altbüchermarkt seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts den erheblichen Vorteil, daß fast alle großen Büchereiversteigerungen in London, und zwar bei wenigen, teilweise noch heute bestehenden, Firmen stattgefunden haben. Ein jetzt recht seltener Vorläufer der British Museum Liste ist der kleine Privatdruck: „A List of the Original Catalogues of the Principal Libraries which have been sold by auction by — Mr. Samuel Baker, from 1774; Messrs. Baker and G. Leigh, from 1774 to 1777; Mr. George Leigh 1778; Messrs. Leigh and Sotheby, from 1780 to 1800; Messrs. Leigh, Sotheby and Son, from 1800 to 1803; Messrs. Leigh and L. Sotheby, from 1804 to 1816; and Mr. Sotheby, from 1816 to 1828. The whole forming a series of one hundred and fifty-six volumes in quarto, with prices and purchasers' names. London: 1828." 8°. Die hier beschriebene, bis 1860 fortgeführte, Sammlung von Auktionskatalogen der berühmten, seitdem noch wiederholt geänderten, Firma, befindet sich jetzt im British Museum. Eine ähnliche Sammlung, die 1831 zur Versteigerung kam, erbrachte mit 320 Losen £ 268 8 s: „Sale Catalogue of the Bibliographical and other Collections of Eminent Literary Men; forming a most interesting and curious series of Sale and privately Printed Catalogues of Literary Property, from the commencement of the last century to the present time. Sold by Messrs. Sotheby and Son. July 27, 1831".

8⁰. Eine in 36 Bänden gebundene Reihe von „Catalogues of Books sold by auction by Messrs. Leigh and Sotheby and S. Sotheby and Son, from 1799 to 1831" wurde im Juli 1831 von Messrs. Sotheby and Son für £ 19 19 s. versteigert, eine in 36 Bände gebundene beinahe vollständige Reihe der Evansschen Auktionskataloge von 1812 bis 1831, 178 Stück umfassend, für £ 39 18 s. Auch die von der letzterwähnten Auktionsfirma benutzten Handexemplare ihrer Kataloge befinden sich jetzt im British Museum, das für englische Bücherverkäufe über den umfangreichsten Katalogapparat verfügen dürfte. Die hervorragendste Sammlung älterer Verzeichnisse des Altbuchhandels, die sich über alle Länder erstreckt, dürfte wohl die des bekannten Pariser Bibliographen Seymour de Ricci sein, dem sie für seine Untersuchungen schon wiederholt die besten Dienste leistete.

Die kirchlichen Büchergesetze. Von Dr. Nikolaus Hilling, Prof. Bonn, Haustein: 1916. 58 S. 8⁰. (Quellensammlung für das geltende Kirchenrecht. Heft 5.)

Papierprüfung. Eine Anleitung zum Untersuchen von Papier. Von Wilhelm Herzberg, Professor. Mit 98 Textfiguren und 32 Tafeln. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Springer: 1915. XII, 276 S. 8⁰. ● Das grundlegende Hauptwerk über Papierprüfung gibt auch dem Büchersammler in mancherlei Fragen, die für alte oder neue Buchpapiere eingehendere Proben erforderlich machen, wichtige Auskünfte.

Handbuch für Kupferstichsammlungen. Vorschläge zu deren Anlage und Führung. Von Hans W[olfgang] Singer. Mit 18 Textabbildungen und 3 Einschalttafeln. Leipzig, Hiersemann: 1916. 272 S. 8⁰. (Hiersemanns Handbücher. Band 9.)

Axel Tallberg, Om etsningar och andra konstblad. En

hjaelpreda för Konstälskare og gravyrsamlare. Stockholm, Svea: [1917] 68 S. 4°.

Max J. Friedländer. Der Holzschnitt. Mit 93 Abbildungen und 2 Tafeln. Berlin, G. Reimer: 1917 IV, 229 S. 8°. (Handbücher der Königlichen Museen zu Berlin. 16.)

Ludwig Burchard. Die holländischen Radierer vor Rembrandt. Mit beschreibenden Verzeichnissen und biographischen Übersichten. 2. durch 12 Tafeln und 1 alphabetisches Register vermehrte Ausgabe. Berlin, P. Cassirer: 1917. 183 S. 4°.

Giovanni-Battista Piranesi. Essai de catalogue raisonné de son oeuvre par Henri Focillon. Paris, Renouard: 1918. 74 S. 4°.

Die Apokalype. Älteste Blockbuchausgabe in Lichtdrucknachbildung. 50 Tafeln nebst 4 Tafeln aus 2 späteren Ausgaben und 5 Abbildungen im Text. Herausgegeben von Paul Kristeller. Berlin, B. Cassirer: 1916. 55 S. 54 Tafeln. 2°.

Dreißig Neujahrswünsche des fünfzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Paul Heitz. Straßburg, Heitz: 1917. 15 S. 30 Tafeln 8°.

A Catalogue of Japanese & Chinese woodcuts preserved in the Sub-Department of Oriental prints and drawings in the British Museum. By Laurence Binyon. (London), British Museum [etc.]: 1916. LII, 605 S. 4°.

Leibnizens Bildnisse. Von Hans Graevent. Vervollständigt und herausgegeben von Carl Schuchhardt. Mit 24 Tafeln. Berlin, Akademie der Wissenschaften; G. Reimer in Kommission: 1916. 79 S. 4°. (Abhandlungen der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Philos.-hist. Kl. Jahrgang 1916, Nr. 3.)

Winckelmann und seine Bildnisse. Vortrag gehalten 1917

von Hermann Thiersch. Mit 5 Abbild. München, C. H. Beck: 1918. IV. 59 S. 8°. (Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft, Heft 5.)

Aus dem Schillermuseum. Bildnisse Schillers, seiner Eltern, Geschwister und Kinder. Herausgegeben von Otto Günther. Stuttgart und Berlin, Cotta: 1916. 18 S., 20 Tafeln 4°. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins. Band 8.)

Die manuellen graphischen Techniken. Zeichnung, Lithographie, Holzschnitt, Kupferstich und Radierung, sowie die verwandten graphischen Verfahren des Hoch-, Flach- und Tiefdruckes. Herausgegeben von Walter Ziegler. Mit Abbildungen. Halle a. S., Knapp: 1912—17. II Bände 8°. (1. Die Schwarz-Weißkunst. Erweiterte 2. Auflage des Werkes: „Die Techniken des Tiefdruckes". 1912. 2. Die manuelle Farbengraphik. 1917.) • Die eingehendere Kenntnis der Anwendungsmöglichkeiten aller hauptsächlichen Bilddruckhandverfahren ist auch für den Büchersammler durchaus nötig, wenn er bei bibliographischen Beschreibungen, Feststellungen und Untersuchungen sich nicht irren will und außer den Selbsttäuschungen auch die Täuschungen durch andere vermeiden möchte. Er wird sich eine solche Kenntnis am besten durch einen Einblick in die Praxis zu verschaffen suchen, ohne den ihm auch gute theoretische Darstellungen vielfach schwer verständlich sein dürften. Dazu gibt das vortreffliche Zieglersche Werk eine gute Einführung. Daß besonders der Buchkunstliebhaber, möge er nur Sammler sein oder sich selbst als Veranstalter schöner Ausgaben versuchen, auch hier der nötigen Sachkunde nicht entraten kann, lehren am besten manche Voranzeigen „moderner Luxuspublikationen", die mit keinem Erfolg rechnen könnten, wenn sie anzunehmen hätten, daß der erlesene Kennerkreis, an den sie sich mit schwungvollen Worten wenden, in der Tat etwas von den angepriesenen Dingen verstände.

Johann Heinrich Schulze. Der Lebenslauf des Erfinders des ersten photographischen Verfahrens und des Begründers der Geschichte der Medizin von Hofrat Dr. J. M. Eder. Wien: 1917. K. K. Graphische Lehr- und Versuchsanstalt. Kommissionsverlag R. Lechner-Wien, Wilhelm Knapp-Halle. 8, 79 S. 4 Tafeln 4°.

Die Daguerreotypie in Hamburg 1839—1860. Ein Beitrag zur Geschichte der Photographie. Von Professor Wilhelm Weimar. Mit 101 Abbildungen auf 49 Tafeln und 4 Textbildern. Hamburg, Meißner in Kommission: 1915. 81 S. 49 Tafeln. 4°. ● Diese Veröffentlichung des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe (Jahrbuch der Hamburger Wissenschaftlichen Anstalten 32. 1914. Beiheft 1), die auch manches ikonographisch wichtige Material enthält (Bildnisse Alexander von Humboldts, Saphirs, Otto Speckters, Peter von Cornelius', Christian Rauchs und andere noch) gewinnt ihren besonderen Wert für die Bücherkunde aus der ästhetischen und technischen Bedeutung, die die Anfänge der Photographie für das Bild im Buche haben. Denn bereits vor der Erfindung der photomechanischen Reproduktionsverfahren hat das Lichtbild auf dem Umwege über den Steindruck in mannigfacher Beziehung auf das Buchbild Einflüsse geübt, wie ja überhaupt die frühen „Operateure" des Photographieapparates vielfach aus den Berufen der Bildnismalerei, des Bildnissteindruckes und -stiches herkamen, was nicht unwesentlich für die Ausgestaltung der Lichtbildkunst wurde, die erst in späteren Jahrzehnten mit der leichteren Handhabung ihrer Werkzeuge der Verflachung verfiel. Wechselwirkungen, die auch für das Buchbild eine genauere Untersuchung verdienten, besonders für das Buchbild der Übergangszeit, in der der neuaufblühende Holzschnitt neben dem ganz gewerbsmäßigen Stahlstich steht, während die neuentdeckten Bild-

wiedergabeverfahren sich langsam einführen. Als ein Hauptvertreter jener Übergangszeit erscheint in dem angezeigten Werke der berühmte Hamburger Meister der Daguerreotypie Hermann Biow, der 1847 ein groß angelegtes Album von Bildnissen hervorragender Persönlichkeiten plante, von dem aber nur ein im Verhältnis zu seinen Vorlagen sehr minderwertiges, den Mitgliedern der Nationalversammlung gewidmetes Bildertafelwerk 1849 in Frankfurt am Main ausgegeben wurde: „Die Männer des deutschen Volkes besonders nach Biows Lichtbildern auf Stein gezeichnet von Schertle und Hickmann." ● Da die jetzt als Sammlungsstücke sehr geschätzten Daguerreotypien bekanntlich Unica sind, sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ihre Haltbarkeit, die notwendige Pflege vorausgesetzt, durchaus nicht, wie meistens angenommen wird, gering ist. Vor allem bedürfen die Daguerreotypien ihres Glasschutzes. Wenn dieser fehlt und wenn sie womöglich abgerieben, abgestaubt oder sonst abgewischt werden, geht mit der dünnen Silberschicht, die der Träger des Bildes ist, auch dieses verloren oder wird doch in seinen Feinheiten zerstört.

Svenska bokband under nyare tiden. Bidrag till svensk bokbinderihistoria. En serie afbildningar af konstnärliga bokband samlade och beskrifna af Johannes Rudbeck. 1—3. Stockholm, Hasse: 1912—14. 4°. (1°: 1521—1718. 1912. 2°: 1718—1809. 1913. 3°: 1809—1880. 1914.)

Svenska Kungliga och Furstliga Bokägaremärken inklusive Dedikations- och Donationsexlibris. Med över 900 Avbildningar. Samlade och beskrivna av Arthur Sjögren. Med ett Förord av Johannes Rudbeck. Stockholm (Lagerström): 1915. 4, CLII, 360 S. 2°. ● Die beiden Werke bilden zusammen die grundlegende Geschichte der Einbandkunst in Schweden. Das erstgenannte, eine Veröffentlichung der schwedischen Buchkunstgesellschaft, erläutert an

ausgewählten Beispielen von in vortrefflicher Wiedergabe abgebildeten und vorzüglich beschriebenen Prachtbänden die Entwicklung des Kunsteinbandes in Schweden, deren Zusammenhänge mit der Einbandgeschichte überhaupt die Einleitungen behandeln. Es ist dem Bücherforscher und dem Einbandliebhaber ein gleich unentbehrliches Handbuch und Nachschlagewerk. Das andere, in noch reicherer Ausstattung, die für die beigegebenen Bildtafeln auch den Buntdruck verwertet, ist auf seinem enger beschränkten Gebiete wohl von erschöpfender Vollständigkeit. Da für den Sammler die Zuweisung alter Bände, die durch Buchstabenverschlingungen, Wappenaufdruck usw. auf einen bemerkenswerten Vorbesitz weisen, bei dem Mangel an ausreichenden Hilfsmitteln, nicht leicht ist, darf das Verdienst dieser Monographie, die wenigstens einen Teil der Supralibros-Einbände genau übersehen läßt, das Verdienst, die erste größere allgemeine wissenschaftliche Arbeit über Besitzerzeichen auf Bucheinbänden zu sein (denn die früheren ausschließlich einem solchen Spezialthema gewidmeten Arbeiten sind entweder nur Einzeluntersuchungen oder allzuwenig zuverlässig) auch außerhalb Schwedens dankbar anerkannt werden.

Die Kunst des Entwerfens für zeichnende Buchbinder. Von Paul Adam, Düsseldorf. Mit 192 Abbildungen. Halle, Knapp: 1917. VI, 119 S. 8⁰. (Adam: Lehrbücher der Buchbinderei. Heft 9.) ● Das anregende Werk wird durch seine auf eingehenden Studien beruhenden Erörterungen auch älterer Einbandverzierungen und -zeichnungen der Einbandforschung manchen nützlichen Dienst leisten können.

Ex-Libris tegnede af Th. Bindesboll. Udgivne af Anker Kyster. Holstebro, Niels P. Thomsen: 1917. 76 S. 8⁰.

Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Fortgesetzt von Walter Robert-tornow, Konrad Weidling und Eduard

Ippel. Sechsundzwanzigste Auflage neu bearbeitet von Bogdan Krieger. Berlin, Haude & Spener: 1918 XXXVI, 722 S. 8⁰.

Early American Poetry 1610—1820. A list of works in the New York Public Library. Compiled by John C. Frank. New York 1917: Public Library. 58 S. 8⁰. (Abdruck aus: Bulletin of ther New York Public Library. August 1917.)

Einführung in die Papyruskunde. Von Wilhelm Schubart. Berlin, Weidmann: 1918: VI, 508 S. 8⁰.

Fifteenth Century English Books. A bibliography of books and documents printed in England and of books for the English market printed abroad. By E[dward] Gordon Duff. Oxford, University Press: 1917. IX, 136 S. 4⁰. (Illustrated Monographs issued by the Bibliographical Society No. 18.)

A Gazetteer of Hebrew printing. By Elkan Nathan Adler. London, Grafton: 1917. 23 S. 8⁰.

Willem Janszoon Blaeu 1571—1638. A sketch of his life and work with an especial reference to his large World Map of 1605. . . . By Edward Luther Stevenson. 18 sheets with key plate. New York (Hispanic Society of America): 1914. 8⁰. Atlas 2⁰. (Publications of the Hispanic Society of America No. 85.)

Gàrdonyi Albert: Magyarországi Könyvnyomdászat és könivkeres kedelem a 18. században. Küdónös tekintettel Budára és Pestre. Budapest, Lantos: 1917. 61 S. 8⁰. (Könyvtári Füzetek Sz. 2.) (Der ungarische Buchdruck und Buchhandel im 18. Jahrhundert.)

Kungl. Svenska Vetenskaps akademiens skrifter 1826—1917. Register upprättadt af Elof Colliander. Stockholm (Uppsala 1917): Almquist & Wiksell. XXIV S., 688 Sp. 8⁰.



MITTEILUNGEN UND NACHRICHTEN

Samuel Pepys M. A., F. R. S., Clerk of the Acts und Secretary to the Admiralty (1632—1703), bei Lebzeiten als gelehrter und verdienter Beamter geschätzt, nach seinem Tode außer in seinem früheren Amtsbereiche, dem der Admiralität, vergessen, wurde 1825 durch die Veröffentlichung seines stenographierten Tagebuches über neun von seinen siebzig Lebensjahren (1660—69) mit einemmale berühmt. Biographen und Historiker erzählten sein Leben und würdigten seine Leistungen, seine Person wurde zu einer fast populären Gestalt des alten London. Das Diary, das Pepys führte, ist allerdings ganz vollständig noch nicht gedruckt worden und auch die Entzifferung läßt nachträgliche Textverbesserungen nicht ausgeschlossen erscheinen. Die erste Ausgabe veröffentlichte nur ungefähr die Hälfte der Handschrift (Memoirs of Samuel Pepys, . . . Comprising his Diary from 1659 to 1669, deciphered by the Rev. John Smith . . . from the original shorthand MS. . . . and a selection from his Private Correspondence. Edited by Richard Lord Braybrooke. London, Colburn: 1825. 4⁰. 2 Bände mit 14 Stichen). Lord Braybrooke vermehrte seine verschiedenen Ausgaben nicht wesentlich. Der Rev. Minors Bright gab dann später eine vollständigere Ausgabe, indessen fehlte auch in dieser noch immer ein Fünftel des in der Handschrift enthaltenen, von ihm aber aus der Kurzschrift ganz übertragenen Textes. Erst die von Mr. Wheatley besorgte zehnbändige Ausgabe wurde annähernd vollständig, in ihr sind nur einige Stellen der Handschrift weggelassen, wobei die Unterdrückungen gekennzeichnet wurden. (The Diary of Samuel Pepys.

Transcribed from the shorthand manuscript in the Pepysian Library, Cambridge, by the Rev. Mynors Bright. With Lord Braybrookes Notes, edited with additions by Henry B. Wheatley. London, Bell: 1893—99. 8°.) Das Original des Diary kam 1703 mit der Büchersammlung des Samuel Pepys als Vermächtnis an seine Erben und Testamentsvollstrecker, William Hewer und John Jackson, und nach des letzteren Tod (März 1722 [23]) gemäß dem Willen des berühmten Tagebuchschreibers an das Magdalene College in Cambridge. Dort ist diese Sammlung seit 1724 auch in der Aufstellung ebenso erhalten wie im Besitz ihres Begründers, der das durch besondere Bestimmungen angeordnet hatte, weil er auf sie viel bibliothekarischen Eigen- und Scharfsinn gewendet hatte. Ihre fast dreitausend Bände enthalten Kostbarkeiten und Seltenheiten verschiedenster Art: altenglische Drucke, unter ihnen ein halbes Dutzend Caxtons, altenglische Bühnendichtungen, die von Selden und Pepys angelegte Balladensammlung in achtzehnhundert Einblattdrucken, eine Griffelkunstblättersammlung, die Ansichten, Bildnisse usw. umfaßt, eine Kartensammlung, Bücher und Papiere, die der Schreibkunst, der Kalligraphie und der Tachygraphie gewidmet sind, endlich 235 Handschriften mit der des „Diary", dem Briefwechsel und den Urkunden, die das Archiv des Clerk of the acts und Secretary to the Admiralty gebildet hatten. Ein ausführliches, beschreibendes Verzeichnis der Büchersammlung Pepys ist nach langer Vorbereitung nun so weit gefördert, das seine ersten Teile („Sea" MSS. bearbeitet von J. R. Tanner, Early Printed Books to 1558, bearbeitet von E. Gordon Duff) 1914 ausgegeben werden konnten. Dieser Anfang eines „Descriptive Catalogue of the Library of Samuel Pepys" (London: Sidgwick & Jackson) wird seine Fortsetzung in der Bearbeitung der Mediaeval MSS. durch M. R. James, der Musical Books and MSS. durch W. Barclay Squire, der Books on Shorthand durch John O'Donnell finden und der

fertige Katalog wird nicht nur ein Ergänzungswerk des Diary sein, sondern auch ein ebenso für die Bibliographie wie für die Bibliophilie nützliches Quellenwerk.

Wer war Friedrich Radewell? Eine vollkommen befriedigende Antwort auf diese Frage kann zwar auch ich nicht geben. Aber daß ein Mensch namens Friedrich Radewell wirklich gelebt hat und dieser Name keinesfalls ein Pseudonym für den jungdeutschen Ästhetiker Ludolf Wienbarg war, läßt sich unschwer erweisen.

Das bevorstehende Erscheinen des „Tyll Eulenspiegel" kündigte Karl Gutzkows Zeitschrift „Telegraph für Deutschland" in Nr. 94 ihres Jahrgangs 1838 mit den Worten an, daß ein „aristophanisches Lustspiel mit vielen höchst geistreichen Anspielungen von einem jüngern Dichter", der sich Friedrich Kyau nenne, unter der Presse sei. Unter diesem Pseudonym brachte dann das ebenfalls von Gutzkow herausgegebene „Jahrbuch der Literatur" ein Fragment der Komödie unter dem Titel „Die theologischen Wirren" mit der schon im vorigen Heft dieser Zeitschrift wiedergegebenen Fußnote.

Der „Telegraph" von 1839 löste schon in Nr. 16 das Pseudonym auf. Diese Nummer enthält einen Beitrag von Friedrich Radewell, „Gedanken", die „eine neue alle bisherigen organisch in sich aufnehmende Form des Dramas" als „die dringendste Forderung der dramatischen Literatur" bezeichneten. Posse, Lustspiel, Schauspiel, Tragödie, Melodrama, Vaudeville, Oper, Ballett, Oratorium, alle diese Formen müßten in einer absoluten Kunstform verwachsen, und diese Kunstform sei „die Tragikomödie mit Musik, Deklamation und Orchestik". Solch ausschweifenden Einfall hat Ludolf Wienbarg, der gewiß um kühne Gedankengirandolen nicht verlegen war, nie gehabt. Die Redaktion des „Telegraph" bemerkt dazu: „Herr Radewell ist derselbe junge Autor, der unter dem Namen Fr. Kyau im „Jahrbuch der Literatur"

die originelle, leider nur zu sehr durch Druckfehler entstellte lateinische Disputation zur Persiflage der theologischen Wirren geschrieben hat. Sein Tyll Eulenspiegel wird im Buchhandel zu haben sein".

Das Werk scheint erst im Laufe des Jahres 1840 erschienen zu sein; im „Telegraph" für 1841 fand es in Nr. 25 f. eine ausführliche Würdigung von C. (wahrscheinlich Moritz Carriere). Im nächsten Jahrgang der Gutzkowschen Zeitschrift tritt Radewell wieder selbst als Mitarbeiter auf. Er berichtet über die Aufführung des „Christoph Columbus" von Karl Werder im Opernhause zu Berlin ziemlich ausführlich und verspricht einen noch „gründlicheren und motivierteren Bericht" für später, der aber nicht erschien. Zweifellos war Radewell Augenzeuge der Aufführung, und er dürfte in Berlin Theodor Mundt kennen gelernt haben, dessen eben erschienenem Roman „Thomas Müntzer" er in den Nrn. 27—29 eine umfangreiche Besprechung widmet.

Wienbarg aber war weder damals noch später in Berlin; sein Besuch dort würde unzweifelhaft in der literarischen Presse irgendein Echo gefunden haben. Kommt hinzu, daß die Arbeiten von Radewell nicht im entferntesten das Gepräge des Wienbargschen Stils haben. Bei der ziemlich gereizten Stimmung zwischen Gutzkow, dem Herausgeber des „Telegraph", und Wienbarg kommt dieser als Mitarbeiter der Zeitschrift in jenen Jahren nicht in Frage; Gutzkow würde es sich auch schwerlich versagt haben, die Autorschaft Wienbargs am „Tyll Eulenspiegel" irgendwo auszuplaudern. Andrerseits würde er 1839 ebensowenig den Verfasser der Komödie als einen „jungen Autor" eingeführt haben.

Wie steht es aber mit den beiden Honorarquittungen Wienbargs, die sich im Hoffmann & Campeschen Verlagsarchiv für einen „Tyll Eulenspiegel" gefunden haben? Auch sie bergen kein Rätsel. Die unleserliche Jahreszahl dürfte als 1854 zu entziffern sein. Damals gab



Wienbarg unter dem Titel „Armin" eine „Wochenschrift für die reifere männliche Jugend" heraus, die ganz verschollen ist; näheres darüber findet sich in meinem Buche „Jungdeutscher Sturm und Drang" (Leipzig: 1911 S. 220 ff.). Die ersten sechs Nummern dieser Zeitschrift füllte er mit einem „Tyll Eulenspiegel. Eine neue Vorstellung von ihm". Wenn ihm Hoffmann & Campe dafür ein Honorar zahlte, so ergibt sich daraus, daß diese Firma der ungenannte Verleger der Zeitschrift war. Möglich ist aber auch, daß Wienbarg diesen seinen „Tyll Eulenspiegel" — nichts weiter als eine Bearbeitung des Volksbuches — selbständig herausgeben wollte, das Manuskript dann aber, von dem gezahlten Vorschuß befriedigt, nicht ablieferte, oder der Verleger es trotz des Honorars nicht druckte. Dann wäre auch der „Tyll Eulenspiegel" eine der vielen Schriften Wienbargs, die, vorschnell angekündigt, nie erschienen sind.

H. H. Houben.

Die französische Rückübersetzung von Schillers ‚Merkwürdigem Beispiel einer weiblichen Rache'. Schiller, der Goethe zur Übersetzung von ‚Rameaus Neffen, und damit zur Bekanntgabe eines Diderotschen Meisterwerkes veranlaßte, das in der Ursprache erst durch eine von de Saur und de Saint-Geniès besorgte Rückübersetzung des Goetheschen Textes (Le neveu de Rameau. Dialogue. Ouvrage posthume et inédit par Diderot. Paris, Delaunay: 1821. 262 S. 8°) in seiner Urfassung erst 1891 bekannt wurde (Diderot, Le neveu de Rameau. Satyre, publiée ... par Georges Monval.... Paris, Plon: 1891. XXXII, 232 (236) S. 8°) hatte auch selbst die deutsche teilweise Erstveröffentlichung einer anderen ausgezeichneten Diderotschen Schrift besorgt, die in ähnlicher Weise durch eine Rückübersetzung der Schillerschen Übertragung in die französische Literatur eingeführt worden ist. Allerdings kann die Bearbeitung der Erzählung, die Schiller als ‚Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache' dem ‚Jaques le Fataliste et son maître'

entlehnte, insofern nicht mit der Goetheschen verglichen werden, als diese einer verhältnismäßig guten Handschrift immerhin ziemlich getreu folgte, während Schiller, was vielleicht auch an seiner Vorlage lag, sich doch wohl erheblich mehr Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten zuschulden kommen ließ. Das darf nicht außer acht gelassen werden, wenn man die französische Rückübersetzung beurteilen will, die wohl im Sommer 1793 in zwei Ausgaben erschienen ist, von denen anscheinend die eine Nachdruck des anderen ist (worüber auch Remy de Gourmont in der Revue des livres anciens. Tome I, Paris: 1914, S. 226—227 berichtete). Die eine dieser beiden Ausgaben (von der nach Maurice Tourneux nur einviertel Dutzend Abzüge bekannt sein sollen) hat den Titel: Exemple singulier de la vengeance d'une femme. Conte moral. Ouvrage posthume de Diderot. Londres: 1793 und zählt 99 (100) Seiten. Der Titel der anderen Ausgabe ist (nach Remy de Gourmont): ‚Exemple singulier de la vengeance d'une femme. Traduction de l'allemand' par J. P. Doray-Longrais. A Paris, chez Desenne, Imprimeur-Libraire, maison de l'Égalité, nos. 1 et 2, 1793. Ob eine der beiden gut ausgestatteten Ausgaben ein Nachdruck der andern ist oder ob sie zwei im gleichen Jahre erschienenen Auflagen angehören, die der Übersetzer selbst veranstaltete, läßt sich schwer entscheiden. Man könnte ebensogut annehmen, daß die Ausgabe ohne Verfassernamen und mit dem versteckten Druckort ein Nachdruck sei, wie man vermuten könnte, daß der Erfolg der anonymen Übersetzung deren Verfasser und Verleger bestimmte, sich in der zweiten Auflage zu nennen. Über die Veranlassung des Werkes berichtet das

‚Avertissement'.

‚Ce Conte est de Diderot, et ne se trouve point imprimé dans ses oeuvres. Il a été truduit en allemand par M. Schiller, d'après le manuscrit en français que lui a confié M. le baron de Dalberg; et l'on



croit faire plaisir au public, en lui présentant ce Conte dans la langue où Diderot l'a écrit. L'intrigue en est bien liée, et offre des positions pittoresques, fruit naturel 'une imagination vive et brillante. Ce Conte a des beautés de détail, des peintures d'une vérité frappante; on y reconnait facilement le ton léger et la plume de son estimable auteur. Si le truducteur français ne s'ést pas trop écarté du style de Diderot, il le doit sans doute à l'exacte truduction de M. Schiller, dont les talents littéraires sont généralement estimés, et qui justifie pleinement ce que M. Hérissant a dit du progrés des lettres en Allemagne, dans ses Observations historiques sur la littérature allemande, réimprimées en 1781.

Ob in der Tat Diderots Text, dessen Bearbeitung durch Schiller L. Geiger im ‚Marbacher Schillerbuch' 1905 behandelt, und die französische Übersetzung der Schillerschen Übertragung einigermaßen ähnlich sind, lehrt ein Vergleich, den zu ziehen wenigstens einige hier mitgeteilte Auszüge gestatten werden.

Diderot	Dovay-Longrais
Cette femme vivait très retirée. Le marquis était un ancien ami de son mari; elle l'avait reçu et elle continuait de le recevoir. Si on lui pardonnait son goût efféminé pour la galanterie, c'était ce qu'on appelle un homme d'honneur.	Cette femme vivait très retirée. Le marquis avait été une ancienne connaissance de son défunt mari; elle lui avait, en ce temps-lá, donné accès chez elle, et ne lui ferma pas sa porte dans la suite. Le langage séduisant de la galanterie ne pouvait être que du goût d'un homme du monde.
Un jour, après dîner, elle dit au marquis: Mon ami, vous rêvez. Vous rêvez aussi, marquise. Il est vrai et même assez tristement. Qu'avez-vous? Rien.	Un jour, comme ils étaient sortis de table, elle commença de la sorte. Pourquoi êtes-vous aussi rêveur, marquis? Pourquoi l'êtes-vous, madame? Je ne nierai point le fait et j'ajouterai que je suis triste. Et pour quel sujet, je vous prie? Ce n'est rien.



Diderot	Dovay-Longrais
Ah! c'est de vous... Et avoir peur!... De quoi s'agit-il?	Ah! madame, ... vous appréhendez peut-être ... hum ... et qu'est ce que c'est donc?
Marquis, il s'agit ... Je suis désolée; je vais vous désoler et, tout bien considéré, il vaut mieux que je me taise.	Qu'est-ce que c'est? Oh! je suis malheureuse. et je pourrais vous rendre malheureux! ...
	Non, marquis, il vaut mieux que je me taise.
Non, mon amie, parlez ...	Parlez librement, mon coeur.

Randschriften, Widmungen sowie ähnliche handschriftliche Eintragungen in Büchern können, abgesehen von dem Abstammungswert, den sie dem Exemplar verleihen, im einzelnen geringfügig erscheinen, ohne es doch im größeren Zusammenhange zu sein. Deshalb sollen hier, auch nach ihrer Druckwiedergabe an entlegenerer Stelle, dergleichen Bucheintragungen regelmäßig gesammelt werden, wozu Beiträge aus dem Leserkreise sehr willkommen sein werden. —

In einem Exemplare der „Jamben" von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (Leipzig, bey Weydmanns Erben und Reich: 1784), das (nach der „Deutschen Dichterhalle", Jahrgang 1873: Leipzig, Seite 163) 1873 im Besitz des Referendars Friedrich Wilhelm Richter in Fredeburg war, befanden sich auf der letzten Seite die folgenden Verse in Gleims Handschrift:

An F. L. Grafen zu Stolberg.

Dem Jambendichter meinen Dank
Und Gruß. Er mag in Dythiramben, [!]
In Anapästen und in Jamben,
In Klaggesang und Rundgesang
Der Narren, und der Deuse Rotten
Mit seiner scharfen Geißel krank,
Nur nicht zu Tode spotten!



BERICHTIGUNGEN UND ERGÄNZUNGEN

(2.) Wie „verschollene Bücher" entstehen. Die Legende von den vielen im Laufe der Zeit ganz in Verlust geratenen Druckschriften ist ebenso wie das Thema von den als „Unicum" bezeichneten eine Abhandlung für sich.

Hier nur zwei Beispiele für ersteres.

Vor einigen Jahren ließ ein Literaturforscher die Erzählung von Sass, „Die rote Grete" durch das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken suchen, ein Buch, über das in einer Literaturgeschichte mit Angabe des Erscheinungsjahres ein Referat enthalten war, während es in den großen Bücher-Nachschlagewerken von Heinsius und Kayser nicht aufgeführt ist. Zufällig fand ich diese Erzählung in dem von Pröhle herausgegebenen „Norddeutschen Jahrbuch für 1847". Es handelte sich also gar nicht um ein selbständig erschienenes Buch.

Ich zweifle nicht, daß es mit manchen der vom erwähnten Institut bisher vergeblich gesuchten Büchern eine ähnliche Bewandtnis haben wird. — Hier noch ein anders geartetes und besonders charakteristisches Beispiel:

Eine angesehene Prager Buchhandlung zeigte vor kurzem an, daß sie die Restbestände von Carl Lempens; „Entlarvte Geschichtsfälschung oder Leben, Thaten und Reichsverrath des Preußenkönigs Friedrich II. genannt der Spitzbube Fritz". Prag: 1878. 150 Seiten stark, erworben habe. Mehrere Antiquariate boten dieses Buch daraufhin in Katalogen aus. Ein Buch mit solchem Titel existiert gar nicht. Der richtige Titel lautet: „Ein Schüler Voltaires. Geschichtliches Charakterbild nach Quellen dargestellt." Obendrein ist dieses Buch ohne Verfassernamen und ohne Jahreszahl erschienen. — Die Angaben (von „Carl Lempens" und „1878") mußten also in Klammern stehen. — Den falschen (fingierten!) Titel hatte sich anscheinend die Buchhandlung als wirkungsvolleren ausgedacht.

Daß dadurch eine Quelle von Fehlern und berechtigten Reklamationen entsteht, daran hat sie offenbar gar nicht gedacht. Ganz ausrotten lassen sich bei der heutigen und künftigen Benutzung von alten Antiquariats-Katalogen durch die Bibliographen die Folgen solcher Fehler niemals; also Vorsicht bei Auftauchen von unbekannten Büchertiteln. M. H.

ANFRAGEN UND ANTWORTEN.

(5) Ein Pastor Stein zu Rostock soll im Jahre 1639 ein ‚Specilegium poeticum' geschrieben haben, das ein ‚miraculum poeticum' enthält, wie es der Dichter nennt. Der Hexameter:

Pacem nunc tandem, Jova, det tua gratia nobis

ist siebenhundert und zweiundneunzigmale verändert worden, ohne daß in diesen 792 Versen die Prosodie verletzt oder ein Wort verändert worden ist. Ist das Werk gedruckt worden? Titel? Kollation?



ZEITSCHRIFTENSCHAU.

Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen. Årgång 5. Upsala: 1918.

Nummer 1. S. Carlsson: En stridsskrift af Berend von Melem mot Gustaf Vasa / L. Nielsen: Christian Pedersen og Bogtrykkarkunsten. Nogle boghistoriske Undersøgelser. / A. Kildal: Bergens offentlige Bibliotek.

Nummer 2. O. Walde: Om bokanteckningar som kallor och behofvet af provenienskataloger / J. L. Heiberg: Bobbio / T. Hannuas: Det eldste prentet av Petter Dass / Miscellanea: J. Collijn, Ett till Sverige nyförvärfvadt pergamentexemplar af Birgittas revelationer 1492; S. Wandel, En dansk Bog med Traesnit af den aeldre Lucas Cranach; A. Grape, Några handskriftsförvärf till Universitetsbiblioteket i Upsala / Recensioner / Från bok- och biblioteksvärlden.

Bogvennen. Et Aarsskrift udgivet af Forening for Boghaandvaerk. Kjøbenhavn: 1918.

F. Hendriksen: Fagsokolen for Boghaandvaerks første femogtyve aar / F. Hendriksen: Danske Bogkunstnere (Otto Haslund; Carl Thomsen) / E. Selmar: To Aktstykker til belysning af typografernes Lønforhold for hundrede aar siden / E. Nystrøm: Om Bogkunstens fremmei anden halvdel af XVIII aarhundrede / Forening for boghaandvaerk. Virksomhed og regnskab 1917—1918 / Fagskolen for boghaandvaerk. Beretning om femogtyvende skoleaar 1917—1918.

Könyvtári Szemle. 5 évfolyam. Budapest 1917. [Bibliothekenrundschau. 5. Jahrgang.]

Elsö Füzet [Erstes Heft]: André Leval, Farsangi katalógus. Un opuscule français- oublié du comte Joseph Teleki; Almos Jaschik: Két magyar kiadóról és kiadványaikról. [Zwei ungarische Verleger.] / Margit Ehrenhaftné Heller: Mit és hogyan olvasson az ifjuság? [Was und wie soll die Jugend lesen?] / Jegy-



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON

G. A. E. BOGENG

JAHRGANG EINS · HEFT VIER

INHALT: Über ein bibliographisches Siglen-System I. D. A. F. Marquis de Sade, Aline et Valcour. Paris: 1793. Anmerkungen zu Büchern / Anzeigen / Mitteilungen und Nachrichten / Anfragen und Antworten.

1919
MAX HARRWITZ VERLAG
NIKOLASSEE bei BERLIN



VIERTELJAHRSSCHRIFT FÜR
ANGEWANDTE BÜCHERKUNDE
Herausgegeben von Dr. jur. G. A. E. Bogeng
Berlin-Wilmersdorf · Kaiser-Allee 168

BEZUGSPREIS

Jahrgang . . . . M 20.—

ANZEIGEN-PREISE

Ganze Seite . . . . M 50.—
Halbe Seite . . . . M 30.—
Viertel Seite . . . . M 18.—
Achtel Seite . . . . M 10.—

Verlag von
Max Harrwitz · Nikolassee bei Berlin
Postscheckkonto Berlin Nr. 1423
Deutsche Bank Berlin Dep.-Kasse C



ÜBER EIN BIBLIOGRAPHISCHES SIGLEN-SYSTEM I.

Abkürzungen, Siglen, bei bibliographisch-kritischen Untersuchungen finden allgemeine Anwendung. Aber ihr Gebrauch, der nur dazu dienen soll, bequemer zu arbeiten und lange Titelwiederholungen zu vermeiden, bleibt doch, obschon sich schon manche allgemeiner anerkannte nützliche Gewohnheiten ausgebildet haben, regellos, willkürlich. Vor allem benutzt man diese Abkürzungen noch nicht, um nach einheitlichen Grundsätzen mit ihnen bestimmte bibliographische Tatsachen ein für allemal in gleicher Weise zu kennzeichnen. Und doch würde eine Verständigung über die Art der bibliographischen Abkürzungen ein Hilfsmittel schaffen und ein Verfahren gewinnen lassen, die die Ausdrucksmöglichkeit aller Bibliographien im hohen Maße bereichern müßten. Es versteht sich von selbst, daß die Darlegung eines Systems bibliographischer Abkürzungen mit seiner Einführung nur rechnen kann, wenn es eine internationale Verwendung zuläßt, und daß seine Begründung nicht in der Aufstellung einer Kürzungszeichen-Liste bestehen kann, sondern auf die Entwicklung buchgeschichtlich-buchgewerblicher Verhältnisse zurückführen sollte. Wenn daher die folgenden Ausführungen den Versuch wagen, Vorschläge für ein bibliographisches Siglen-System zu machen, so beabsichtigen sie damit durchaus nicht, nun als endgültige Lösung der schwierigen Frage gelten zu wollen. Sie dürften indessen einen Weg zeigen, auf dem es sich weiter kommen läßt, wenn man ihn erst einmal mit sicherem Zielbewußtsein beschreitet.



ÜBER EIN BIBLIOGRAPHISCHES SIGLEN-SYSTEM I

Entstanden aus einer langjährigen theoretischen Beschäftigung mit dem Gegenstande und aus praktischen Proben hat das hier erörterte System sich in der Tat schon zu einem solchem entwickelt. Um aber den Leser bei einer in Fortsetzungen gegebenen Erklärung nicht durch die, notwendig Hauptsachen mit Nebensächlicherem verbindende, Vorführung des ganzen Systems als solchem, die die mannigfaltigsten Verweisungen auf erst später zu erörterndes erfordern würde, abzuschrecken, ist auf eine solche verzichtet worden, was deshalb ausdrücklich hervorgehoben werden soll, weil gerade der bibliographisch geschulte Leser vieles von Anfang an behandelt zu sehen wünschen könnte, was zunächst außer acht blieb. Eine erste Aneinanderreihung von Hauptfällen, denen sich nach und nach ergänzende Fälle anreihen werden, wurde auch deshalb erforderlich, weil die Methodik, die gewissermaßen zur Systematik einer allgemeinen angewandten Bücherkunde führt, einen Ausgangspunkt hat, den bisher durchaus nicht alle bibliographisch-kritischen Forschungen mit Bestimmtheit festhalten, obschon er der ausschließlich gegebene ist: das Verhältnis des (Schrift)werkes zu seiner Buch(druck)gestaltung. Eine geistige und künstlerische Schöpfung, die Form gewinnt, gewinnt sie mit den Einschränkungen, die ihr die geistigen und künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten geben. Das Schriftwerk, dessen ursprüngliche Grundlagen in der Gedankenfassung durch Sprache und Schrift in diesem Zusammenhange nicht zu prüfen sind, das Schriftwerk, das verbreitet, vervielfältigt, veröffentlicht werden soll, nötigt das Geisteswerk, eine bestimmte Richtung zu suchen, die zur Buchform führt. Inwieweit dabei dieser äußere Zwang von Einfluß auf die Formgebung wird, braucht an dieser Stelle ebenfalls nicht erörtert zu werden, es genügt der Hinweis, daß im Regelfalle der Verfasser eines Werkes bestrebt ist, ihm diejenige Gestalt zu geben, die dessen Verbreitung, Vervielfältigung, Veröffentlichung als Buch erlaubt. Seit dem Ausgange des

fünfzehnten Jahrhunderts ist so das Schriftwerk, das den vom Verfasser gewollten Text eines Werkes birgt, zur Druckvorlage geworden. Deshalb ist, wenn es sich darum handelt, durch bibliographisch-kritische Feststellungen die Buchgestaltung eines Werkes klarzulegen, um seine einwandfreie Textgeschichte zu gewinnen, besonders dann, wenn deren eigentliche Quelle, die Urhandschrift, nicht mehr vorhanden ist, das Verhältnis von Werk und Buch in allen seinen Einzelheiten zu untersuchen, selbst in denjenigen Einzelheiten, die ein Ergebnis insofern nicht mehr haben können, als sie Änderungen und den Verlust der von einem Verfasser gewollten Fassung seines Werkes, etwa aus Gründen, die durch die Auffassung der Preßfreiheit veranlaßt worden sind, beweisen sollten. Allerdings wird man solche genaueste Untersuchungen nur auf Werke erstrecken wollen, deren Bedeutung sie rechtfertigt. Und allerdings sollte man auch, wenn die Untersuchungsergebnisse weiter verwertet werden, nun nicht alles im bibliographischen Apparat mitschleppen wollen, was durch das Forschungsergebnis als wertlos beseitigt worden ist. So sehr man auch die peinliche Sauberkeit eingehender bibliographischer Kritik zu schätzen hat und es begreiflich finden wird, wenn sie den gesamten Rohstoff verarbeiten und zur weiteren Nachprüfung aufbewahren will, so wenig wird man jene Art bibliographischer Mikrologie loben wollen, die ganz unnötigerweise einen Ballast bibliographischer Daten aufhäuft, die nach einer endgültigen Feststellung des Verhältnisses eines bestimmten Werkes zu seiner Buchgestaltung überflüssig geworden sind. Dahin gehört die fast abgöttische Verehrung gleichgültiger Nachdrucke, dahin die mitunter seltsame Bevorzung der Änderungen, die Drucker und Verleger absichtlich oder unabsichtlich an einem Werke vor genommen haben, dahin die Bewunderung jeden ersten Druckes schlechthin, weil er ein erster Druck ist, auch dann, wenn der Verfasser an der Drucklegung keinen Anteil

hatte und seine Druckvorlage in späteren Drucken viel richtiger wiederholt wurde. Es erscheint einleuchtend, daß die Anwendung bestimmter Abkürzungen, die scharf das Verhältnis eines Werkes zu seinen Buchformen kennzeichnen, für die Beurteilung einer bibliographisch-kritischen Fragestellung gewisse Sicherheiten schaffen, weil sie ohne weiteres anzeigen, inwieweit dieser oder jener Druck eine authentische Buchgestaltung eines Werkes ist oder nicht. Dabei ist selbstverständlich der Abdruck eines Werkes in Buchform nicht der einzig mögliche, mit dem ein bibliographisches Siglen-System zu rechnen hätte, das ja außerdem auch die handschriftlichen Vervielfältigungen nicht vergessen wird. Aber er ist der Hauptfall und von ihm wird auszugehen sein, wobei die Einflüsse der buchgewerblich-buchgeschichtlichen Entwicklung immer für seine nähere Betrachtung maßgebend bleiben müssen. Das gilt auch für die Begriffsbestimmung der Auflage und der von einer Auflage veranstalteten verschiedenen Ausgaben, deren Entstehen in der Gutenbergzeit sich unter ganz anderen Bedingungen vollzog als in den späteren Jahrhunderten mit ihren Vervollkommnungen der Druckerpresse und des deren Erzeugnissen gewährten Rechtsschutzes.

Auflagen, an deren Druckherstellung der Verfasser eines Werkes selbst beteiligt war, werden mit den großen Buchstaben: A, B, C usw. bezeichnet. (Dabei kann der Fall, daß ein Verfasser über ein viertel Hundert Auflagen eines seiner Werke selbst besorgt hat, seiner geringen Wahrscheinlichkeit wegen hier zunächst außer Betracht bleiben. Er gehört zu denjenigen Ausnahmefällen, für die es zweifelhaft sein könnte, ob man sie noch durch Erweiterungen des bibliographischen Formelnsystems kennzeichnen oder aber besser, um dessen Übersichtlichkeit nicht zu vermindern, ohne Abkürzungen kenntlich machen soll.) Ausgaben einer Auflage, deren Drucklegung unter Mitwirkung des Verfassers durchgeführt wurde, werden durch als Exponenten geschriebene

Ziffern gezählt, wenn die Änderungen der Ausgabe z. B. durch Ersatzbogen, auf den Verfasser zurückgehen: A^2, A^3, A^4 usw., durch als Indices geschriebene Ziffern, wenn es sich lediglich um Änderungen des Verlegers, z. B. durch neue Titelblätter, handelt: A_2, A_3, A_4 usw., wobei, wie auch sonst, eine fortlaufende, keine gruppenweise Zählung stattfindet. Auflagen, an deren Druckherstellung der Verfasser eines Werkes nicht beteiligt war, werden mit den kleinen Buchstaben: a, b, c usw. bezeichnet. Da im allgemeinen diese Auflagen keinen bibliographisch-textkritischen Eigenwert haben, erübrigen sich genauere Unterscheidungen ihrer abweichenden Ausgaben. Es genügt vorerst, durch als Exponenten geschriebene Ziffern a^1, a^2, a^3 usw. die berechtigten Auflagen dieser Art zu zählen, durch als Indices geschriebene a_1, a_2, a_3 usw. die unberechtigten. (Daß mit der Erweiterung der Grundformeln auch eine bessere Verdeutlichung dieser Auflagen und ihrer verschiedenen Ausgaben möglich sein wird, mag indessen schon jetzt angedeutet werden.)

Um an einem Beispiele zu zeigen, wie bereits die eben bestimmten Abkürzungen die Darstellung des bibliographischen Verhältnisses von schon recht schwierigen bibliographischen Tatbeständen gestatten, soll im folgenden mit ihnen eine Aufstellung der Frühdrucke des Goetheschen Götz von Berlichingen gegeben werden, die, da es sich in diesem Zusammenhange nicht um die Erörterung bibliographischer Probleme handelt, das Ergebnis der Forschungen Otto Denekes (Die ersten Ausgaben des Götz von Berlichungen. Der Göttinger Beiträge zur Goethe-Bibliographie Dritter. Göttingen: 1908) verwertet. Die erste Auflage des „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel: 1773". (206 S. 8⁰) ist ohne Angabe des Verfassers und Druckorts auf Mercks und Goethes eigene Kosten hergestellt und im Juni des eben genannten Jahres erschienen. Sie würde mit Anwendung der bereits

erklärten Abkürzungen als A zu bezeichnen sein. Diese Auflage ist, mit gleichem Titel aber abweichender Seitenzahl (160 S. 8⁰) durch einen schlechten Nachdruck wiederholt worden, dessen Bestimmung als a_1, ohne weiteres seine Beziehung zu der ersten Originalauflage und seine Stellung in der Auflagenreihe erklärt. Für „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel (Berlichingenwappen-Vignette). Zwote Auflage. Frankfurt am Mayn bei den Eichenbergischen Erben: 1774" soll (mit Deneke) die Beteiligung Goethes an der Drucklegung wenigstens insoweit angenommen werden, als die Änderungen dieser Auflage auf den Dichter zurückzuführen sind. Die zwote Auflage wäre demnach als B zu bezeichnen und mit ihren drei als Ausgabenverschiedenheiten angenommenen abweichenden Druckformen in: B, B_2, B_3 zu unterscheiden, weil es sich bei diesen offenbar nur um Änderungen des Druckers oder des Verlegers handelt. Nachdrucke der zweiten Originalauflage des Götz sind die ‚Zwote Auflage. Frankfurt und Leipzig: 1774' und die ‚Dritte Auflage. Frankfurt und Leipzig: 1775', beide mit 157 gezählten Seiten, die als b_1 und b_2 gesetzt werden, da sie unberechtigte Nachdrucke fremder Verleger sind.

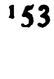
Eine Aufreihung der eben beschriebenen Auflagen mit ihrer Kennzeichnung: A, a_1, B, B_2, B_3, b_1, b_2 ließe für eine bibliographisch-kritische oder eine praktische Feststellung nun ohne weiteres nicht nur das Verhältnis der Nachdrucke zu ihren Vorlagen erkennen, sondern würde auch die Ausgabenverschiedenheiten der zweiten Originialauflage deutlich genug bestimmen. Jemand, dem es um die Urdrucke des Götz, um diejenigen Drucke, an denen der Dichter Anteil nahm, zu tun ist, ersieht aus ihr sofort, daß für ihn nur A oder B in Betracht kommen können. Nun sind allerdings die bibliographischen Grundlagen derartiger Abkürzungen nicht immer mit Sicherheit vorhanden (wie in dem angeführten Falle das Verhältnis von B, B_2, B_3 noch genauer

zu untersuchen sein würde). Aber die Abkürzungen lassen doch wenigstens im Groben den augenblicklichen Stand der bibliographisch-textkritischen Forschung übersehen, was für praktische Zwecke wichtig genug ist. Das Verhältnis der verschiedenen Originalauflagen und Nachdruckauflagen, soweit es nicht schon aus den Buchstaben ersichtlich ist, läßt sich einfach durch die in Klammern geschlossene und vorangestellte Abkürzung derjenigen Auflage bezeichnen, die als Druckvorlage gedient hat. Also z. B. folgendermaßen: (A) B. Damit ist dann auch die innere Verbindung der Auflagen und Ausgabenreihe in Beziehung auf ihre Druckvorlage hergestellt, wobei die handschriftlichen Druckvorlagen, je nachdem, ob sie Urhandschriften oder Abschriften sind, durch eine entsprechende alphabetische Bezeichnung im Kursivdruck kenntlich zu machen wären. Dafür wird freilich der Tatbestand häufig nicht einfach genug sein, er wird sowohl einer ausführlicheren Erläuterung als auch der Anwendung etwas verwickelterer Schreibweisen bedürfen, um auf eine kurze Formel gebracht werden zu können. Immerhin aber ist es für die erste bibliographische Orientierung von Wert, wenigstens sogleich feststellen zu können, wie weit die Überlieferung des Textes durch noch vorhandene Urhandschriften des Verfassers verbürgt wird, wie weit die ersten Drucke die Bedeutung der verlorenen Urhandschrift gewonnen haben. Daß auch der Verfasser nicht immer seine eigene Urhandschrift zugrunde legte, daß er die Überlieferung seines Werkes auf verschlechternde Nachdrucke aufbaute (was bekanntlich Goethes Mißgeschick bei den verschiedenen Sammlungen seiner Schriften war), gehört ja mit ähnlichen Fällen zu den keineswegs ungewöhnlichen Ausnahmen. Doch muß ein bibliographisches Siglen-System selbst da, wo die Ausnahmen die Regel sein sollten, auf diese und nicht auf jenen sich gründen, weil es sonst ohne inneren Halt bliebe. Es hat also davon auszugehen, daß die Urhandschrift [*A*] die genau wieder-

gegebene Druckvorlage der ersten Druckveröffentlichung gewesen ist und daß diese in einer berechtigten, selbständigen Buchform [A] erfolgte. Alle abweichenden Fälle sind dann unter der Voraussetzung dieser Hauptregel zu prüfen.

Bevor jedoch in die Prüfung der einzelnen Fälle eingetreten wird, die aus der Druckherstellung und Druckveröffentlichung das Verhältnis von Werk und Buch ergeben, sei wenigstens kurz daran erinnert, daß die Benutzung bibliographischer Formeln für praktische Zwecke es nötig macht, auch Buchgröße und Buchumfang, die aus der Kollation sinngemäß abzuleiten sind, sowie die besonderen Ausgabenkennzeichen, die die Bestimmung eines Druckes gestatten, anzugeben. Die Aufstellung der Kollationsformel kann, wenn sie ganz genau sein soll (und eine ungenaue Kollationsformel erfüllt nicht den von ihr beabsichtigten Zweck), erhebliche Schwierigkeiten machen und bedarf einer ausführlicheren Begründung, die hier vorerst noch nicht gegeben werden soll. Indessen darf bei dieser Gelegenheit wenigstens kurz darauf verwiesen werden, daß die Anwendung verschiedener Verfahren eine erhebliche Unsicherheit und Verwirrung geschaffen hat. Wenn z. B. bald nur die bezifferten, bald auch die unbeziffert gebliebenen, unbedruckten Seiten angegeben werden und daneben noch eine willkürliche Blattzählung eingeführt wird, die nicht vom Druckformat ausgeht, so läßt sich allerdings die für bibliographische Hilfsmittel wünschenswerte Einheitlichkeit nicht erreichen. Vielleicht wäre es deshalb vorteilhaft, wenigstens eine mechanische Seitenzählung einzuführen, bei der die vorhandenen nicht von der Bezifferung mitgezählten Seiten einfach in Klammern weiter gezählt werden. Also etwa bei einem in Oktavformat regelmäßig gedruckten Buche, das selbst XV und 159 S. zählt: XV (XVI), 159 (160) S. anzugeben. Am Anfang und am Buchende ohne Seitenzählung vorhandene Buchteile wären ebenfalls durch-

zuzählen und in Klammern anzugeben, also, um bei dem gegebenen Beispiel zu bleiben, wenn der Oktavband noch 2 Blatt Titelvorstücke und 8 Blatt am Ende, von denen 15 Seiten mit Anzeigen bedruckt sind, hätte, würde sein Umfang so bestimmt werden: (4), XV (XVI), 159 (160), (16) S. 8⁰. Wird dann noch darauf geachtet, daß etwa nicht zum Buche, sondern nur zum Einbande gehörende Vorsatzblätter nicht mitgezählt und daß die eingeschalteten Blätter, z. B. Bildtafeln, ebenfalls angegeben werden, und zwar sinngemäß hinter der Formatangabe, die meistensteils für sie nicht zutreffen dürfte, da in diesem Zusammenhange das Format die Bogenfaltung kennzeichnet, so wäre eine wenigstens für das praktische Bedürfnis ausreichende Einheitlichkeit der Kollationsnotizen zu gewinnen. Auch bei der Anführung von Ausgabenunterscheidungszeichen sollte man sich bemühen, eine gewisse Ordnung zu wahren. Es wäre für den rasch Suchenden vorteilhaft, wenn er hauptsächliche Merkmale, die eine Druckgruppe von einer andern unterscheiden, vor den einzelnen Unterscheidungszeichen der einer Gruppe angehörenden Drucke kennen lernte, um hier nur an einen fühlbaren Mangel vieler Nachschlagewerke zu erinnern, die bisweilen zwar die Unterscheidungszeichen der einzelnen Drucke ganz genau angeben, aber gerade die allen einzelnen Drucken gemeinsamen Merkmale der Gruppe selbst nicht berücksichtigen.



D. A. F. MARQUIS DE SADE, ALINE ET VALCOUR. PARIS: 1793.

Zu den merkwürdigsten Werken des merkwürdigen Marquis de Sade gehört sein Staatsroman: ‚Aline et Valcour'. Und auch zu seinen lesenswertesten, weil in ihm die Äußerungen der erotischen Graphomanie fast fehlen, die jene literarischen Monstrositäten geschaffen haben, denen der vielberüchtigte, weit weniger bekannte Mann den Weltruf seines Namens als Typ der Psychopathia sexualis verdankt[1]). In dem Roman ‚Aline et Valcour' erscheint der Marquis de Sade als einer der selbständigsten oder doch konsequentesten Vertreter jener Ideen, die man nicht ganz zutreffend noch immer für die eigentlichen Vorläufer der großen französischen Revolution hält und deren bekanntesten Repräsentanten in den verschiedenen Wissenschaften man gern unter dem Sammelnamen der französischen Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts ihren literarhistorischen Rang gibt. Auch bibliographisch ist das Werk nicht uninteressant, wobei noch seines bibliophilen Wertes als ‚Americanum' nebenbei gedacht sei. Denn der Roman ‚Aline et Valcour' enthält bereits in den ersten Jahren der Republik Washingtons die Prophezeiung ihrer künftigen Macht: sie werde gleich jener des Romulus sich allmählich vergrößern, erst Amerika unterwerfen und dann die Erde erzittern lassen.

Sade hatte 1792 dem Pariser Drucker Girouard sein Werk übergeben. Aber den Druckfortgang hemmten die bald beginnenden unruhigen Zeiten, die Verfasser und Verleger in die politische Gefangen-

schaft brachten. Während es jenem gelang, seine Freiheit zu erlangen, endete dieser unter der Guillotine. Die Rückwirkung des Geschickes der beiden Männer zeigte sich auch in der Gestaltung ihres gemeinschaftlichen Buchunternehmens, von dessem wohl erst nach Girouards Tode beendeten Auflagendruck drei (angeblich vier) Titelausgaben vorhanden sind. Die erste: Aline et Valcour, / ou / Le Roman / Philosophique / Ecrit à la Bastille un an avant la Révolution / de France. / Orné de Quatorze Gravures. / Par le Citoyen S*** / (Vignette: gekrönte Lyra, die die Buchstaben J. G. einschließt, zwischen Lorbeerzweigen, mit dem Motto: Impavida Veritas.) A Paris, / Chez Girouard, Libraire, / rue du Bout-du-Monde, No. 47. / o / 1793.

Zwei Jahre später setzte man der Auflage einen neuen Titel ein, in dem als Verleger die Witwe Girouard genannt. (Chez la veuve Girouard, Libraire; au Palais Égalité, Galerie de Bois No. 196) und die Jahreszahl 1793 in 1795 geändert wurde. Auch wurde die Titelvignette durch einen einfachen typographischen Strich ersetzt. Eine neue Änderung dieses Titelblattes erfolgte dadurch, daß die Verfasserangabe (Par le Citoyen S***) fortgelassen und anstatt ‚quatorze‘ ‚Seize gravures‘ gezählt wurden. Auch heißt es in diesem Titel nicht mehr ‚Palais‘, sondern nur noch ‚maison Égalité‘. Schließlich erwarb dann 1795 der Buchhändler Maradan die Restauflage, der ihr ebenfalls ein neues Titelblatt, auch ein neues Titelbild, gegeben haben soll.

Abgesehen von den verschiedenen Titelblättern, die sich in den Exemplaren oft vermischt vorfinden, ist der Auflagendruck unverändert geblieben. Das Werk besteht aus acht Teilen, die vier Oktodezbände bilden. Die Seitenzählung setzt sich durch die Bandteile fort: Erster Band: XIV, 2 weiße, 315, außerdem 6 nach pagina 150; zweiter Band 4 nichtgezählte, 503, außerdem 4 nach pagina 236; dritter Band: 575, außerdem 4 nach pagina 267; vierter Band: 4 nicht gezählte, 374, außerdem

4 nach pagina 204 Seiten. Dazu gehören 16 Kupferstiche, von denen der der Seite 216 des dritten Bandes gegenübergestellte zu fehlen pflegt. Daß der Titel die Abfassungszeit des Werkes ausdrücklich betonte, mag nicht allein eine demagogische Pose gewesen sein. Denn Sade hat in dem Roman ‚Aline et Valcour' wiederholt mit deutlichen Worten auf die kommende Revolution hingewiesen und, abgesehen von den an anderen Stellen ausgesprochenen verwandten Gedanken über soziale Evolutionen in der eingelegten Geschichte der Insel Zamés die Gestaltung eines, wie wir heute sagen würden, sozialistischen Staatswesens geschildert.

Nach einem, allein wohl noch erhaltenem Bruchstück der Urhandschrift des Romans gibt die nächste Seite eine Handschriftenprobe, die auch ihres seltsamen Inhalts wegen bemerkenswert erscheint[2]). Der Ausschnitt des Werkes, den sie zeigt, behandelt den Plan einer Vierteilung Europas, die diesem Erdteil durch eine solche politische Umgestaltung den ‚ewigen Frieden' verschaffen sollte, dessen Verwirklichungsmöglichkeit seit den berühmten, 1712—1716 erschienenen drei Bänden des Abbé's Charles Irénée Castel de St. Pierre: ‚Projet de la paix perpétuelle' zu den in der verschiedenartigsten Weise aufgefaßten großen Problemen des ‚Jahrhunderts der Aufklärung' gehört hat.

[1]) Eugen Dühren [Iwan Bloch], Der Marquis de Sade und seine Zeit. Dritte vollständig durchgesehene und bedeutend vermehrte Auflage. (Die letzte vom Verfasser selbst besorgte.) Berlin, H. Barsdorf: 1901; Eugen Dühren, Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit. Berlin, M. Harrwitz: 1904.

[2]) Die Handschrift, in der Sammlung des Herausgebers, besteht aus einem (155, 156) paginierten Quartblatt, auf das (Seite 155) ein kleineres Oktavblatt, zweiseitig mit einem Nachtrag beschrieben, aufgesetzt ist. Im folgenden wird nach ihr der Text, soweit er sich auf das ‚politische Projekt' bezieht, in seiner endgültigen Fassung ohne Berücksichtigung des vom Verfasser Verworfenen, bis zum Anschluß an die Faksimilereproduktion, wiedergegeben. Aus Raumrücksichten ist in dieser der linke Rand fortgelassen worden, so daß dort eine kleine, vor der zweiten Zeile von oben stehende Verbesserung fehlt. Der Text lautet wie folgt:

je veux résoudre l'europe, je veux le réduire à quatre seules républiques désignées sous les noms d'occident, du nord, d'orient, et du midi = pourquoi ce choix de gouvernement, il est vicieux = le gouvernement républicain est le meilleur de tous = voilà précisément pourquoi vous n'y faites jamais passer des peuples assouplis depuis tant de siècles sous le joug monarchique. Il est possible de passer du bien au mal, c'est la marche d'une nature qui tend sans cesse à la dégradation, mais le contraire est impraticable = Rome commença par avoir des rois, elle ne se trouva en république qu'après avoir senti tous les dangers de ce régime = oui, mais Rome république ne tarda pas a être subjuguée et les chaînes imposées par les Césars furent plus lourdes que celles des Tarquins. je vous le dis, capitaine, vous ne verrez pas dans l'histoire des peuples du monde une seule république se soutenir sans que l'aristocratie ne l'en gangrène, or si le gouvernement aristocratique est le pire de tous, ne désirez donc pas a l'Europe une telle manière d'être régie, capitaine, je vous le répéte, le despotisme sera toujours plus près du gouvernement républicain qu'il ne le sera du monarchique = à la bonne heure, mais laissez moi poursuivre mes divisions. Car cette multitud[e] d[e]-petits états me désespérent; vous voulez des empires, eh bien, j[e]-divise donc l'Europe en quatre et sous les dénominations que j[e]-viens d'indiquer; voici l'étendue que j[e]-leur donne; j[e]-joins aux états de la France l'Espagne, le Portugal, Maiorque, Minorque, Gibraltar, la Corse et la Sardagne sous les conditions, qu'il se débarassera de vos moines, de vos inquisiteurs, de vos abbés, et qu'il enverra tous les gosiers de pains-bénits chanter la messe en Amérique — l'empereur du nord sera.

de Suède   independamment de ses états,

le roi ~~[illegible]~~ je lui donne ~~[illegible]~~ l'angleterre et attenant spitz-berg, les provinces unies, la vestphalie, la poméranie, le dannemarck, l'islande, ~~[illegible]~~ et la laponie – je fais le czar empereur d'orient – je veux qu'il cède autant que je renvoie d'europe toutes les possessions que petersbourg a dans l'azie qui ne pouvaient lui etre bonnes que dans la vue du commerce par terre avec la chine qu'elle ne fait point et qu'elle ne faira jamais; en recompense je lui donne la pologne, la tartarie, et tout ce que le turc laisse en europe, – le souverain de vienne, et la hongrie, aura que je fais empereur du midi avec l'allemagne entière ~~[illegible]~~ l'italie dont je scile le pape, n'y ayant rien de plus inutile dans + le plan que je trace, qu'un abbé sodomite a douze millions de revenus ~~[illegible]~~ qui n'a dont on n'a que faire, d'autre emploi que de distribuer des indulgences ~~[illegible]~~ ou des agnus qu'on foule aux pieds. le meme souverain aura la sicile, et toutes les isles qui se trouvent entre elle et la côte d'afrique ~~[illegible]~~ voila une division chevalier, mais je veux une paix éternelle entre ces quatre empereurs, je veux qu'ils abandonnent entierrement l'amérique qui ne sert qu'à les ruiner, qu'ils bornent leur commerce entre eux et surtout qu'ils n'aient qu'une religion, un culte pur simple degagé ~~[illegible]~~ d'idolatrie et de dogmes monstrueux, ... une religion enfin que le peuple puisse suivre sans avoir besoin de cette vermine insolente ~~[illegible]~~ qu'il erige en mediatrice entre le ciel et sa faiblesse, et qui ne sert qu'à le tromper sans le rendre meilleur – dantzik sera d'apres mon plan la ville libre ou chaque empereur aura un senat. là toutes les discussions se termineront à l'amiable, les jugements des arbitres deviendront les loix des souverains, et si les temporisations proposées ne leur plaisent pas ils viendront se battre en personne sans exposer tyranniquement des millions d'hommes a s'egorger pour eux, ~~[illegible]~~

pour leurs interets.

ANMERKUNGEN ZU BÜCHERN

Denkwürdigkeiten aus Samuel Johnsons Leben von James Boswell Esq. Quo fit ut Omnis Votiva pateat veluti descripta tabella Vita Senis. Nach der zweiten englischen Ausgabe übersezt. Erster Theil. Mit Johnsons Bildniß. Königsberg, bey Friedrich Nicolovius: 1797. (X und 502 Seiten 8°, 1 Blatt Bildnis im Kupferstich F. Frick sculp. Berolini 1797.)

Diese Übersetzung eines klassischen Werkes der englischen Literatur — das in erster Auflage 1791, in zweiter 1794 erschienen ist und dessen dritte noch von ihm selbst vorbereitete Auflage nach des Verfassers Tode (1795) von Edward Malone bearbeitet und 1799 herausgegeben wurde — darf auch zu den Merkwürdigkeiten der deutschen Literatur gerechnet werden. Einmal, da sie zu deren Seltenheiten gehört, vielleicht deshalb, weil die unvollendet gebliebene Übersetzung später in ihrer Auflage vernichtet worden ist. Sodann, da diese deutsche Übersetzung, bis zum Jahre 1913 wenigstens, wie die Untersuchungen von Leo Newmark zeigten, die einzige war, die die Wiedergabe von: The Life of Samuel Johnson by James Boswell Esquire in einer anderen Sprache versucht hat, also die Übersetzung eines Buches, das für eines der englischsten des ganzen englischen Schrifttums und deshalb für unübersetzbar gehalten wird. Ob die Übertragung, die erfolgreich nach einer wörtlichen Annäherung an ihre Vorlage strebt, dieser gerecht geworden ist, ob es ihr gelungen ist, deren Ursprünglichkeit zu bewahren, mag dahingestellt bleiben. Der erste und einzige,

bis zu dem Briefe Johnsons an Boswell vom 15. März 1772 reichende Band enthält freilich nur eine kürzende Übersetzung, da es der deutschen Bearbeitung, wie die Vorrede ausführlicher begründet, darauf ankam, „eine charakteristische Biographie zu liefern, die zwar auch dem bloßen Literator nicht mißfallen, vorzüglich aber der größern gebildeten Leserwelt Belehrung und Unterhaltung gewähren möge". Die Vorrede und die, Königsberg, den 23. Januar 1796 datierte Widmung an Herrn Hofrat H . . [Heyne?] in G . . [Göttingen?] sind M. L. unterzeichnet. In der letzteren, die dankbar sich des freien Gebrauchs der vorzüglichsten Bibliothek in Deutschland erinnert und der an ihrem Orte einstmals genossenen Förderung schriftstellerisch-wissenschaftlicher Tätigkeit, wird der „Freundschaft eines gewiß auch Ihnen [Heyne] ewig unvergeßlichen Mannes, dessen frühzeitige Grabstätte den wehmütigen Tränen der zärtlichen Dankbarkeit [dem Vorredner an seinem jetzigen Wohnorte] zu fern liegt", gedacht, was sich vielleicht auf Lichtenberg beziehen kann, der ja in Göttingen ein Mittelsmann deutscher und englischer Kultur gewesen war. Als Übersetzerin erweist den Bearbeiter des deutschen Boswell die Anmerkung Seite 372. Es war Margarete [Dorothea Mathilde?] Liebeskind, geboren am 22. Februar 1765 in Göttingen als Tochter des dortigen Professors Wedekind, in erster Ehe mit dem Göttinger Musikdirektor I. R. Forkel verheiratet und nach dessen frühem Tode zum zweiten Male mit dem bayerischen Oberappellationsrat Liebeskind in München vermählt, als dessen Gattin sie nach 1822 gestorben ist. Sie hat im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts eine lange Reihe deutscher Bearbeitungen englischer Romane erscheinen lassen. (Ausführlichere Nachrichten über Frau Liebeskind gibt Ludwig Geiger, Therese Huber. Stuttgart: 1901.)

Fragmens sur les institutions républicaines, ouvrage posthume. de Saint-Just. Paris, Fayolle: [1794] 8⁰ (88 Seiten).

In seinen Aufzeichnungen über berühmte Persönlichkeiten der Revolution schreibt Herr Quèrard Saint-Just die folgende merkwürdige Phrase zu: „Concentrons dans le point central la force excentrique, remuons sans le mouvoir le levier qui agit avec impassibilité, afin que le mobile ait un bon comportement, et que le terrorisme soit utilisé". ● Es ist augenscheinlich, daß diese Phrase eine Erfindung ist und daß sie in der übrigens sehr berechtigten Absicht geschrieben wurde, die revolutionäre Eloquenz lächerlich zu machen. Aber man hätte sie einem anderen als Saint-Just beilegen sollen, Billaud Varennes zum Beispiel oder jenem Hérault Séchelles, der sich für so etwas wie einen Schriftsteller hielt, weil er bei Buffon gespeist hatte und der sich allen Ernstes von der Bibliothek ein Exemplar der „Gesetze des Minos" ausbat, damit er sie bei der Redaktion der Verfassung zu Rate ziehen könnte, die er gerade zu besorgen hatte. Nichts lag der Art der Beredsamkeit Saint-Justs ferner als eine solche Wendung, Saint-Justs, der toll, indessen nicht ohne Geist und selbst nicht ohne Genie war, dessen mit bemerkbarer Künstelei gespielte Rolle ganz auf den Spartaner zugeschnitten war und der nur in abgebrochenen Sätzen, in Bildern und Rätseln sprach. Ich war sehr jung, als ich Saint-Just sah, erst elf Jahre alt, aber einige seiner sententiösen Aphorismen sind mir trotzdem noch gegenwärtig. So erinnere ich mich, wie er einem Kinde, das sich rühmte, mit Freiheitsmilch aufgezogen zu sein, sagte: Le lait de la liberté, c'est du sang! So erinnere ich mich weiterhin, aus seinem Munde mit einer Betonung, die sich bis zur Ziererei abmühte, anmutig zu klingen, vernommen zu haben: La liberté est une rose qui ne fleurit que dans le sang. Und endlich erinnere ich mich auch, daß er einer Frau, die ihren gefangenen Mann zurückverlangte und die ihren Wunsch nur mit ihren Tränen begründen konnte, erklärte: Pour fonder une république, il faut savoir



nager dans les larmes, et c'est le plus grand de nos sacrifices. In dem allen sind viel Blut und Tränen, aber keine Betisen. ● Saint-Just hatte in der Literatur mit seiner Dichtung Organt debutiert, die ich nicht gelesen habe, die indessen, glaube ich, eine Nachahmung von Forteguerris Ricciardetto oder der Pucelle Voltaires ist. Die Revolution erzog ihn zu größerem Ernst. Seine „Fragmens sur les institutions républicaines" kündigen einen Geist an, den ganz und gar die unausführbarsten Narrheiten beschäftigen. Aber wenn diese Fragmente auch abgeschmackt sind, wenn nicht in Hinsicht ihrer Gesinnungen, so jedenfalls in der ihrer praktischen Schlußfolgerungen, so sind sie doch immerhin ihres Stils wegen bemerkenswert. Sie sind es vor allen Dingen durch die Einfachheit des Ausdrucks, das heißt durch das hervorragendste Verdienst, das ein Schriftsteller, der über feierliche Dinge handelt, haben kann. ● Die Geschichte des eben erwähnten Buches ist wenig bekannt geworden, was mich bestimmte, sie zu schreiben. Die Handschrift Saint-Justs war in den Besitz eines Herrn Briot gekommen, der seitdem der Deputierte von Doubs wurde, der damals mein Lehrer war und bis zu seinem Tode mein Freund geblieben ist. Herr Briot ließ sie in einer Auflage von dreihundert Abzügen drucken, eine Zahl, die hoch genug gewesen wäre, um der Flugschrift den Rang einer Seltenheit zu nehmen. Aber damals waren die Ereignisse so sehr im Fluß, daß auch eine ganz unschuldige Veröffentlichung von heute auf morgen zum Staatsverbrechen werden konnte. Ein Ereignis, das nicht auf sich warten ließ. Die Fragmente Saint-Justs, das Evangelium eines der Führer der revolutionären Partei, wurden als eine Erinnerungsschrift an die Jakobiner angesehen. Herr Briot, den sein gemäßigter Charakter, sein rechtliches Urteil, seine tadelfreie Redlichkeit nicht vor einigen jener heftigen Gemütsbewegungen, wie sie die Zeit hervorrief, bewahrt hatten, sah sich in seiner Ruhe gefährdet. Fast die

ganze Auflage, außer wenigen Exemplaren, die beim Erscheinen des Bandes unter die Freunde Saint-Justs verteilt worden waren, wurde nach Besançon geschafftund Herrn Noël, dem geschickten Buchbinder dieser Stadt, übergeben, der sie einstampfen ließ. Ich war Zeuge, beinahe Helfer bei der Buchvernichtung, ohne mir damals ein Exemplar zurückzubehalten, denn ich war noch weit von dem Alter der Manien und selbst dem der Passionen entfernt. Ich verdanke den Abzug, der mir den Stoff für diese kleine Abhandlung liefert, der Freundlichkeit des Herrn Fayolle, der für sich selbst nur zwei Exemplare aufgehoben hatte. Die „Fragmens d'institutions républicaines" Saint-Justs sind also in der Tat eine große Seltenheit. Indessen wird die Seltenheit ihr geringstes Verdienst in den Augen der Nachwelt sein, wenn sie bis zu ihr gelangen sollten. Denn sie wird in ihnen das Zeugnis einer der befremdlichsten und ansteckendsten Monomanien finden, die jemals die Einbildungskraft des Menschen geängstigt haben, das Bedürfnis einer grenzenlosen gesellschaftlichen Vollkommenheit, zu der man nur gelangen konnte, indem man alle Grundlagen des Vorhandenen zerstörte und eine Welt von neuem wieder zusammsetzte, um eine Theorie zu erproben. Gott allein weiß, ob dergleichen rasende Ausschweifungen nicht eher Mitleid als Haß verdienen. Zwischen jenen unheilvollen Sophisten und so vielen anderen Sophisten, die man bewundert, hat es nur einen einzigen Unterschied gegeben: die Macht.

Charles Nodier 1829.

ANZEIGEN.

Das Familienarchiv. Eine kurze Anregüng zu seiner Ausgestaltung von Frh. Hermann v. Eelking. [Darmstadt, Falken Verlag:] 1918. 79 S. 8⁰. (Bücher des Darmstädter Genealogischen Instituts. No. 2.)

Die Bamberger Apokalypse. Eine Reichenauer Bilderhandschrift vom Jahre 1000. Herausgegeben von Heinrich Wölfflin. München, Akademie der Wissenschaften; Franz in Kommission: 1918. 20 S. 52, 2 Tafeln. 4⁰.

Catalogue of the Armenian Manuscripts in the Bodleian Library by the Rev. Sukias Baronian and F[rederick] C[ornwallis] Conybeare. Oxford, Clarendon Press: 1918. VIII S., 254 Sp. 4⁰. (Catalogi Codd. mss. Bibliothecae Bodleianae P. 14.)

Kurzes Verzeichnis der romanischen Handschriften. Berlin, Weidmann: 1918. 141 S. 4⁰. (Mitteilungen aus der Königlichen Bibliothek 4.)

Kungl. Bibliotekets samlingar. Manuale Upsalense (Stockholm 1487). Den svenska Kyrkans äldsta tryckta handbok ... Med inledning utg. af Isak Collijn. Stockholm: 1918. (Uppsala, Almqvist & Wiksell.) XXXVI, 128 S. 8⁰.

Oekolampad-Bibliographie. Verzeichnis der im 16. Jahrhundert erschienenen Oekolampaddrucke. Von Ernst Staehelin. Basel, Helbing & Lichtenhahn: 1918. 119 S. 2⁰. (Aus: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde. Band 17, 1.)

Die deutschen Feldzeitungen. (Eine Bibliographie.) Von Richard Hellmann und Kurt Palm. Freiburg, Wagner: [1918] 102 S. 8⁰.

Giovanni-Battista Piranesi 1720—1778. Par Henri Focillon. Paris, Renouard: 1918. XXIV, 324 S. 4⁰.

Giovanni-Battista Piranesi. Essai de catalogue raisonné de son œuvre par Henri Focillon. Paris, Renouard: 1918. 74 S. 4⁰.

Holberg portraetter. En krit. Vaerdsaettelse meden karakteristik af Holberg som Personligheid. Af Th. A. Müller. København, Gyldendal: 1918. 105 S. 4⁰.

Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper (1820—1832). Herausgegeben von August Sauer. Mit Einleitung von Josef Nadler. Mit 12 Lichtdrucktafeln. Prag, Calve: 1917. CI, 535 S. 8⁰. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Band 17.)

Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers. Von Jakob Mich. Reinh. Lenz. Eine verloren geglaubte Schrift der Sturm- und Drangperiode. Herausgegeben von (Ludwig) Schmitz-Kallenberg. Münster i.W., Coppenrath: 1918. 50 S. 8⁰.

Erstabdruck einer eigenhändigen Handschrift Lenzens, die aus F. H. Jacobis Besitz in den seines Münsterischen Bekannten Franz Kaspar Buchholtz, des Freundes Hamanns, gelangte und mit dem Buchholtzschen Nachlaß erhalten blieb. Auf die Bedeutung der bisher nur aus einem Briefe Jacobis an Goethe etwas genauer bekannten Lenzischen Verteidigungsschrift des Werther gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit für die Geschichte des Geistes der Sturm- und Drangzeit kann hier nur kurz verwiesen werden.

The Letters of Algernon Charles Swinburne with some personal recollections. By Thomas Hake and Arthur Compton-Rickett. With portrait. London, Murray: 1918. XXII, 208 S. 8⁰.

Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Geschichtliche Irr-



tümer, Entstellungen und Erfindungen gesammelt von W[illiam] L[ewis] Hertslet. Neunte, durchweg verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Hans F[erdinand] Helmolt. Berlin, Haude & Spener: 1918. VII, 513 S. 8⁰. ● Den Angelpunkt für die Benutzung einer Bibliothek bilden die Handbücher und Nachschlagewerke, nicht nur die bibliographischen, sondern alle, die unterrichtende Wegweiser für die Gebiete bestimmter Wissenschaftszweige sind. Daß das deutsche Schrifttum, von den Konversations-Lexiken bis zu den Real-Enzyklopädien, von den einführenden Handbüchern bis zu den großangelegten Wörterbüchern, über eine nach Anlage wie Ausführung gleich bewundernswerte stattliche Reihe solcher Hilfswerke verfügt, die dauernd auf dem Stand der neuesten Forschung gehalten werden, ist kein geringer Ruhm und ein gar nicht hoch genug anzuschlagender Vorteil für den wissenschaftlichen Arbeiter. Wer wollte sich heute wohl noch, ähnlich den Polyhistoren früherer Jahrhunderte, stolz vermessen, alles zu übersehen, wenn auch nicht alles zu wissen. Wohl aber muß jeder, der es versteht, die Bücher zu fragen und sich bei den richtigen Büchern die richtigen Antworten zu holen, sich vor allem da zurechtfinden können, wo die Führer in die fast unendlichen Weiten der Wissenschaft stehen, die Handbücher und Nachschlagwerke. Auch die beste bibliographische Sammlung bleibt ohne ihre Ergänzung oft unbenutzbar oder unzuverlässig. Es ist deshalb durchaus nicht überflüssig, in diesen regelmäßigen Zusammenstellungen der neuen Veröffentlichungen zur Wissenschaft vom Buche auch derjenigen allgemeineren Hilfswerke zu gedenken, die zur Hand zu haben ebenso ein Bedürfnis wie eine Notwendigkeit für den Bibliographen ist. Der ‚Büchmann‘ und der ‚Hertslet‘, der den Büchmann-Abschnitt: ‚Aus der Geschichte‘ mit einer, durch seinen Titel angedeuteten, bestimmten Tendenz weiter ausführt, sind allzubekannte Erscheinungen für den gebildeten Leser, als

daß ihre Neuauflagen noch einer eingehenderen Empfehlung bedürften. Wohl aber muß auch an dieser Stelle kurz auf das Vorwort der 26. Büchmann-Auflage verwiesen werden, in dem sich der Herausgeber mit einigen Neubearbeitungen auseinandersetzt, die nach dem Ablauf der dreißigjährigen Schutzfrist sich nicht allein des Büchmanntitels, sondern auch der in den vielen Büchmann-Auflagen niedergelegten Forschungen seiner Bearbeiter in einer Weise bemächtigt haben, die, abgesehen von den hier nicht weiter zu prüfenden Rechtsfragen, ein Buchkulturproblem von außerordentlicher Bedeutung berührt. Soll es erlaubt sein, durch Verpfuschungen und Verschlechterungen das Vertrauen, das sich gerade die Titel weltbekannter Handbücher durch vieljährig bewiesene Leistungsfähigkeit erworben haben, durch Inanspruchnahme freigewordener Verfassernamen zu täuschen? Und sollte die bibliographisch-literarische Buchpflege, die sich müht, die reinen Texte der Meisterwerke des Schrifttums festzuhalten oder neu festzustellen, nicht auch bemüht bleiben, nach einem Rechtsschutz der Geistesgüter zu streben? Sind auch die höchsten Leistungen des Schrifttums dreißig Jahre nach dem Tode ihrer Verfasser jedermann zu beliebigem Gebrauch überlassen und kann die Verarbeitung des Goetheschen Faust zu einer Clown-Pantomime nicht verboten werden? Die betrübsamen Antworten auf solche Fragen lauten nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung nein und sie sind in der juristischen Literatur ja auch nicht unerörtert geblieben. Trotzdem aber bleibt es, und zwar ebenso für die Benutzer der Bücher wie für ihre Urheber, eine Notwendigkeit, sich immer wieder die mancherlei Möglichkeiten zu vergegenwärtigen, die dadurch allen Bestrebungen einer ernsthaften Buchpflege entgegenwirken. Einen neuen, nicht den ersten und leider wohl auch nicht den letzten, Anlaß dazu gibt auch der Fall Büchmann, den die Vorrede der 26. Original-Auflage des Büchmann erörtert.



Die namhafteren deutschen Dichter und Denker seit Reimarus und Günther in Altersgruppen geordnet von Hans von Müller. Ein Vorschlag zur Ordnung von Privatbibliotheken. Fedor von Zobeltitz zum 5. Oktober 1917 überreicht. Berlin: 1917. Martin Breslauer. 28 S. 8⁰. ● Die Handliste Hans von Müllers — ein Geburtstagsgruß ihres Verfassers und ihres Verlegers an Fedor von Zobeltitz, dem die Bibliophilie in Deutschland ihre Anerkennung und ihren Aufschwung verdankt, ist als ein Hilfsmittel für den Sammler veröffentlicht worden. Sie soll einen bequemen Anhalt bieten, einen Bücherschatz deutscher schönwissenschaftlicher Schriften neuerer Zeit sinngemäß und zweckmäßig aufzustellen, um so seine Benutzung zu erleichtern und an allen Einzelstücken die Ordnung des Ganzen, den Plan der Sammlung zu erweisen. Daß erst Aufbau und Gliederung einer Sammlung sie als solche kennzeichnen, bedarf keiner Begründung und Einwendungen werden nicht gegen die Absicht der Schrift Hans von Müllers, sondern nur gegen das ihr zugrunde gelegte System erhoben werden. Wozu allerdings von vornherein gesagt werden muß, daß es ein allseitig gleichmäßig leistungsfähiges bibliographisches System nicht gibt und daß der sachliche Widerspruch, den Hans von Müller sicherlich da und dort finden wird, in der Hauptsache sich nicht sowohl gegen den inneren Wert als vielmehr gegen die aus äußeren Gründen bezweifelte bibliothekarische Zweckmäßigkeit der von ihm vorgeschlagenen Anordnung richten dürfte. Der Verfasser dieser Zeilen befolgt in der Anlage seines eigenen systematischen Bücherverzeichnisses seit Jahren das gleiche System und glaubt die Beobachtung gemacht zu haben, daß gerade dadurch sein systematischer Bibliothekskatalog für ihn ein sehr brauchbares Arbeitsmittel geworden ist. Für die Aufstellung der Sammlung selbst und das Zurechtfinden in ihr durch den alphabetischen Katalog bedient er sich freilich anderer Verfahren, aber

auch nur deshalb, weil mancherlei Rücksichten es ihm verbieten, Anordnung und Aufstellung in die gern gewünschte Übereinstimmung zu bringen. ● Hans von Müller geht von dem ausführlicher, wenn auch noch nicht mit aller Ausführlichkeit, begründeten Grundsatze der chronologischen Zählung nach dem Autorengeburtsdatum aus. Er führt diesen Grundgedanken in seiner Handliste in dem auf ihrem Titel bezeichneten Umfange aus, indem er mit bei ihm gewohnter typographischer Geschicklichkeit die Namen bedeutendster und bedeutenderer deutscher Schriftsteller aneinanderreiht. Dabei ergibt sich durch eine Gliederung in Gruppen die Möglichkeit, die Anwendung des chronologischen Prinzips auf literaturwissenschaftliche Tatsachen zu zeigen oder vielmehr anzudeuten, weil die Beschränkung auf die Namenstabelle schon eine eingehendere Kenntnis des Schrifttums voraussetz t,um aus den in ihr zusammengestellten Zahlen bestimmte Rückschlüsse zu ziehen. Die erst in ihren wissenschaftlichen Anfängen befindliche Literaturstatistik kann den verschiedenartigsten Untersuchungen dienen, z. B. solchen über das Alter der Schaffenskraft, über den Einfluß der Zeitverhältnisse auf die Entstehung und die Entwicklung der Werke bestimmter Generationen usw. Und mit derartigen Einzelergebnissen zeigen, wie das Naturschaffen auch in der Befruchtung des Menschengeistes den Weltorganismus offenbart, daran hat bereits Leibniz gedacht, als er durch, allerdings in nach dem Erscheinungsjahr gedruckter Bücher angelegten Annalen der Literatur die Idee eines bibliographischen Kosmos für ausführbar hielt. Das Geburtsdatum der Verfasser hervorragender Werke gibt indessen eine sehr viel sicherere (und die nach Lage der Umstände wohl überhaupt sicherste) Zahl, um bestimmten Büchern in der Erscheinungen Flucht ihren Platz anzuweisen, als das Zufallsdatum einer ersten Drucklegung und Veröffentlichung, das wohl Rückschlüsse auf die Werkwirkung, aber nicht solche auf die Entstehung

eines Werkes in den vielfachen sich aus ihr ergebenden Beziehungen gestattet. Einen besonderen Vorteil gerade für den Sammler wird eine chronologische Liste wie diejenige Hans von Müllers dadurch haben, daß er aus ihr für seine Zeitgenossen einen richtigeren Abstand zu deren besseren Beurteilung gewinnen kann. Die lehrreichsten Vergleiche drängen sich von selbst auf, wenn er die Leistungen der Altersgenossen miteinander vergleicht. Auch für andere Begriffe, so für den des internationalen und nationalen Klassikers, erweist sich bereits die Übersicht im groben, die eine solche Anordnung nach Alterstufen vermittelt, als lehrreich. Die Anwendung der chronologischen Liste und die nähere Beschäftigung mit ihr wird allen Bücher- und Schrifttumskundigen auch von abweichenden Standpunkten deren große Brauchbarkeit zeigen. Wenn einzelnes sich nicht immer zwanglos in die Chronologie einzufügen scheint, gerade dann nicht, wenn in ihren Anfängen übereinstimmende Lebenswege sich später trennten, so beweist auch das den Nutzen des chronologischen Prinzips, das die Wurzeln aller Literaturwerke in den Wurzeln ihrer Schöpfer bloßlegt, soweit sie menschlichem Urteil und Wissen noch erkennbar sind. Eine Ausführung des ersten Versuches, den die Arbeit Hans von Müllers darstellt, in einer größeren synoptischen Liste wäre wünschenwert. Aber auch ohne ein bequemes großes Hilfsbuch kann der Büchersammler, dem es nicht um die Materie, sondern um den Organismus seiner Bibliothek zu tun ist, wenn er der Anregung folgt, die die hier angezeigte kleine Festschrift gibt, für die Benutzung seiner Bücher viel gewinnen.

Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte. Ludwig Geiger zum 70. Geburtstage 5. Juni 1918 als Festgabe dargebracht. B. Behr (Friedrich Feddersen), Berlin-Steglitz: 1918 XVI, 486 S. 8⁰. ● Das Festbündel — wie die Holländer ein Sammelwerk bezeichnen, das in Befolgung einer schönen Gelehrtensitte

dazu bestimmt ist, den Ehrentag eines Mannes der Wissenschaft durch Beiträge seiner Mitarbeiter und Schüler zu feiern, die in ihrer Gesamtheit kennzeichnend sein sollen für dessen Lebenswerk —, solches Festbündel ist nicht leicht auszusuchen und noch schwerer in den mehr oder minder dicken Band zu bringen, der ihm die einheitliche Form geben soll. Es ist der Gesellschaft für Theatergeschichte unter der sachkundigen Leitung von Heinrich Stümcke gelungen, eine nach Inhalt und Umfang gewichtige Festschrift für ihren ersten Vorsitzenden herauszugeben, die ebenso sehr ihre eigentliche Zweckbestimmung erfüllt als auch in wertvoller Weise die Wissenschaft derjenigen Gebiete bereichert, denen Ludwig Geiger nach Amt und Neigung vorwiegend angehört, die Wissenschaft der Literatur- und Theatergeschichte. Die Abhandlungen, fast ein halbes Hundert, die den stattlichen Band bilden, können an dieser Stelle nicht alle aufgeführt werden. So mögen denn hier wenigstens einige von ihnen genannt sein, die im Bereiche der regelmäßigen Anzeigen der Vierteljahrsschrift liegen: Georg Ellinger, Georg Fabricius und Adam Siber — ein Beitrag zu der von Forschern und Sammlern allzusehr vernachlässigten neulateinischen Dichtung; Franz Muncker, Zu Klopstocks „Oden" — Ergänzungen der kritischen Ausgabe der ‚Oden' (Stuttgart: 1889); Ludwig Fränkel, Maler Müllers Auferstehung — eine Übersicht des gegenwärtigen Standes der Bemühungen um die Maler Müller-Bio-Bibliographie; Eduard Scheidemantel, Goethes Totenfeier für Schiller in Lauchstädt 1805 — ein nach der Handschrift des Weimarer Schillerhauses veröffentlichter Vortrag des Gymnasiallehrers A. L. Bucher, eines aufmerksamen Zuschauers der von Goethe veranstalteten dramatischen Aufführung der Glocke; Otto Pniower, Von Zelter bis Fontane — Berliner Briefe G. E. Maras, Zelters, A. B. Marxens, W. Haerings, Scherenbergs, Fontanes, nach den Handschriften im Besitze des Märkischen Museums; F. v. Zobeltitz,

Ein verschollener satirischer Roman von 1803 — Peter Phillipp Wolf, Magister Skriblerus. Leipzig: 1803; Hans Holbein, Franz von Holbeins Anfänge aus dessen ungedruckter Selbstbiographie; Hans Devrient, Brachvogels „Narziß" und Eduard Devrient — nach ungedruckten Briefen und Tagebuchstellen; Otto Francke, Ungedruckte Briefe von Franz von Dingelstedt; Julius Wahle, Neue Briefe von Friedrich Hebbel — zwei Briefe nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs, an Ziegler vom 10. August 1852 und an Dingelstedt vom 1. Oktober 1860; Anton Bettelheim, Ein verschollener Theater-Prolog Ludwig Anzengrubers zur Einführung der neuen Direktion Schönerer-Jauner des theaters an der Wien. Daß die Hauptmasse der Beiträge der Theatergeschichte gewidmet ist, ist zugleich für die Veranstalterin der in 1000 Abzügen, davon 350 in einer Vorzugsausgabe, hergestellten Festschrift ein rühmliches Selbstzeugnis und als solches eine schöne Huldigung für die Verdienste Ludwig Geigers um diesen noch jungen Wissenschaftszweig. Und wenn Goethes Namen in den mannigfachsten Beziehungen genannt wird, so darf der Begründer und langjährige Leiter des Goethe-Jahrbuchs darin ebenfalls einen Lohn des mühevollen Dienstes sehen, den er der Erkenntnis des Ruhmes dieses Namens leisten durfte.

Briefe des Dichters Friedrich Ludwig Zacharias Werner. Mit einer Einführung herausgegeben von Dr. Oswald Floeck. Kritisch durchgesehene und erläuterte Gesamtausgabe. Mit Portraits und Faksimiles. München, Georg Müller: 1914. II. LXIV, 488; 540 S. 8⁰.

Das Datum des Titelblattes zeigt an, daß die eben erst ausgegebene Sammlung der Briefe Friedrich Ludwig Zacharias Werners wohl nur durch die Einflüsse des Krieges bisher am Erscheinen verhindert worden ist. Wenn wir uns ihrer jetzt, dankbar gegen Herausgeber und Verlag, erfreuen dürfen, so scheint der beste Wunsch, mit dem wir sie nunmehr begrüßen können, der zu sein, die beiden Briefbände möchten den Anfang einer wissenschaftlichen Ausgabe der Werke des Dichters bilden. Denn darüber kann man sich kaum täuschen, so bekannt auch

das literarhistorische Schlagwort von der Schicksalsdramatik geworden ist, so wenig wissen die meisten, die es anwenden, von den Leistungen ihres Hauptvertreters. Und doch war Werner der einzige Dichter unter den Schicksalsdramatikern (wenn nicht auch Tieck und Schiller ihnen beigezählt werden sollen). Vor allem aber ist Werner, und darin liegt vielleicht weit mehr seine geschichtliche Bedeutung als in der Verfasserschaft des ‚Vierundzwanzigsten Februar', der einzige Romantiker, der mit einer dichterischen Verkörperung der romantischen Tendenzen über das Buchdrama hinaus zur Bühnenwirkung gelangt ist. ◉ Gleich seinem weitaus größeren ostpreußischen Landsmann war Werner nach Lebensführung und Lebensgestaltung eine romantische Persönlichkeit. Wenigstens hat man sich daran gewöhnt, ihn wie E. T. A. Hoffmann im Sinne dieser allgemeinen, nicht allzuviel sagenden Bezeichnung als eine solche zu betrachten. Daher ist es doppelt wichtig, einmal die Urkunden, die dieses Urteil begründen könnten, in getreuer und möglichst vollständiger Wiedergabe zu besitzen, schon deshalb, weil erst sie es gestatten, die Übertreibungen, die in jener literarhistorischen Begriffsbestimmung liegen könnten, an dem Maßstab der tatsächlichen Verhältnisse zu prüfen. Hat also der Briefwechsel des Dichters, den die angezeigte Ausgabe vorlegt, den großen literaturwissenschaftlichen Wert, überhaupt erst eine feste Grundlage für die Bewertung seines Lebenswerkes aus den verschiedensten Gesichtspunkten zu schaffen, so erscheint er doch auch darüber hinaus als eine Bereicherung der bisher vorhandenen Quellenwerke zur Geschichte der Romantik, indem er über den engeren Lebenskreis Werners weiterführt in das geistige, künstlerische, gesellschaftliche Wesen einer unmittelbaren Vorstufe unserer Gegenwart, einer Entwicklungsepoche zum Dasein der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, die, mag man sich zur Romantik selbst stellen, wie man will, jedenfalls heute noch nicht nur der geschichtlichen Vergangenheit angehört. Insofern sind die beiden Bände der Werner-Briefe ein Werk, das auch als Ganzes noch nicht bloß ein literarhistorisches Dokument ist. Daß die Einzelheiten, die es bietet, den modernen psychologischen Problemstellungen einen reichen Stoff liefern können, darf ohne weiteres angenommen werden. In die Seelenanatomie ist seit langem kein so geeigneter Gegenstand ihrer Betrachtungen gekommen. Gestand doch selbst Goethe nach Jahren persönlichen Verkehrs mit Werner und fortgesetzter Teilnahme für den ihm schon innerlich Entfremdeten, es fehle ihm der Mut, der notwendig sei, um mit historisch-kritischer Gelassenheit „jenen Komplex von Vorzügen, Verirrungen, Torheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten" zu beurteilen. ◉ Es ist nicht allein der interessante Lebensroman, der einem Beurteiler Werners ein vielgestaltig schillerndes Wesen vortäuscht. Der Dichter, auf dessen Anfänge in der Stadt Kants der Einfluß Heinses wirkte und der in der Stadt Abraham a Santa Claras als sein hervorragendster Nachfolger endete, paßt keineswegs in die bequeme literarhistorische Schablone des in den Mystiker



verwandelten Erotikers. Das Lebensbild, das die Einleitung des ersten Briefbandes zeichnet, könnte mit seiner richtigen Verteilung von Licht und Schatten darüber belehren, daß man durchaus kein zielbewußter Pathograph zu sein braucht, um bei dieser problematischen Natur auch nach dem Problematischen ihrer Umwelt zu suchen. Der Charakter des Menschen Werner hätte freilich ganz und gar nicht in den Cornelius Nepos gepaßt. Das beweist auch die Art seines brieflichen Verkehrs, in dem er bis zur Unterwürfigkeit gehorsam war, so lange er die Leute brauchte und den er aufgab, wenn sie ihre Nützlichkeit für ihn verloren hatten. Aber solche und verwandte Züge, so der vielberufene Geiz Werners, wurzelten letzten Endes doch in einer unglücklichen Veranlagung zu krankhafter Zukunftsfurcht, aus der der Dichter überall vom Menschen gehindert wurde, sich durchzusetzen. Und deshalb blieb Werner auch letzten Endes überall fremd in den bedeutenden Kreisen, die seine Lebensbahn schnitt, in demjenigen, deren Mittelpunkt E. T. A. Hoffmann war und dem er durch Lebensschicksal zugehörte, in den anderen, gesellschaftlich glänzenderen, die er sich nach verwüsteten Jugendjahren erschloß, im Weimar Goethes, in Rom, wo Wilhelm v. Humboldt Gesandter war, in den während der Kongreßepoche berühmt gewordenen aristokratischen Wiener Zirkeln. Wie er schließlich auch in seiner Heimat Ostpreußen, dem Vaterlande der rationalistischen Romantik, nicht in dem Maße bodenständig gewesen ist, daß eine nach Landschaften und Stämmen geordnete Literaturgeschichte an ihm Freude haben müßte. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Mystik, die Werner auf dem Höhepunkte seines dichterischen Schaffens verkündete, von praktischen Tendenzen war, auf die Veredelung des Freimauertums zurückging, in der sich die Scheffner (dessen auch dafür kennzeichnender, vom Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen herausgegebener Briefwechsel im Erscheinen begriffen ist) Hippel und anderen Gesinnungsgenossen versuchten. ● Bereits diese kurzen Andeutungen zeigen, welchen Komplex, um wieder an Goethes Worte anzuknüpfen, die ansehnlichen Bände mit den 216 Briefen des (etwas ungewöhnlich vom Titel betonten) Dichters Werners bergen. Daß der Herr Herausgeber den von ihm zusammengebrachten Briefschatz — es waren bisher nur 87 Briefe Werners vollständig und 27 unvollständig gedruckt — nicht allein mit der notwendigen wissenschaftlichen Sorgfalt gesammelt, sondern auch bearbeitet hat, daß er mit seiner Einleitung und dem Register, mit den Beigaben des Anhangs und der Stammtafeln sich erfolgreich für das Gelingen seiner Ausgabe eingesetzt hat, die endgültig ist, soweit nicht noch spätere Funde sie ergänzen werden, bedarf nur einer kurzen Erwähnung. Auch auf die Einzelheiten der Briefstellen in ihrer Bedeutung für die Textkritik einzelner Werke, so der ‚Söhne des Tals‘, für die Datierung der Gedichte Werners und für ähnliche kritisch-literarhistorische Fragen kann hier nur kurz verwiesen werden. An der Ausstattung ist, wie das bei ähnlichen Veröffentlichungen unserer hierin führenden wissenschaftlichen Verlage (aber

leider noch nicht bei allen sonst maßgebenden wissenschaftlichen Verlagen) längst die gute Regel ist, nicht gespart worden. Man wende nicht ein, es sei gleichgültig, ob ein Werk, das seines inneren Wertes wegen den Sammlungen unentbehrlich ist, eine ansehnliche Buchgestalt habe. Denn die Buchgröße ist entscheidend für die Druckanordnung und diese wiederum ist ein leider noch lange nicht genügend ausgenutztes Mittel einer vollkommeneren Werkwiedergabe. Ja, bei manchen Neudrucken liegt die Berechtigung ihres Erscheinens in der überlegten Satzanordnung, die recht eigentlich erst dem Leser den Werkinhalt zugänglich macht. Auch die Beilagen, die Bildnisse, Handschriftennachbildungen usw. zusammenstellen, gehören gerade in einem Briefcorpus zum notwendigen Zubehör, sind kein leerer Ausstattungsaufwand. Herausgeber und Verlag haben bei dem ikonographischen Teil der Wernerbriefe allerdings beinahe des Guten zu viel getan, indem sie sogar 2 Bildnisse Goethes, 2 Bildnisse Hitzigs der Porträtgalerie der beiden Bände einreihten. Dagegen fehlt eine Nachbildung des Werner-Bildnisses von Josef Saar, die der Seltenheit des Blattes wegen nicht unwillkommen gewesen sein würde.

Hans Bethge, Lieder des Orients. Nachdichtungen. Als Handschrift gedruckt von Gebr. Klingspor in Offenbach: 1917. 56 S. 8°.

Die Auswahlsammlung der Bethgeschen Nachdichtungen, in Kochscher Frühlingsfraktur auf Old Stratford gedruckt, die die verdiente Schriftgießerei leider nicht in den Handel gelangen ließ, gehört zu den schönsten während des Krieges in Deutschland entstandenen Büchern. Wer es liebt, seine Werturteile in positiven Superlativen abzugeben, würde den eleganten Band vielleicht sogar das schönste deutsche Buch der Kriegsjahre nennen. Aber auch ohne mit solchen Vergleichen die Leistungen der deutschen Kunst im Buchdruck seit dem Ausbruch des Weltkrieges würdigen zu wollen, darf man wohl behaupten, daß dieser Druck für alle diejenigen eine Freude und ein Trost ist, die echte Empfindung für Buchschönheit nicht verloren haben. Denn während jetzt die alten um die Buchdruckveredlung verdienten Verlage nur mit allergrößter Mühe unter den sich stetig steigernden gewerblichen Schwierigkeiten die anständige Haltung ihrer Veröffentlichungen zu wahren suchen müssen, haben andere, neue Verlagsgeschäfte unter den günstigen Kriegskonjunkturen auch die Ausbeutung der Liebhaberausgabe entdeckt, in deren Namen sie Raubbau an den nicht leicht gewonnenen und noch lange nicht zu überschätzenden Errungenschaften der neudeutschen Buchkunstbewegung treiben, deren Stand das Buchweltausstellungsjahr 1914 in umfassender Weise zeigen konnte. Daran darf bei dieser Gelegenheit auch hier einmal erinnert werden, weil das köstliche Büchlein der Gebr. Klingsporschen Hausdruckerei eine Festschrift ist. Es ist Carl Ernst Poeschel, einem der tätigsten und verdienstvollsten Vorkämpfer

aller derjenigen Bestrebungen, die auf eine bessere gewerbliche und künstlerische Gestaltung des deutschen Buches gerichtet sind, zum Gedenktage seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit als Buchdrucker gewidmet worden. Daß seine Arbeit nicht vergeblich war und nicht vergeblich sein wird, bezeugen Herrn Poeschel nicht allein die eigenen Leistungen, sondern auch deren Anerkennung durch die Sachverständigen. Und so wird ihm wie den anderen Buchfreunden, die in den Liedern des Orients blättern oder sie in die Reihe der nicht nur vorgeblichen Kunstdrucke stellen durften, von dem kleinem vornehmen Werke die Hoffnung aufrecht erhalten werden, daß der Gegensatz zwischen Liebhaberausgabe und Musterdruck, den jetzt so viele ‚bibliophile Publikationen' vergrößern, rasch schwinden wird, wenn erst wieder der Wert und nicht mehr allein der Preis als Kennzeichen eines schönen Buches in Geltung sein werden.

Gottfried August Bürger, Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande. Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustave Doré. Im Insel-Verlag zu Leipzig [1918]. 185 (192) S. 4°.

Nachdem der Insel-Verlag in Leipzig 1906 durch seine von Hans von Müller besorgte Ausgabe den bereits zu Bürgers Lebzeiten in den Dieterichschen Original-[Nachschuß-]Auflagen böse verdorbenen Text des unsterblichen Münchhausenbuches wieder hergestellt hat, legt er nunmehr das Ergebnis seiner Bemühungen vor, die bisher gelungensten Münchhausen-Illustrationen in einer Form zu veröffentlichen, die ebenso ihrem eigenen Werte als dem des von ihnen geschmückten Werkes entspricht, in einer Form, die sie zum ersten Male zu ihrer vollen Geltung bringt und die sie zum ersten Male mit dem echten Münchhausentexte vereinigt. ● Die Riepenhausenschen Kupfer der 1786 und 1788 erschienenen beiden Originalauflagen hatten viele witzige Züge, aber als eine kongeniale Interpretation des unvergleichlichen Kavaliertones, in dem Münchhausen seine erheiternden Geschichten vorträgt, wird man sie wohl kaum ansehen wollen. Ihre besondere Bedeutung haben sie als die einzigen zeitgenössischen Buchbilder zum Münchhausen. Die erstmalig 1840 veröffentlichten 16 Federzeichnungen Hosemanns sind zwar sehr bekannt geworden, verdienen aber, was auch die Bewunderer Hosemanns zugestehen werden, ihren Ruhm keineswegs. Diese Zeichnungen Hosemanns sind gelegentlich gewiß geistreich, keineswegs aber aus jener Fülle geschaffen worden, die dem Künstler bei ihm besser zu sagenden Aufgaben, wie bei seinen realistischen Schilderungen aus dem Berliner Volksleben, zu Gebote stand. Dagegen

hat ein bedeutender Zeitgenosse Hosemanns, der Düsseldorfer Maler Adolf Schrödter, es verstanden, die Abenteuer Münchhausens mit machtvoller Natürlichkeit zu schildern. Aber seine mit Recht bewunderten Münchhausen-Gemälde und -Griffelkunstblätter sind keine Buchbilder und auch nicht als Vorlagen zu solchen gedacht gewesen. Neuerdings erst finden sich in einem deutschen Münchhausen-Neudruck (Berlin, Morawe & Scheffelt: 1913), der leider ebensowenig wie die meisten anderen Neudrucke einschließlich der fortgeführten sogenannten Originalausgaben einen richtigen Text wiedergibt, Illustrationen von eigenem künstlerischen Wert, diejenigen J. v. Divékys. ● Die schwierige Aufgabe, die der Münchhausen seinen Illustratoren stellt, restlos von einem selbständigen künstlerischen Standpunkt aus hat mit souveräner Technik zum ersten Male Gustave Doré zu lösen verstanden. Was die Engländer Rowlandson und Cruikshank in der bildlichen Ausführung der Münchhausenschen Geschichten geleistet haben, blieb in dem diesen Meistern genehmen Rahmen der Karrikatur und kann kaum als eine mit dem Buche verwachsene Illustration gelten. Erst der Franzose Doré führte mit seiner Bilderfolge im ironischen Geschmack, deren Holzschnitte 1862 eine französische, von Théophile Gautier fils besorgte, als Prämienbuch der Zeitschrift La Vie à la campagne verteilte Münchhausen-Übersetzung schmückten, den Beweis, daß sich der Geist der Münchhausenschen Erzählungen auch im Spiegel des Buchbildes auffangen lasse. Dorés Münchhausen-Holzschnitt-Zeichnungen sind in ihrer Sonderart klassisch geworden, haben unter den hervorragendsten Leistungen des Buchbildes im 19. Jahrhunderts ihren längst anerkannten Rang. ● Darüber unterrichtet ausführlicher das die neue Inselausgabe begleitende Nachwort Karl Volls. So möge denn hier nur noch gesagt sein, weshalb diese Ausgabe ihren französischen ebenso wie ihren deutschen Vorgänger (Hallberger, Stuttgart) weit übertrifft, weshalb sie die erste gute und schöne Münchhausen-Ausgabe mit den Dorébildern ist. Erst der Insel-Quartant enthält den echten Münchhausentext, was bei den groben Druckfehlern, die ihn über ein Jahrhundert lang entstellten, und in vielen andern verbreiteten Ausgaben leider noch immer entstellen, hervorzuheben nicht ganz gleichgültig ist. Und erst der Insel-Quartant befriedigt in buchgewerblicher Hinsicht, macht von den noch gut erhaltenen Original-Holzstöcken, die er verwerten konnte, den besten Gebrauch. Druckanordnung und -ausführung durch die Reichsdruckerei auf einem vortrefflichen Papier zeigen den ganzen Gegensatz, in dem sich die Buchkunst des zwanzigsten Jahrhunderts zu den Holzstoff-Prachtwerken der sechziger und siebziger Jahre des neunzehnten befindet, in deren Form damals die Doréschen Münchhausen-Illustrationen erschienen. Mögen sie in ihrer jetzigen veredelten Buchgestalt kein Bibliophilenprachtwerk bleiben, sondern auch ein Hausbuch werden, das, wie etwa das Wilhelm Busch-Album, der Kunsterziehung ohne den Anspruch auf die Geltung eines Kunsterziehers und deshalb um so wirksamer dient.



Österreichische Memoirenlitteratur ● Johann Friedrich Reichardt, Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den Österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809. Eingeleitet und erläutert von Gustav Gugitz. (Mit 62 Bildtafeln.) München, Georg Müller: 1915. (1918) II. 8⁰ ● Josef Richter, Die Eipeldauer Briefe 1799—1813. In Auswahl herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Eugen von Paunel. (Mit 83 Bildtafeln.) München, Georg Müller: 1917—18 II. 8⁰ ● Erinnerungen von Fritz Mauthner. I. Prager Jugendjahre. München, Georg Müller: 1918.

Georg Müller in München, den der Tod allzu rasch aus seinem großen Verlagsgeschäfte fortgeführt hat, ist mit der gleichen Leidenschaft Bücherhersteller gewesen, mit der andere Büchersammler sind. Ein rastloser Arbeiter, dem es nur wohl wurde, wenn er sich oder was für ihn dasselbe war, seinem Verlage, allenthalben ferne und hohe Ziele setzen konnte. So ist denn auch seine Hinterlassenschaft, nach ihrem Umfange sehr groß, nach ihrem Werte allerdings ungleich, ein Erbe, das den gegenwärtigen Besitzern, zumal unter den gegenwärtigen Kriegshemmungen, mancherlei Schwierigkeiten machen muß, deren Überwindung aber ebenso ihnen wie den vielen Buchfreunden zu wünschen ist, die auf die Fortsetzung der begonnenen Gesamtausgaben und Reihenwerke hoffen. ● Zu den Folgen, die Neuausgaben voneinander unabhängiger Bücher mittels eine sie verbindende Ausstattung und Bearbeitung in einem größeren, durch einen Leitgedanken bestimmten Ganzen vereinen, gehören auch die von Gustav Gugitz herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich. Ein Unternehmen, das ebenso nach seinem Plane wie nach dessen Verwirklichung sehr verdienstvoll ist. Wir möchten wünschen, daß es dem Verlage glücke, auch für die deutschen Lande ebenso begeisterte und kenntnisreiche Herausgeber zu finden, damit er in ähnlicher Form Denkwürdigkeiten aus Alt-Bayern usw. herausgeben kann, die ganz gewiß einen großen Leserkreis finden und eine tatsächlich in unserer kulturhistorisch-topographischen Literatur vorhandene Lücke ausfüllen würden. ● Als XV. und XVI. Band der ‚Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich‘ werden des ostpreußischen Komponisten und Musiktheoretikers Johann Friedrich Reichardt, Vertraute Briefe geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten zu Ende des Jahres 1808 und zu Anfang 1809‘ neugedruckt. Reichardt war weder eine bedeutende Persönlichkeit noch ein hervorragender Schriftsteller und nach dem

Urteil seiner Zeitgenossen hatten seine Vertrauten Briefe gerade diejenigen Eigenschaften, die immer in der Memoirenliteratur zu deren freilich ganz kaum zu vermeidenden Schwächen gehören werden: sie sind von selbstgefälliger Eitelkeit erfüllt und deshalb ohne Bedenken indiskret. Aber gerade aus solchen Schwächen ihres Verfassers sind diejenigen Vorzüge entstanden, die den Vertrauten Briefen ihren späteren Wert als ein Quellenwerk zur Kultur- und Zivilisationsgeschichte gegeben haben. In der Originalausgabe (die übrigens von der Einleitung etwas ausführlicher hätte erwähnt werden sollen) finden sich sogar die Eigennamen durch gröbste Druckfehler völlig entstellt, anscheinend hat sich Reichardt um die Drucklegung seines Buches selbst überhaupt nicht weiter gekümmert. Mit der Beseitigung dieser und anderer Druckversehen hat der Herr Herausgeber zum erstenmale einen richtigen Text der Vertrauten Briefe hergestellt, dessen Benutzung durch die Erläuterungen in Bild und Wort, durch die genauen Inhaltsverzeichnisse nunmehr erst recht eigentlich auch den mit den österreichischen Verhältnissen der Jahre 1808 und 1809 weniger vertrauten ermöglicht worden ist. ● Wenn Reichardt das Lob der Wienerstadt in einem Tone anstimmte, der selbst ihren Bewohnern etwas zu laut in die Ohren klang, so hat dafür die lokalpatriotsche Satire auch in Wien es nicht an Äußerungen fehlen lassen, die mit spottendem Wohlwollen sich an der Eigenart seiner Bewohner und ihres Lebens erfreuten wie die Eipeldauer Briefe. Der kaiserliche Hofrat und erste Kustos der Hofbibliothek Michael Denis, der Barde Sined, beschließt den zweiten der beiden dicken Quartanten seiner ‚Einleitung in die Bücherkunde‘ (Zweite verbesserte Ausgabe. Wien: 1795) auf den gelehrten Seiten, die den Abschnitt der Philologie mit der Unterabteilung der Polymathie beenden. In ihr heißt es: „Hier können auch die Monat- und Wochenschriften ihre Stelle finden, zu welchen bisweilen dürftige Schreibelustige ihre Zuflucht nehmen. Engländer sind uns mit vortrefflichen Beispielen vorgegangen. Der Spektator, Guardian und Tatler sind größtenteils Steeles, Addisons und Popes Werk, den Rambler hat Sam. Johnson verfasset. Der Spanier Ben. Feijoo mit seinem Theatro critico universal und der Fortsetzung unter dem Titel Cartas eruditas y curiosas verdienet auch Bemerkung. Das erste Werk wird nun in unsere Sprache übersetzet. Unter den zahlreichen Deutschen haben am Maler der Sitten Bodmer, am Geselligen J. Fried. Meyer und Sam. Gotth. Lange, am Jünglinge Rabener, Cramer und Giesecke, am nordischen Aufseher Cramer, Klopstock, Basedow gearbeitet, zu denen ich des von Sonnenfels Mann ohne Vorurteil, das deutsche Museum, die mit Götternamen bezeichneten Journale Mercur, Minerva, Pomona, Iris, Thalia und dergleichen und die in unserer Volkssprache abgefaßten nützlichen Briefe eines Eipeldauers setze.“ Daß der ernsthafte Gelehrte dem Tageblatt ein bescheidenes Plätzchen in seiner Übersicht der Weltliteratur gönnte, daß er den ‚Eipeldauer Briefen‘ einen größeren literarischen Zusammenhang suchte, ist ein Beweis ihres Ansehens im Wien der Josefinischen Zeit. Aber wie mit ähnlichen

Zeitschriften ist es auch mit den Eipeldauer Briefen gegangen, ihre 1785 beginnende lange Reihe steht nach hundert Jahren kaum noch vollständig in einer Bibliothek, ihr Inhalt ist vergessen worden und deshalb sind sie mehr einer der vielen sich von Literaturgeschichte zu Literaturgeschichte vererbenden Titel als ein noch wirklich bekanntes Werk. Um dessen Erschließung für den genießenden Leser, für den nachschlagenden Forscher, haben sich Eugen von Paunel und Gustav Gugitz, zunächst mit zwei, den Anteil des Begründers der Briefe, Josef Richter, umfassenden Auswahlbänden, rühmenswert verdient gemacht. Auch bei diesen beiden, dem XVII. und XVIII. Bande der Reihe, sind Anmerkungen und Bildbeigaben unentbehrlich für das rasche Verständnis des Werkes und erfüllen ihren Zweck vollauf. Hervorzuheben ist weiterhin die literaturwissenschaftliche Betrachtung, die Eugen von Paunel in seiner Einleitung der altberühmten Wiener Zeitschrift zuteil werden läßt und das Sachregister von Gustav Gugitz, das sich über das ganze Werk erstrecken soll und das bis jetzt, entsprechend den ersten beiden Auswahlbänden, von 1785—1813 reicht. Dadurch, daß das allgemeine Inhaltsverzeichnis die nicht in der Auswahl abgedruckten Teile des vollständigen Werkes mitberücksichtigt, gibt es der Ausgabe erst ihre volle wissenschaftliche Brauchbarkeit. Es wäre zu wünschen, daß bei anderen Auswahlsammlungen auch immer ein derart vollständiges Register vorhanden wäre, wodurch dann deren Benutzung erheblich erleichtert werden würde. ● Zur Memoirenliteratur Österreichs gehört, nach ihrem Rohstoff, auch der Anfang der temperamentvollen Auseinandersetsung Fritz Mauthners mit seinem Leben. Allerdings ist für ihn die eigene Lebensbeschreibung lediglich ein Mittel, um seine Lebenserfahrungen zur Beantwortung von Lebensfragen anzuwenden, die eine allgemeinere Bedeutung haben, ein Mittel, das ihn aus den engen räumlichen und zeitlichen Grenzen einer Persönlichkeitsgeschichte auf einen Standpunkt erheben soll, der über vergilbende Tagebuchblätter hinaus einen weiten Ausblick gewährt, nicht nur in die Vergangenheit zurück, sondern auch vorwärts in die Zukunft. Mauthner, der seine Memoiren als Philosoph schreibt, stellt damit an die gern zu den leichteren Literaturgattungen gezählte Autobiographie die höchsten Anforderungen, er kann verlangen, daß eine Beurteilung nicht der Vollendung seines Werkes vorgreife. Aber es läßt sich doch jetzt schon über den ersten Band sagen, daß er eine Lebensgeschichte beginnt, die gedankenschwer ohne Geistreicheleien ist, von einem sehr starken inneren Formgehalt, dem eine beherrschte Sprachkunst — denn der Sprachpessimist oder gar Sprachnihilist schreibt ein ausgezeichnetes Deutsch — sicheren Ausdruck verleiht, kurz ein Buch, das vielen Lesern zu einfach erscheinen wird, auch deshalb, weil es nach Beispielen und nicht nach interessanten Stellen, die darum aber durchaus nicht fehlen, sucht. Eine Lebensgeschichte, die zu den besten Leistungen ihrer Art, die wir in deutscher Sprache haben, gehören wird, wofern sie zum Abschluß gelangen sollte. Es ist nicht allzschwer, die Vermutung auszusprechen, daß dem ersten Bande, der die

Bildungsgeschichte des Verfassers erzählend, tiefgründig auch das Schulproblem erfaßt, ein anderer folgen soll, der auf das Bildungsmittel der öffentlichen Meinung, die Zeitungen, näher eingehen wird. In ihm werden die literar-historischen Notizen sich mehren, wichtiger wird es aber sein, daß wir wieder einmal ein Buch erhalten, das es versteht, die Form der Autobiographie zu bewahren und dabei doch deren Zweckerfüllung einer individuellen Soziologie zu erreichen.

Waterkant Bücherei. Band I. John Brinkman. De Generalreder. (Erste vollständige Ausgabe.) Herausgegeben von Wilhelm Schmidt-Rostock. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung: 1918. 61 S. 8⁰.

Die Ausgabe gibt die aus dem Nachlasse bisher nur verkürzt veröffentlichte prächtige Seemannsgeschichte zum erstenmal vollständig nach der erhaltenen Urhandschrift wieder. Leider fehlen nähere Angaben über die dabei befolgten philologischen Grundsätze, die sich ja auf einige knappe Zeilen hätten beschränken können, so daß der Leser nicht weiter über die Art der Wiedergabe unterrichtet wird. Wenn man mit dem Herrn Herausgeber mit Recht Brinkman zu den niederdeutschen Klassikern zählt, darf man den fehlenden Hinweis auf die Textbehandlung mit Bedauern vermissen und eine nachträgliche kurze Aufklärung wünschen.

Die Holzschnitte der Lübecker Bibel von 1494 zu den 5 Büchern Mose. Herausgegeben von Max J. Friedländer. Berlin, Grote: 1918. 38 S. 4⁰ (Jahresgabe des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 1917).

Symbolum apostolicum. Blockbuch-Unicum der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Nebst 12 Holzschnitten gleichen Stils. In 21 Lichtdrucktafeln. Herausgegeben von P. Kristeller. Berlin, Cassirer: 1917. 7., 21 Taf. 2⁰ (Graphische Gesellschaft. Veröffentlichung 23).

The Literature of the Restoration. Being a collection of the poetical and dramatic literature produced between the years 1660 and 1700, with particular reference to the writings of John Dryden. Described and annotated by Percy John Dobell. London [Dobell]: 1918. 101 S. 8⁰.



MITTEILUNGEN UND NACHRICHTEN

Klassiker- und Romantiker-Bibliotheken. Büchersammlungen deutscher Denker und Dichter hat es in größerer Zahl gegeben, als die wenigen Stücke solcher berühmter Abstammung, die gelegentlich im Altbuchhandel angeboten werden, vermuten lassen würden. Und diese Büchersammlungen sind auch keineswegs, wie manche deshalb annehmen könnten, zusammengehalten worden. Auch sie wurden größtenteils aufgelöst, meistens durch Versteigerungen. Da jedoch die ihnen entstammenden Bücher fast immer ohne ein ihre Herkunft angebendes Kennzeichen in den Kreislauf des bedruckten und gebundenen Papieres zuückgelangten, so dürften viele namenlos verloren gegangen, viele jedoch ebenso namenlos in anderen Sammlungen vorhanden sein, die ihnen gern einen Ehrenplatz anweisen würden, wenn ihr Ursprung bekannt wäre. ● Dafür haben wenigstens auch die Bibliothekskataloge in der Klassiker- und Romantiker-Reihe den ihnen als wertvollen lebensgeschichtlichen Zeugnissen zukommenden Rang längst gewonnen. Daß diese Kataloge meist Seltenheiten sind, versteht sich von selbst, weil nur die wenigsten eine Bücherverkaufsliste in ihrer Erscheinungszeit für aufbewahrenswert gehalten haben. Daß es aber auch unter ihnen noch unentdeckte Seltenheiten gibt, beweisen die Auktionskataloge der Bibliotheken Lessings, von denen schon früher (S. 44) in diesen Blättern die Rede war. Auch über die bevorstehende Veröffentlichung des Verzeichnisses von Goethes Bücherei ist bereits (S. 47) berichtet worden. ● Dagegen darf der Verbleib des Schillerschen Büchervorrats hier wohl etwas ausführlicher behandelt werden, einmal, weil die ihn betreffenden Arbeiten erst in letzter Zeit zu einem gewissen Abschluß gelangt sind, sodann, weil diese Arbeiten noch allzuwenig bekannt wurden. Man kann es als einen nicht geringen Glücksumstand betrachten, daß die Schillersche Bibliothek, wenigstens in ihrer Hauptmasse, ebenso wie die Goethesche, noch in Weimar erhalten geblieben ist, obschon nicht an ihrem alten Standorte im Schillerhause, dessen schön gedruckter Führer übrigens im Jahre 1914 noch nicht zu wissen schien, daß der größte Teil des von Schiller hinterlassenen Bücherbesitzes jetzt im Goethe- und Schillerarchiv aufgestellt ist. Ein Gesamtverzeichnis aller von Schiller in seiner Sammlung besessenen Bücher ist nicht vorhanden, obwohl es an Mitteilungen und Untersuchungen über den Verbleib der Teile dieser aufgelösten und unter die Erben verteilten Bibliothek nicht gefehlt hat. Wie es scheint, führte Schillers Gattin die von ihr unbe-

rührt gelassene Bibliothek des Dichters bei ihrer Übersiedlung von Weimar nach Bonn (1824) an den neuen Wohnort mit. Nach ihrem Tode (1826) gelangte ein kleinerer Teil, 156 Bände, in den Besitz des zweiten Sohnes Ernst und nach dessen Tod (1841) in den seines ältesten Sohnes Karl. Von ihm erwarb im Dezember 1851 der Berliner Buchhändler J. A. Stargardt die kostbaren, damals freilich nicht allzu hoch eingeschätzten Bände. Der Buchhändler legte der Sammlung als solchen mit Recht einen größeren Wert bei; fand dafür aber kein Verständnis. Ankaufserwägungen, die von den Behörden Weimars 1852 eingeleitet waren, zerschlugen sich, da die verlangten 300 Taler bei der Unvollständigkeit mehrerer Werke eine allzu große Überschätzung des antiquarischen Wertes der Büchermasse darstellen sollten, deren wissenschaftlicher Wert als gering betrachtet wurde. Auch die weiteren Verkaufsbemühungen J. A. Stargardts blieben jahrelang erfolglos, weshalb er zum Schillerjubiläum den Katalog seiner Schillerbücher als Huldigungsschrift erscheinen ließ. (Friedrich von Schillers Bibliothek. Mit einem Facsimile aus seinem eigenhändigen Bücherverzeichnisse. Zum 10. November 1859. Berlin, J. A. Stargardt: [1859]. Wird zum Besten des Schillervereins für 5 Sgr. verkauft. 16 S. 8° 1 Blatt Facsimile.) Anfang April 1860 bot Stargardt, dem die ein Jahrzehnt früher stattgefundenen Verhandlungen über einen Ankauf seiner Schiller-Bibliothek unbekannt geblieben waren, sie dem Schillerhaus in Weimar für 250 Taler an, indessen wurde sein Angebot, mit Rücksicht auf jene abgeschlossenen alten Verhandlungen, zu den Akten gelegt. Inzwischen hatte Stargardt die Schiller-Bibliothek am 26. April 1860 dem Buchhändler Isaak Salomon Meyer in Hambung verkaufen können, der aber, wie sein Vorgänger, zunächst keinen Abnehmer für sie finden konnte. Er veranstaltete daher im folgenden Jahre eine Verlosung unter den wohlhabenden Hamburger Bürgern und das Los sprach am 28. Februar 1862 die Schiller-Bibliothek dem Kaufmann Carl Helmcke zu, der sie im Jahre 1867 der Hamburger Stadtbibliothek schenkte. Hier wurden die Bände aus Schillers Besitz unter die Bestände eingereiht und eine Anzahl als Dubletten ausgeschieden, Erst 1905 sind die damals noch vorhandenen 114 Bände wieder zu einem Ganzen vereinigt worden, was wohl hauptsächlich den inzwischen diesem Teil von Schillers Bibliothek gewidmeten Untersuchungen Albert Kösters zu verdanken war, der die Bücher aus Schillers Bibliothek in der Hamburger Stadtbibliothek von neuem entdeckt und darüber am 17. Juni 1891 im ‚Hamburgischen Korrespondenten‘ berichtet hatte. Dann hatte Wolfgang von Wurzbach, dem die Arbeit seines Vorgängers unbekannt geblieben war, für die ‚Zeitschrift für Bücherfreunde‘ (4. Jahrgang 1900/1901. I S. 71—77: Aus Schillers Bibliothek) einen Abdruck des Stargardtschen Katalogs besorgt, bis endlich wiederum Albert Köster in der gleichen Zeitschrift (9. Jahrgang 1905/1906. I S. 62—67: Schillers Handbibliothek) einen abschließenden Bericht über die Schiller-Bibliothek in Hamburg gab, der auch auf einen anderen

Teil der Bibliothek Schillers hinwies. ● Im gleichen Schillerjubiläumsjahre 1859, in dem der Stargardt-Katalog erschienen war, hatte Adalbert von Keller in seinen ‚Beiträgen zur Schillerliteratur' bereits kurz die Bücher aus Schillers Besitz erwähnt, die damals die Freifrau von Schiller in Stuttgart verwahrte. Über diese Bücherreihe gaben Alfred Meißner (1870, in den ‚Blättern für literarische Unterhaltung') und Robert Boxberger (1872, im ‚Archiv für Literaturgeschichte') ausführlichere Nachrichten. Sie ist, als ein Geschenk der Freiherren Ludwig und Alexander von Gleichen-Rußwurm mit dem Schiller-Archiv des Schlosses Greiffenstein ob Bonnland am 7. Mai 1889 der Großherzogin Sophie geschenkt worden, die die Stiftung mit dem Goethe-Archiv vereinigte. Seit 1896 stehen die Bände des anderen Teiles der Schiller-Bibliothek im Goethe und Schiller-Archiv. Nicht mehr als Ganzes erhalten sind aus Schillers Bibliothek, abgesehen von den veräußerten Dubletten der Hamburger Stadtbibliothek, die von dem Dichter selbst 1799 zur Versteigerung gebrachten 80 Bände, deren Titel sich nach dem Auktionskataloge feststellen lassen. Auch an einzelnen anderen Stellen (Schiller-Museum zu Marbach, Erfurter Stadtbibliothek [Albert Pick, Schiller in Erfurt. Halle, C. A. Kaemmerer & Co.: 1898 S. 69—71]) befinden sich Bücher, die aus Schillers Bibliothek stammen und manche Bände dürften noch im Laufe der Zeit wieder aus ihrer Verschollenheit auftauchen. Immerhin läßt sich behaupten, daß der weitaus größte Teil der Bibliothek Schillers als Ganzes in Hamburg und Weimar erhalten ist, daß über die Mehrzahl der jetzt verlorenen Bände wenigstens die Titelangaben der Kataloge mehr oder minder genau berichten und daß die unbekannt gebliebenen Bücher, die ihm einst gehört haben, gegenüber der bekannten Hauptmasse durchaus in der Minderzahl sein dürften. ● Damit waren auch die Grundlagen gesichert, auf denen sich eingehendere Untersuchungen über Schillers Lektüre anstellen ließen, für die bereits Boxberger in seiner eben erwähnten Abhandlung die von Schiller aus der Weimarischen Bibliothek entliehenen Bücher herangezogen hatte. Carl Schüddekopf, der in dem Katalog einer vom Goethe- und Schiller-Archiv 1905 veranstalteten Gedächtnisausstellung (Zum 9. Mai 1905. Schiller-Ausstellung im Goethe- und Schiller-Archiv. Weimar: 1905. S. 47—83) zum ersten Male eine Übersicht der Schicksale von Schillers Bibliothek gegeben und ein beschreibendes, genaues Verzeichnis des im Archive befindlichen Teiles der Schiller-Bibliothek geliefert hatte, mußte es sich, durch die Form seiner Veröffentlichung gezwungen, versagen, die Beziehungen der Bücher Schillers zu seinem Leben und seinen Werken im einzelnen zu erläutern, eine Aufgabe, deren Lösung jetzt Paul Ortlepp unternommen hat. In seiner Abhandlung: Schillers Bibliothek und Lektüre (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur, Jahrgang 1915, I. Abteilung, XXXV. Band, S. 375ff.) und in einer (dem ‚Zugang[sverzeichnis] der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar in den Jahren 1911 bis 1913. Weimar, Hermann Böhlau: 1914' vorangestellten) Untersuchung über ‚Schillers Bibliothek' lieferte

er eine Bearbeitung des ganzen hierhergehörigen Stoffes, die bereits vielfach auf die Einzelheiten in den Wechselbeziehungen zwischen dem Lesen und Schaffen Schillers hinweisen konnte. ◉ Ebenso wie die Bibliothek von Schillers Schwägerin (Verzeichnis der Bücher aus dem Nachlasse der Frau Geh. Rätin von Wolzogen, welche ... den 7. Februar 1848 ... verkauft werden sollen. Jena: 1847. 8⁰) sind wohl manche andere Büchersammlungen auf den Markt gelangt, die einst Persönlichkeiten gehörten, denen im geistigen und geselligen Leben der glanzvollen Weimarer Tage eine hervorragendere Stellung zuteil geworden war. Auch aus diesen Bibliothekskatalogen wird sich bei ihrer genaueren Durchsicht noch manche Ausbeute ergeben. Vorläufig freilich fehlt eine Zusammenstellung ihrer Titel mit den Nachweisungen, wo sich von ihnen Exemplare erhalten haben. ◉ Am 22. April 1805 und den folgenden Tagen wurden die Bücher Herders im Fürstlichen Gymnasium versteigert. (Bibliotheca Herderiana. Vimariae: 1804. 350 S. 8⁰.) Die aus dem Nachlasse Wielands zur Versteigerung ausgebotene Büchersammlung zählte 3854 Bände (Verzeichnis der Bibliothek des verewigten Herrn Hofraths Wieland, welche den 3. April 1815 und die folgenden Tage ... öffentlich versteigert werden soll. Weimar: 1814. 2 Bl., 112 S. 8⁰), die (nach einer nicht weiter belegten Mitteilung) großenteils in einem Lesekabinett ihren unrühmlichen Untergang gefunden haben sollen, ein Schicksal, das wahrscheinlich sehr viele und nicht nur schönwissenschaftliche Bücher aus anderen Klassiker- und Romantikerbibliotheken getroffen haben wird. ◉ Die deutschen Dichter und Denker, die in einem gelehrten Berufe wirkten, verfügten wohl meist über einen nützlichen Büchervorrat, ohne daß sie deshalb, wie etwa Friedrich der Große, der auch in der Geschichte der Bibliophilie einen hohen Rang hat (Bogdan Krieger, Friedrich der Große und seine Bücher. Leipzig, Giesecke & Devrient: 1914), ausgesprochene Buchfreunde gewesen zu sein brauchen. Eine um so bemerkenswertere Ausnahme macht hier Immanuel Kant. Der große Philosoph mußte als Magister in den ersten Jahren seiner akademischen Lehrtätigkeit seine damals ansehnliche und auserlesene Bibliothek veräußern, wie Reinhold Bernhard Jachmann (Immanuel Kant, geschildert in Briefen an einen Freund. Königsberg, Nicolovius: 1804) berichtet. Wohl deshalb, und vielleicht auch, weil ihm während seiner Tätigkeit als zweiter Aufseher der königlichen Schloßbibliothek (1766—1772) das Vorweisen von deren Seltenheiten an die neugierigen Besucher gegen das ‚Buch an sich' eingenommen haben mochte, hat er späterhin keine Bibliothek mehr gesammelt, wie er denn auch niemals von seiner Bibliothek, sondern nur von seinen Büchern zu sprechen pflegte. Das, was Kant lesen wollte, erhielt er teils von seinen Freunden, teils und vornehmlich von seinem Verleger und ehemaligem Schüler Nicolovius. Dieser schickte dem Philosophen immer den Meßkatalog seines Sortiments zu, worauf sich Kant die Bücher zu seiner Lektüre notierte und nach und nach aus dem Laden ab-

holen ließ. In den letzten Jahren seines Lebens las er mit Vorliebe ungebundene Bücher. Die eigene, nicht umfangreiche Büchersammlung, die nur sehr wenige Werke enthielt, diejenigen ausgenommen, die ihm von ihren Verfassern zugesandt waren, die er aber auch größtenteils an seine Freunde weiter verschenkte, stand in seinem Schlafzimmer. Sie zählte (nach E. A. Ch. Wasianski) bei Kants Tode etwa 450 Bände, die dann jedenfalls durch die Nachlaßversteigerung, in der die persönlichen Andenken an den Philosophen sehr hoch bezahlt wurden, zerstreut sein werden. ● Daß der belesene Lichtenberg über seinem einzigartigen physikalischen Kabinette seinen Bücherschatz nicht vernachlässigt hatte, bezeugen die 114 Seiten eines Oktavbandes: Verzeichnis derjenigen Bücher, welche aus dem Nachlasse des sel. Herrn Hofraths Lichtenberg zu Göttingen im Anfange des Novembers dieses Jahres nachmittags von 1—2 Uhr durch den Universitäts-Gerichts-Prokurator und Bücher-Auktionator F. J. Schepeler, in dem Buchhändler Dieterichschen Hause meistbietend verkauft werden sollen. Göttingen: 1799. ● Weit weniger als die Dichter konnten die Nachdichter der Bücher entraten. Für sie sei als Repräsentant wenigstens der deutsche Homerübersetzer nicht vergessen. (Katalog der Bibliothek von Johann Heinrich Voß, welche, vom 9. November 1835 an, in Heidelberg öffentlich versteigert werden soll. Heidelberg, G. Reichard: 1835. 103 S. 8°), wie als Vertreter der kritischen Ästhetik Wilhelm von Humboldt nicht unerwähnt bleiben soll. Er hatte seine Bibliothek ursprünglich auf seinen Sohn Hermann vererbt. Sie befindet sich jetzt im Besitze des Herrn von der Lanken-Wakenitz auf Günthersdorf bei Neusalz. Ob allerdings durch den Erbgang die Büchersammlung Wilhelm von Humboldts nicht teilweise verkleinert und zerstreut worden ist, bedarf noch der Aufklärung durch eine ihr gewidmete Veröffentlichung. Bei dieser Gelegenheit soll noch die Bibliothek Alexander von Humboldts wenigstens kurz genannt werden, die größtenteils durch einen Brand in den Londoner Versteigerungsräumen, in denen sie zum Verkauf kommen sollte, vernichtet worden ist. (The Humboldt Library. A Catalogue of the library of Alexander von Humboldt. With a bibliographical and biographical memoir. London, Henry Steevens: 1863. XII. 791 S. 8°.) ● Auch für die Bibliophilie schuf die Romantik (und die sich in engem Zusammenhange mit ihr entwickelnde Germanistik) die günstigsten Vorbedingungen, unter denen einige Romantikerbibliotheken entstanden sind, die ihren Ruhm nicht nur dem Namen ihres Vorbesitzers, sondern vor allem ihrem kostbaren Inhalt verdankten. Der Büchernachlaß Heinrich von Kleists konnte freilich schon den Lebensumständen des Dichters nach nicht den Anspruch auf die Bezeichnung einer Privatbibliothek erheben. Ob überhaupt ein Band dieser Provenienz vorhanden ist, läßt sich nicht nachweisen. Andere Dichter der Romantischen Epoche, die, ohne gerade in so verzweifelten wirtschaftlichen Verhält-



nissen unterzugehen wie Heinrich von Kleist, immerhin ihren Alltag von steten schweren Sorgen verdüstert sahen, werden es wohl ebensowenig zu einer eigenen größeren Büchersammlung gebracht haben. Leider ist der Auktionskatalog des am 18. Oktober 1822 und den folgenden Tagen von dem Berliner Auktions-Kommissar Bratring versteigerten Büchernachlasses E. T. A. Hoffmanns bisher nicht aufgefunden worden, so daß über dessen Inhalt und Umfang Näheres nicht bekannt ist (Hans von Müller, Hoffmanns Briefwechsel. Berlin, Paetel: 1912. III. S. 547f.). Aber ob Hoffmann, wenn er aus seinen ökonomischen Nöten befreit gewesen wäre, gerade als Bibliophile sammelnd sich den Genuß eines erlesenen Bücherschatzes verschafft haben würde, kann füglich dahingestellt bleiben. Denn man darf ebensowenig bei einem auf geistigen und künstlerischen Gebiete tätigen Mann den gefüllten Bücherschrank unter den anderen Möbelstücken zum Beweise der Bücherliebhaberei machen wollen, als man voraussetzen kann, daß jeder Dichter und Denker, dessen Mittel ihm das nur irgendwie gestatteten, auf die Anlage einer Privatbibliothek bedacht gewesen sein müsse. Gingen doch bei manchen berühmten Autoren die Sammlerneigungen so wenig weit, daß sie nicht einmal die eigenen Bücher vollständig beisammen hatten. ● Die berühmte Bibliothek Ludwig Tiecks, die er, um die Schulden seines Bruders zu bezahlen, zum Verkauf bringen mußte, enthielt rund 36000 Bände. Sie war auch nach dem inneren Wert des in ihr geborgenen Büchergutes wohl die bibliographisch hervorragendste der deutschen Klassiker- und Romantikerbibliotheken. Ihr Auktionskatalog ist die erste, nach der Anleitung des Dichters ausgeführte, Arbeit Albert Cohns gewesen, den Adolf Asher eben für das Antiquariat gewonnen hatte. (Catalogue de la bibliothèque célèbre de Ludwig Tieck qui sera vendue à Berlin le 10. décembre 1849 et jours suivants par A. Asher & Comp. Berlin: 1849. 2 Bl. 362 S. 8°.) Übrigens wurde diese Versteigerung zu einem Auktionsskandal, weil Asher schon vorher eine Auslese der besten Stücke unter der Hand verhauft hatte. Den Überrest der Bibliotheca Tieckania, von der Friedrich Wilhelm IV. 1850 einen großen Teil (Sammlungen zum spanischen Drama) für die Königliche Bibliothek erworben hatte, verzeichnete der Catalogue d'une collection précieuse de livres rares et curieux provenants en partie de la bibliothèque célèbre de Ludwig Tieck... Berlin (Asher), A. Bahn & Co.: 1850 222 S. 8°. ● Dieser Büchersammlung ähnlich, wenn auch nicht ebenbürtig, war die Bibliothek A. W. v. Schlegels (Katalog der von Aug. Wilh. v. Schlegel ... nachgelassenen Büchersammlung ... Bonn, J. M. Heberle: 1845. XXX 107 S. 8°. Die jetzt in der Dresdner Kgl. Öffentlichen Bibliothek aufbewahrten Autogramme der Sammlung Schlegels katalogisiert das Verzeichnis der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung von Anton Klette. Bonn: 1888, VII, 28 S. 4°.) ● Auch Clemens Brentano, in seinen jungen Jahren ein begeisterter Büchersammler, zumal älterer volkskundlicher

Werke, der, ähnlich wie Goethe, in der Bibliothek seines Vaters schon manchen köstlichen Schatz gefunden haben mochte, entledigte sich, als seine innere Wandlung sich vollzog, noch bei Lebzeiten eines großen Teiles seiner Bücherei (Verzeichnis einer sehr reichen Sammlung von Handschriften und alten Drucken. Berlin 1819). Das, was er zurückbehalten hatte und was später noch hinzugekommen war, kam erst nach seinem Tode mit den Büchern seines Bruders Christian zusammen zum Verkauf. (Katalog der nachgelassenen Bibliotheken der Gebrüder Christian und Clemens Brentano. Köln, Steven: 1853. 232 S.) ● Von den hervorragenden Philosophen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hatte Arthur Schopenhauer nicht allein das größte bibliophile Temperament, sondern auch dank seiner universalen Bildung die meiste Möglichkeit, seine Büchersammlung sich weit über die engen Grenzen eines fachwissenschaftlichen gelehrten Apparates ausdehnen zu lassen. Nachdem er aus ihr schon selbst gelegentlich ihm überflüssig oder wertlos scheinende Bände entfernt hatte, gelangte sie als Vermächtnis an seinen Testamentsvollstrecker Wilhelm Gwinner, der den Bestand der Sammlung verkleinerte, indem er eine größere Büchermenge dem Antiquariat von Joseph Baer in Frankfurt überließ, das diesen Teil der Bibliothek Schopenhauers zur Versteigerung brachte. (Verzeichnis der von Herrn Professor Dr. Cassian dahier nachgelassenen Bibliothek, sowie eines Teils der von Herrn Dr. Arthur Schopenhauer hinterlassenen, welche Montag, den 9. April 1866 versteigert werden sollen. Frankfurt a. M., Joseph Baer: 1866.) Eduard Grisebach, der seinerseits eine Anzahl von Bänden der Schopenhauersammlung für die eigene, jetzt Dr. W. v. Brüning gehörende Bibliothek im Verlaufe der Jahre erwerben konnte, hat ausführlicher darüber berichtet und auch die Aufstellung einer nach dem Auktionskataloge gefertigten Liste versucht. (Edita und Inedita Schopenhaueriana. Leipzig, Brockhaus: 1888.) Allerdings wird man bei einer ruhigeren Beurteilung der Sachlage sich wohl kaum seinem herben Urteil über Wilhelm Gwinner in dieser Angelegenheit anschließen wollen. Dem jungen Mann war die Bedeutung Schopenhauers wie den meisten seiner Zeitgenossen noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, er teilte auch nicht die philosophischen Ansichten des älteren Freundes. Der Gedanke, daß er mit der Auflösung der Büchersammlung einen kostbaren Wert zerstöre, konnte ihm um so weniger kommen, als ja Schopenhauer seine Handschriften einem anderen vermacht hatte und demgemäß selbst die in seinen Büchern enthaltenen Handschriften für bedeutungslos zu halten schien. Hätte der Biograph Schopenhauers, der Gwinner aus Pflichtbewußtsein wurde, auch das Arbeitsmittel Schopenhauers, das seine Büchersammlung war, als solches erkannt, dann hätte er sie gewiß als Ganzes erhalten. Jetzt haben sich neben den erheblichen von Gwinner zurückbehaltenen Beständen kleinere Teilsammlungen ähnlich der Grisebachschen aus den durch die Versteigerung zerstreuten Bänden von neuem zusammengefunden (z. B. in der hinterlassenen Bi-

bliothek des Malers Trübner). Eine größere von Joseph Baer & Co. in Frankfurt 1905 ausgebotene ‚Schopenhauer-Bibliothek', die auch 166 Bände der Büchersammlung Schopenhauers enthielt (Schopenhauer-Bibliothek ... Frankfurt, Baer: 1905. 48 S. 8°) ist nun im Besitz der Stadtbibliothek Frankfurt a. M., einzelne Werke mit dem berühmten Bücherzeichen, die gelegentlich noch immer auftauchen, werden von den Bibliophilen eifrig begehrt und sorgfältig verwahrt, so daß eine Rekonstruktion der alten Schopenhauer-Bibliothek, um die auch die Schopenhauer-Gesellschaft bemüht bleibt, wenigstens durch Nachweisung der meisten ihr einst zugehörigen Bände in anderem Besitz immerhin möglich sein würde. ● Die Dichter, die Germanisten waren, Uhland, dessen Bücher 1871 von der Wittwe der Königlichen Universitätsbibliothek zu Tübingen überwiesen wurden, die ihrerseits die Dubletten der eben neugegründeten kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg abgab, Hoffmann von Fallersleben (Bibliotheca Hoffmani Fallerslebensis. Leipzig; 1846. 93 S. 8°) und andere weisen mit ihrem Büchernachlaß bereits auf jene Gruppe deutscher Privatbibliotheken, die von den Bibliophilen der Romantikerzeit geschaffen wurden, von den v. d. Hagen, Heyse, v. Meusebach usw., Bibliotheken, deren Anlage sich mehr auf den Besitz deutschen Schrifttums früherer Jahrhunderte als auf die Originalausgaben der deutschen Klassiker und Romantiker gründeten, die recht eigentlich erst im zwanzigsten Jahrhundert zu Sammlerstücken geworden sind. ● Manche bedeutende Bibliotheken aus den Klassiker- und Romantikerkreisen sind auch als geschlossene Sammlungen in öffentliche Bibliotheken gelangt, die sie dann meist wohl aufgelöst und ihren Beständen eingereiht haben. Mancher Band mag dabei als Dublette auch in den großen Bücherkreislauf zurückgelangt sein. So gingen an die königliche Bibliothek in Berlin über die Büchersammlungen Joh. Reinh. Forsters (1799: 7000 Bände, namentlich Naturgeschichte, Linguistik, Reisen), des auch als Bibliophilen berühmten Geh. Legationsrates C. F. v. Diez (1817: 17000 Bände Druckschriften, dazu die Handschriften, insbesondere die orientalischen) ‚Friedrich Heinrichs Jacobis' (1820), K. A. Varnhagen von Enses (1880: 2400 Bände, deren Hauptwert allerdings in der von Ludwig Christian Stern verzeichneten Handschriftensammlung liegt). Auch Teile sonst zerstreuter Büchersammlungen sind an die Berliner Königliche Bibliothek gelangt, wie z. B. 119 orientalische Bücher aus Friedrich Rückerts Besitz. Wollte man einmal eine Liste der in den deutschen öffentlichen Bibliotheken noch vorhandenen Klassiker- und Romantikerbibliotheken oder wenigstens von deren Resten aufstellen, so würde man jedenfalls ein vielfach brauchbares Hilfsmittel erhalten. ● Es ist nicht nur ein bibliophiler Reliquienkultus, der mit der Bücherhinterlassenschaft hervorragender Persönlichkeiten getrieben wird. Da, wo ein geistiger Führer seines Volkes oder der Menschheit eine geistige Rüstkammer, eine größere oder kleinere Privatbibliothek besaß und brauchte, ist sie als Ganzes und in ihren Einzelheiten mit den in ihr

vorhandenen Ausgaben eines bestimmten Werkes, oft kennzeichnend für seine Lektüre, für die Anregungen, die Quellen seines eigenen Schaffens und seiner eigenen Schriften. Zwar reicht der Bücherbesitz eines Schriftstellers, auch wenn er vollständig erhalten wurde, meistenteils nicht aus, um den Gang seiner Lektüre ganz genau zu verfolgen, wenn hier nicht noch andere Zeugnisse weiter helfen. Zwar könnte ein sorfältiges Verzeichnis, das es gestatten würde, alle in ihm angeführten Bücher in der benutzten Ausgabe zu vergleichen, auch einigermaßen das Fehlen der Originalbibliothek ersetzen. Indessen läßt sich auf solche Einwände entgegnen, daß in der Regel so sorgfältige Verzeichnisse, wie sie allein nützlich sein können, nicht vorhanden zu sein pflegen, wenn überhaupt ein Verzeichnis dank einem Zufall gefertigt wurde, daß weiterhin die Originalexemplare auch durch die Art ihrer Benutzung, durch ihre Gebrauchsspuren, der Forschung Wege zeigen, die in einem Verzeichnis nicht aufzufinden sein würden. Und ganz selbstverständlich sind Bücher mit Randschriften einmal verloren oder doch wenigstens aus dem Zusammenhang der berühmten Bibliothek, der sie einst gehörten, zerstreut, durch kein noch so schönes Verzeichnis zu ersetzen. Wer einmal einen Band aus dem Besitze Arthur Schopenhauers in Händen hielt, wer Randschriften des Fürsten Bismarck, die er sogar den Zeitungsblättern gab, gelesen hat, wird wissen, wie der nichtssagende Titel, über den man in einem Verzeichnisse wohl hinweglesen würde, eine unerwartete Bedeutung gewinnen kann. Und deshalb ist die Vorliebe der Sammler für solche Bände und Blätter berühmter Herkunft nicht bloß ein Ehrgeiz, mit Provenienzexemplaren prunken zu können, sondern eine Äußerung nützlicher Sammlerarbeit.

Ein alter handschriftlicher Vermerk auf dem Vorsatzblatte des dreibändigen, Königsberg bei Friedrich Nicolovius 1804 erschienenen Werkes, das die Kant-Erinnerungen von L. E. Borovski, R. B. Jachmann und E. A. Ch. Wasianski zusammenfaßt, lautet:

Unter Kant's Bildniß.

Im Leben geht's ihm schon wie Philips großem Sohne
Nach seinem Tod; von Eifersucht entbrannt,
Vertheilten unter sich die Schüler seine Krone,
Und keiner ist ein Kant. Pfeffel.

Diese Verse hat der Dichter seinem Eidam, dem Hrn. Prof. Ehrman, in Kants Critik der reinen Vernunft gedichtet.

Berichtigung

Ein Druckversehen auf Seite 99 haben die Leser wohl schon selbst berichtigt. Es muß dort in der 13. Zeile von unten heißen:

Liebe sich auch morgen froh!





ANFRAGEN UND ANTWORTEN.

6. Erstausgabe von Kotzebues Hyperboreeischen Esel?

„Der Hyperboreeische Esel oder Die heutige Bildung. Ein drastisches Drama und philosophisches Lustspiel für Jünglinge in einem Akt. Von A[ugust] v[on] Kotzebue. Leipzig, Kummer: 1799" ist in zwei Drucken mit der gleichen Jahreszahl vorhanden. Eine bibliographische Tatsache, die übrigens keineswegs unbekannt war, sondern bereits 1913 von Fritz Adolf Hünich in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" aufgeklärt worden ist. Die erste der beiden Ausgaben, die die Jahreszahl 1799 mit Recht führt, ist diejenige, die 58 + (1) Seiten hat. Die andere 74 + (1) Seiten umfassende ist eine Sonderausgabe, die der Verleger von dem Neusatz des Pasquills im sechsten, 1801 (1800), erschienenen Bande der „Neuen Schauspiele" Kotzebues veranstaltete, wobei er durch das Titelblatt der Sonderausgabe den ersten Druck vorzutäuschen suchte, allerdings dabei nicht ganz genau verfahrend. So hat das Titelblatt der neuen Auflage ein Kolon zwischen „oder: Die". Adelspartikel und Vorname des Verfassers sind auf ihm ausgeschrieben, in der letzten Zeile steht bei statt bey.

7. Erstausgabe von Pascals Lettres provinciales?

Es wäre zutreffender, hier von Erstausgaben zu sprechen. Denn die berühmten Briefe sind ursprünglich vom 23. Januar 1656 bis zum 24. März 1657 einzeln, auch gleichzeitig, an verschiedenen Orten erschienen und später in Sammelbänden vereinigt worden. Diese häufig mit verwandten Streitschriften vermehrten Quartsammelbände haben oft ein besonderes Titelblatt: Les Provinciales ou les Lettres écrites par Louis de Montalte à un Provincial de ses amis et aux RR. PP. Jésuites, sur le sujet de la morale et de la politique de ces Pères. A. Cologne, chez Piere de la Valleé: 1657. Dann folgt das Avertissement der siebzehn Briefe (der achtzehn Briefe in der zweiten Auflage dieses Titelblattes) und das Rondeau aux RR. PP. Jésuites. Eine ausführliche Liste von 20 Sammelbänden der eben beschriebenen Art in verschiedener Zusammenstellung findet man in der auch sonst aufschlußreichen, als „Supplément de la livraison de mars-avril 1878" des „Bulletin du Bibliophile et du Bibliothécaire" veröffentlichten: Monographie des Editions des Lettres Provinciales par Blaise Pascal ou Catalogue raisonné d'une Collection des Lettres Provinciales formé par feu M. J. H. Basse. Paris, Léon Techener: 1878.



8. Ich besitze ein Manuskript „Capitolo Fratesco, diuiso in sedeci canti, composto da Fra Tisabesano Sechia, accademico lepido." Es stammt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. — Meine Ermittelungen haben ergeben, daß Tisabesano ein Pseudonym des Jesuiten Seb. Chiesa ist. Ist dieses altitalienische Gedichtwerk, das eine Satire auf die katholische Geistlichkeit darstellt, bekannt? Angeblich ist das Werk niemals gedruckt erschienen, doch soll es von Tiraboschi in seiner Literaturgeschichte erwähnt sein.

BIBLIOGRAPHISCHE NOTIZEN

Interessante bibliographische Notizen, gelegentliche Hinweise und ähnliche kurze Vermerke finden sich vielfach zerstreut an Stellen, an denen man sie nicht sucht, weiterhin auch in Anmerkungen und Beschreibungen bestimmter Ausgaben, Notizen, die aber aus dem einen oder dem anderen Grunde einer Nachprüfung bedürftig erscheinen könnten. Indem dergleichen Büchernachweise in bunter Auswahl so, wie ihre Quellen sie überliefern, hier aneinander gereiht werden, bilden sie allmählich eine hoffentlich vielen ergiebige und erwünschte bibliographische Rohstoffsammlung, die auch zur besseren Bearbeitung oder doch zur Berichtigung ihrer Einzelheiten veranlassen wird.

Unterdrückte Utopie: [Madden (S. D. D.)] Memoirs of the Tventieth Century, being original Letters of State, under George the Sixth. London: 1733/ Dr. Madden („a name", says Dr. Johnson, „which Ireland ought to honour") was born in 1687, and recived his education at Dublin. In 1732, he published his „ Memoirs of the Twentieth Century" „These is something mysterious", says Chalmers, „in the history of this work of which only one volume has appeared. A thousand copies were printed with such very great dispatch, that three printers were employed on it (Bowyer, Woodfal & Roberts) and the names of an uncommon number of reputable booksellers in the title-page. The current report is, that the edition was suppressed on the day of publication; that it is now exceedingly scarce, is certain. In four days after publication, all that were unsold vere recalled. Mr. Tutet, who had a copy of this curiosity, never heard but of one other, though he frequently inquired after it" (Versteigerungsverzeichnis Sotheby, Wilkinson & Hodge London, 3 August 1886, No 1776).



ZEITSCHRIFTENSCHAU.

Zeitschrift für Bücherfreunde Neue Folge. 10. Jahrgang. Leipzig: 1918/19.

Heft 1/2. A. Schmidt: Sächsische Einbände in der Großherzoglichen Hof- und Landesbibliothek zu Darmstadt. / O. Zaretzky: Zwei Kölner Ausgaben der Lutherbulle „Exsurge Domine". / G. Witkowski: Das künstlerische Buch der Gegenwart I. / H. W. Rath: Neue Mitteilungen über Mörikes Oper und seine erste Gedichtausgabe mit neuaufgefundenen Briefen. / F. Behrend: Vom Rütli zu der Ellorn. / M. J. Husung: Kaiserlich gekrönte Dichter. / W. Schürmeyer: Die Hypnerotomachia Polifili des Francesco Colonna. / Beiblatt.

Heft 3. G. Wittkowski: Daumiers Holzschnitte. / O. Walzel: Neue Dichtungen vom Tiere. / L. Geiger: Eine unbekannte Korrespondenz des Lorenzo von Medici. / W. Deetjen: Spenden aus der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar. / H. H. Houben: Isidorus Orientalis II.; F. Michael: Die Bücherei eines Schülers im 16. Jahrhundert. / R. Ehwald: Luthers Verse auf Friedrich den Weisen. / Beiblatt.

Heft 4. E. W. Bredt: Deutsche Buchkünstler der Gegenwart XI. Emil Pirchan. / A. Holz: Die befreite deutsche Wortkunst. / H. H. Houben: Kaiser Josephs II. Zensurreform. / H. Jost: Bucheinbände von Paul Ebert. / Beiblatt.

Heft 5/6. G. Schumann: Unbekannte Wertherschriften. / A. Holz: Idee und Gestaltung des Phantasus. / F. Hirth: Heinrich Heines Aphorismen. / Kl. Löffler: Die Bibliotheken von Korvei. / L. Geiger: Eine literarische Verspottung Varnhagens durch Clemens Brentano. / H. Klenz: Gelehrten-Kuriositäten VI. / Beiblatt.

Heft 7. F. Kuhlmann: Darf Dürer als Schöpfer der Fraktur angesehen und diese als „Dürerschrift" bezeichnet werden? / A. Holz: Die neue Form und ihre bisherige Entwicklung. / F. v. Zobeltitz: Das künstlerische Buch der Gegenwart II., „Der Marsyas". / A. Tulla: Wiener Stegreif-Komödien aus den Jahren 1752—1757. / L. Geiger: Vier literarische Kuriositäten 1821—1835. / Germanicus: Der Druck des Rumänischen Friedensvertrages. / Beiblatt.

Drucke der Wahlverwandten. Mitteilungen. Heft 1. [Gedruckt in 1000 Exemplaren. Mit zwei Originallithographien von Robert Sterl.] Leipzig: 1918.

Archiv für Buchgewerbe. Jahrgang 1918. Band 55. Leipzig.

Heft 5/6. H. Schwarz: Ein Streifzug durch 50 Jahrgänge des Archivs für Buchgewerbe. (7. Fortsetzung.) E. Collin: Der Buchrücken. / L. Volkmann: Der „Frieden von Bukarest" als Druckwerk. / Mitteilungen aus der buchgewerblichen Praxis. / Buchgewerbliche Rundschau. / Zeitschriften- und Bücherschau. // [Zeitschrift... Nr. 5/6.] W. Schubart: Fragen und Aufgaben der Papyrusschriftkunde. / V. Gardthausen: Drei kleinasiatische Buchstaben. / O. Nachod: Der älteste erhaltene Blockdruck: Japanische Dhârani-Zettel von 770. / V. Tornius: Der Holzschnitt in der Leipziger Illustrierten Zeitung. / O. Glauning: Die Gründung der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. / R. Stübe: Der Himmelsbrief. / Mitteilungen aus dem Deutschen Kulturmuseum.

Das Plakat. Zeitschrift des Vereins der Plakatfreunde. 9. Jahrgang. Berlin: 1918.

September-November: W. von zur Westen: Deutsche Reklamekunst aus fünf Jahrhunderten. / F. Christophe: Einige persönliche Bemerkungen zu meinen Arbeiten. / H. Sachs: Der Wettbewerb des Vereins der Plakatfreunde für ein Plakat der Deutschen Frauenhaarsammlung vom Roten Kreuz. / Besprechungen und Berichte. / Kleine Mitteilungen. / Wettbewerbe.



Druck von Poeschel & Trepte in Leipzig.







